

MARGARET WEIS & TRACY HICKMAN

DIE VERGESSENEN REICHE

FEUER SEE



MARGARET WEIS & TRACY HICKMAN

DIE VERGESSENEN REICHE

Feuersee

Fantasy-Roman

Prolog

Viermal habe ich das Todestor passiert, und viermal verlor ich das Bewußtsein, so daß ich mich an nichts erinnern kann. Die erste meiner Reisen führte mich zu der Welt Arianus – und wieder zurück. Fast wäre es auch meine letzte gewesen.¹

Vor der Rückkehr kam ich in den Besitz eines Drachenschiffs der Elfen von Arianus. Es ist weit stabiler und brauchbarer als mein erstes Schiff. Nachdem ich es mit zusätzlichen magischen Eigenschaften ausgestattet hatte, kehrte ich damit in den Nexus zurück, wo der Fürst und ich mit großer Sorgfalt darangingen, die Schutzzauber des Schiffes weiter zu verstärken; Runen der Macht bedecken fast jeden Zentimeter von Rumpf, Aufbauten und Mast.

Dieses Schiff brachte mich zu meinem nächsten Ziel – der Welt Pryan. Wieder durchsegelte ich das Todestor. Wieder verlor ich die Besinnung. Ich erwachte in einem Reich, in dem es keine Dunkelheit gibt, nur endlosen Tag.

Meinen Auftrag in Pryan führte ich jedenfalls zur Zufriedenheit des Fürsten aus.

Nicht zu der meinen.²

Als ich Pryan verließ, nahm ich mir vor, unbedingt bei Bewußtsein zu bleiben, um das Tor zu sehen und seine

¹ Der Herrscher des Nexus unterschätzte die magischen Kräfte, die das Todestor regulieren, und versäumte es, Haplo mit ausreichendem Schutz für die Reise auszustatten. Der Patryn erlitt Schiffbruch und wurde von dem Geg Limbeck gerettet (nachzulesen in Himmelsstürmer, Band 1 der Reihe »Die vergessenen Reiche«, Bastei-Lübbe 28. 198 oder 21. 210).

² Charakteristischerweise äußert Haplo sich nicht genauer zu dem, was er als sein Versagen auf Pryan betrachtet, aber es könnte mit der Tatsache zusammenhängen, daß er dort auf einen Stamm von Riesen traf, deren Magie der der Patryns weit überlegen war und die ihn beinahe getötet hätten (*Elfenstern*, »Die vergessenen Reiche« Band 2, Bastei-Lübbe 28. 201 oder 20. 238).

Wirkungsweise zu erfahren. Die Schutzzauber wirken so zuverlässig, daß Mann und Schiff völlig unbeschadet ihren Bestimmungsort erreichen – woher also diese Erinnerungslücken? Der Fürst ließ anklingen, daß es sich um eine Schwäche in meinem Charakter handeln könne, einen Mangel an mentaler Disziplin. Ich war entschlossen, diesmal nicht diesem unerklärlichen Einfluß zu erliegen. Und doch geschah es wieder!

Eben noch war ich hellwach und näherte mich der kleinen schwarzen Öffnung, die viel zu winzig aussah, um mein Schiff aufnehmen zu können – gleich darauf befand ich mich bereits sicher im Nexus.

Es ist wichtig, daß wir so genau wie möglich über die Passage durch das Tor Bescheid wissen. Wir werden Armeen von Patryn hindurchführen, die mit der Fähigkeit zu kämpfen und zu erobern in den Welten jenseits eintreffen müssen. Der Fürst hat sich eingehend mit diesem Problem beschäftigt und die Schriften der Sartan studiert, unserer Feinde von alters her, die das Todestor erschufen sowie die Welten, zu denen es führt. Eben jetzt, am Vorabend meiner Reise nach Abarrach, läßt er mich wissen, daß er eine Entdeckung gemacht hat.

Zurück von der Unterredung mit dem Fürsten. Ich gestehe, daß ich enttäuscht bin. Das ist keine Kritik an meinem Souverän – einem Mann, den ich vor allen anderen in diesem Universum schätze und verehere –, aber seine Erklärung der Natur des Todestores ergibt wenig Sinn. Wie kann ein Ort existieren und doch wieder nicht? Wie kann er vorhanden sein und gleichzeitig ein unbeständiges Phänomen? Wie soll es möglich sein, daß die Zeit sich dort im Vorwärtsschreiten rückwärts bewegt? Wie kann das Licht so hell sein, daß ich von Dunkelheit umgeben bin?

Der Fürst behauptet, das Todestor wäre nie dazu bestimmt gewesen, durchschritten zu werden! Er vermag nicht zu sagen, welche Funktion es hatte – oder hat. Vielleicht bestand sein

Zweck lediglich darin, als Fluchtweg aus einem sterbenden Universum zu dienen. Dem kann ich nicht zustimmen. Ich habe herausgefunden, daß nach dem Plan der Sartan die Möglichkeit der Kommunikation zwischen den einzelnen Welten bestehen sollte. Aus einem uns unbekannten Grund kam es nicht dazu – die einzige Verbindung zwischen den Welten, die ich entdeckt habe, ist das Todestor. Um so mehr ein Grund, daß ich die nächste Reise in wachem Zustand hinter mich bringe. Der Fürst hat mir Wege der Vorbereitung gezeigt, um den Willen zu stärken, damit ich diesmal Erfolg habe. Er warnt mich jedoch, daß ich ein großes Risiko eingehe.

Die Magie des Schiffes bewahrt mich vor Unbill – das Leben werde ich also nicht verlieren.

Aber vielleicht den Verstand.³

»Vater, wir haben keine andere Wahl. Gestern ist wieder ein Kind gestorben. Tags zuvor seine Großmutter. Die Kälte wird unerträglicher, von Tag zu Tag. Und doch ...« Sein Sohn hält inne und fährt nach kurzem Überlegen fort. »Ich glaube, es ist nicht so sehr die Kälte, Vater, als vielmehr die Dunkelheit. Die Kälte tötet den Leib, die Dunkelheit aber den Willen. Baltasar hat recht. Wir müssen jetzt aufbrechen, solange wir noch stark genug sind für die Reise.«

Draußen im Gang spähe ich durch den Türspalt, horche und warte auf die Erwiderung des Königs.⁴

Aber der alte Mann antwortet nicht gleich. Sein goldener Thron, besetzt mit Diamanten von der Größe einer Männerfaust, steht erhöht auf einer Empore und beherrscht von dieser Warte aus einen weitläufigen Saal mit Wänden, Fußboden und Decke aus poliertem Marmor. Er sieht nur wenig von diesem Saal; der größte Teil liegt im Dunkeln. Eine

³ Haplo: Abarrach, *Welt aus Stein*, Band 4 der Todestordiarie

⁴ Baltasar, *Erinnerungen an meine Heimat*, eine Chronik der letzten Tage von Kairn Telest.

Gaslampe auf dem Boden zu seinen Füßen verbreitet knisternd und zischend spärliches Licht.

Fröstelnd schmiegt der greise Monarch sich tiefer in die Pelzmäntel und -decken, die man um ihn gehäuft hat. Er rückt an die Kante des Thronsessels, näher an die Gaslampe, obwohl er weiß, daß sie ihm keine Wärme spenden wird. Ich glaube, er sucht vielmehr den Trost der Helligkeit. Sein Sohn hat recht. Die ewige Nacht tötet uns.

»Es gab eine Zeit«, sagt der König, »als die Lampen im Palast vom Abend bis zum Morgen nicht erloschen. Die ganze Nacht hindurch wurde gefeiert und getanzt. Wenn wir dann atemlos und erhitzt waren, liefen wir aus dem Palast hinaus ins Freie unter dem Höhlendach, ließen uns in das weiche Gras fallen und lachten, lachten.« Er verstummte. »Deine Mutter tanzte leidenschaftlich gern.«

»Ja, Vater. Ich erinnere mich.« Die Stimme des Sohnes ist leise und geduldig.

Edmund weiß, daß sein Vater nicht versucht, sich vor der Gegenwart in die Vergangenheit zu flüchten. Er weiß, der König hat die einzig mögliche Entscheidung getroffen. Er weiß, daß sein Vater Abschied nimmt.

»Das Orchester war dort drüben.« Der König deutet mit dem knochigen Finger in eine schattenverhangene Ecke der Halle. »Die Musiker spielten die ganze Schlafhälfte des Zyklus hindurch. Sie tranken Parfruchtwein, um das Feuer in ihrem Blut in Gang zu halten. Natürlich waren sie bald allesamt betrunken. Gegen Ende spielte die eine Hälfte von ihnen nicht mehr dasselbe wie die andere. Aber das störte uns nicht. Wir lachten nur um so mehr. Wir haben viel gelacht, damals.«

Der alte Mann summt vor sich hin, eine Weise aus seiner Jugend. Ich habe bisher still im Halbdunkel des Ganges gestanden und durch einen Spalt der fast geschlossenen Tür die Szene verfolgt, doch jetzt beschließe ich, daß es an der Zeit ist, mich bemerkbar zu machen, wenn auch nur Edmund

gegenüber. Es ist unter meiner Würde zu lauschen. Ich winke einem Bedienten und schicke ihn mit einer belanglosen Botschaft zum König hinein. Die Tür öffnet sich knarrend, ein Schwall kalter Luft fährt in den Thronsaal und löscht beinahe die Flamme der Gaslampe aus. Die schlurfenden Schritte des Bedienten wecken flüsternde Echos in dem nahezu unbewohnten Palast.

Edmund hebt abwehrend die Hand und bedeutet dem Bedienten, sich zu entfernen. Doch er schaut zur Tür, nimmt mit einem leichten Kopfnicken meine Anwesenheit zur Kenntnis und bittet mich stumm, auf ihn zu warten. Mehr braucht es nicht. Wir verstehen einander ohne Worte.

Der Bediente verläßt schwerfällig den Saal. Er will die Tür schließen, aber ich hindere ihn daran und schicke ihn fort. Der greise König hat das Erscheinen und den Weggang des Bedienten bemerkt, auch wenn er vorgibt, ganz in Gedanken versunken zu sein. Das Alter hat wenig Vorrechte, wenig Annehmlichkeiten. Seinen Grillen zu frönen ist eine davon. Sich Erinnerungen hinzugeben eine weitere.

Der alte Mann seufzt und betrachtet den goldenen Thron, auf dem er sitzt. Von dort wandert sein Blick zu einem kleineren Thron neben dem seinen, der offenbar für eine Frau bestimmt, aber seit langem verwaist ist. Vielleicht sieht er sich selbst, jung, stark, ungebeugt, während er sich zur Seite neigt, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern, und dabei ihre Hand ergreift. Immer fanden sich ihre Hände, wenn sie zusammen waren.

Auch jetzt hält er noch manchmal ihre Hand, aber sie ist kalt, ein Wahrzeichen der eisigen Nacht, die unsere Welt heimsucht. Die Kälte tötet in ihm die eifersüchtig gehütete Blume vergangenen Glücks. Er besucht sie nicht mehr oft. Er zieht die Erinnerungen vor.

»Wie das Gold in dem hellen Licht schimmerte«, erzählt er seinem Sohn. »Manchmal funkelten die Diamanten so grell, daß man den Blick abwenden mußte, weil die Augen

schmerzten. Wir waren reich, unvorstellbar reich, und wir genossen unseren Reichtum.

In aller Unschuld, glaube ich«, fügt der König nach kurzem Nachdenken hinzu. »Wir waren nicht gierig, nicht habsüchtig. ›Was sie für Augen machen werden, wenn sie kommen. Wie sie staunen werden, wenn sie all das Gold sehen, all die Edelsteine!« sagten wir zueinander. Mit dem Gold und den Juwelen nur dieses Thronsessels könnte man in ihrer Welt eine ganze Nation kaufen, wenn man den alten Schriften glauben darf. Und unsere Welt ist angefüllt mit solchen Schätzen, die unangetastet im Fels eingeschlossen liegen.

Ich erinnere mich an die Minen. Oh, das war vor langer Zeit. Lange vor deiner Geburt, mein Sohn. Das Kleine Volk existierte noch. Sie waren die letzten, die zähesten, die stärksten. Sie überdauerten am längsten.

Mein Vater nahm mich mit zu ihnen, als ich ein Junge war. Ich weiß nicht mehr viel davon, nur an ihre blitzenden Augen kann ich mich erinnern, an die buschigen Bärte, die ihre Gesichter verbargen, und ihre kurzen, geschickten Finger. Ich hatte Angst vor ihnen, aber mein Vater sagte, sie wären an sich ein friedfertiges, sanftmütiges Völkchen, nur unfreundlich und grob zu Fremden.«

Der alte König seufzt tief auf. Seine Hand reibt über das kalte Metall der Armlehne, als könnte er den Widerschein des Lichts darauf noch einmal zum Leben erwecken. »Jetzt begreife ich es besser. Sie waren grob und unfreundlich, weil sie Angst hatten. Sie ahnten, welches Schicksal ihnen bestimmt war. Mein Vater muß es auch geahnt haben. Er versuchte es abzuwenden, aber was konnte er schon tun. Unsere Magie war nicht stark genug, sie zu retten. Sie war nicht einmal stark genug, uns selbst zu retten.

Sieh es dir an!« Weinerlich schlägt der König mit der schwachen Faust auf die goldene Lehne. »Reichtum!

Reichtum, der ausreichen würde, eine ganze Nation zu kaufen. Und mein Volk hungert! Alles Plunder! Wertloser Tand!«

Er starrt auf das edle Metall. Es ist matt und stumpf, beinahe häßlich, und das trübe Licht der kleinen Lampe zu Füßen des alten Mannes verleiht ihm keinen Glanz. Auch das Funkeln der Diamanten ist erloschen. Ihr Feuer – ihr Leben – wird genährt vom Feuer – Leben – der Menschen. Wenn das Leben erstorben ist, werden die Diamanten so tot sein wie die Welt um sie herum.

»Sie kommen nicht mehr, was glaubst du, mein Sohn?« fragt der greise Monarch.

»Nein, Vater«, erwidert Edmund. Seine Hand, stark und warm, legt sich über des alten Mannes klamme, abgezehrte Finger. »Sie kommen nicht mehr. Sonst wären sie längst hier.«

»Ich möchte nach draußen gehen«, äußert der König übergangslos.

»Bist du sicher, Vater?« Edmund schaut ihn besorgt an.

»Ja, ich bin sicher!« antwortet sein Vater gereizt. Ein weiteres Vorrecht des Alters – Launenhaftigkeit.

In seinen Pelzumhang gehüllt, erhebt er sich und steigt von der Empore. Sein Sohn hält sich bereit, um ihn zu stützen, sollte es notwendig sein, doch er braucht nicht zu helfen. Der König ist alt, selbst nach den Maßstäben unserer langlebigen Rasse, aber dank seiner starken Magie gelang es ihm besser als den meisten, seine Kraft zu bewahren, und er erfreut sich guter Gesundheit. Zwar sind seine Schultern gebeugt, aber das kommt von den schweren Lasten, die seine lange Regierungszeit ihm aufgebürdet hat. Sein Haar ist bereits seit seinem vierzigsten Lebensjahr schlohweiß, als ihm nach kurzer Krankheit die Gemahlin starb.

Edmund nimmt die Gaslampe und leuchtet voran. Gas ist heutzutage kostbar, kostbarer als Gold. Der König hebt den Blick zu den Kronleuchtern, die kalt und dunkel von der Decke hängen. Ich errate seine Gedanken. Er weiß, daß er unnötig

Gas verschwendet, aber ist es wirklich Verschwendung? Er ist der König. Eines Tages wird sein Sohn ihm nachfolgen. Er muß ihm zeigen, ihm erklären, vor Augen führen, wie es früher gewesen ist. Denn wer weiß? Immer bleibt die Hoffnung, daß sein Sohn zurückkehrt und das Vergangene zu neuem Leben erweckt.

Sie verlassen den Thronsaal und treten in den unbeleuchteten, zugigen Korridor hinaus. Ich stelle mich so hin, daß ich bestimmt gesehen werde. Der Schein der Gaslampe fällt auf mich. Ich erblicke mein Bild in dem Spiegel an der gegenüberliegenden Wand. Ein blasses, überwachtes Gesicht schält sich aus der Dunkelheit, weiß inmitten der Schatten; die Augen reflektieren glitzernd das spärliche Licht. Der Leib, von schwarzen Gewändern verhüllt, ist eins mit dem ewigen Schlaf, der sich über das Reich gesenkt hat, daher scheint mein Kopf körperlos im Nichts zu schweben. Es ist ein gespenstischer Anblick. Ich erschrecke vor mir selbst.

Der alte König sieht mich, geht aber schweigend vorbei, Edmund hebt die Hand zu einer beschwichtigenden Gebärde und schüttelt kaum merklich den Kopf. Mit einer Verbeugung trete ich ins Halbdunkel zurück.

»Baltasar kann warten«, höre ich den König murmeln. »Er wird schließlich seinen Willen bekommen. Bis dahin soll er warten. Der Nekromant hat Zeit. Ich nicht.«

Sie durchwandern die Räume des Palastes, ihre Schritte hallen laut in den leeren Gängen. Doch der alte Mann horcht auf die Laute, die aus der Vergangenheit an sein Ohr dringen: frohe Stimmen, Musik, das schrille Jauchzen eines Kindes, das mit Vater und Mutter in den prächtigen Sälen Fangen spielt.

Auch ich erinnere mich an jene Zeit. Ich war zwanzig Jahre alt, als Prinz Edmund geboren wurde. Der Palast wimmelte von Tanten und Onkeln, nahen und entfernten Verwandten, Höflingen (immer freundlich und liebenswürdig und zum Scherzen aufgelegt), geschäftigen Ratsmitgliedern und

Bürgersleuten, die Petitionen einreichten oder um einen Schiedsspruch nachsuchten. Als Schüler des königlichen Nekromanten wohnte ich im Palast. Schon damals den Büchern zugeneigt, verbrachte ich erheblich mehr Zeit in der Bibliothek als auf dem Tanzboden, aber unbewußt muß ich doch vieles von dem munteren Treiben aufgenommen haben. Manchmal, während der Schlafhälfte, glaube ich noch heute, die Musik zu hören. »Ordnung«, sagt der alte König derweil, »es hatte alles seine Ordnung, damals. Ordnung war unser höchstes Gut, Frieden und Ordnung. Ich begreife nicht, was geschehen ist. Warum hat sich alles verändert? Wie konnte es dazu kommen? Chaos, Dunkelheit ...«

»Es liegt an uns, Vater«, erwidert Edmund fest. »Es muß an uns liegen.«

Natürlich weiß er, daß es nicht so ist. Immerhin ist – war – er mein Schüler. Doch er wird alles tun, um einen Disput mit seinem Vater zu vermeiden. Nach all diesen Jahren ringt er immer noch verzweifelt um Liebe.

Ich folge ihnen; meine schwarzen, weichen Schuhe verursachen kein Geräusch auf dem kalten Steinfußboden. Edmund weiß, daß ich in der Nähe bin. Hin und wieder blickt er über die Schulter, wie um sich bei mir Kraft zu holen. Ich betrachte ihn mit liebevollem Stolz, wie ich ihn für einen leiblichen Sohn empfinden könnte. Edmund und ich sind uns nahe, näher als die meisten Väter und Söhne; näher, als er seinem Vater ist, auch wenn er es nie zugeben würde. Seine Eltern waren so sehr miteinander beschäftigt, daß sie kaum Zeit hatten für das Kind, das ihrer Liebe entsprang. Ich war der Lehrer des Jungen und wurde schließlich des einsamen Jünglings Freund, Gefährte und Mentor.

Jetzt ist er Mitte Zwanzig, stark und schön und voller Leben. Er wird ein guter König sein, sage ich mir und wiederhole die Worte mehrmals, als wären sie ein Talisman und könnten den Schatten vertreiben, der auf meinem Herzen liegt.

Am Ende des Ganges befindet sich eine riesige Flügeltür, beschrieben mit Symbolen, deren Bedeutung längst vergessen ist und nicht nur das: Zeit und Wandel haben sie zum Teil ausgelöscht oder unleserlich gemacht. Der alte Mann hält die Lampe, während sein Sohn unter großer Anstrengung den schweren Metallriegel zurückschiebt, der die Tür des Palastes sicher verschlossen hält.

Der Riegel ist eine Neuerung. Der König mustert ihn mit gerunzelter Stirn. Wahrscheinlich erinnert er sich der Zeit vor Edmunds Geburt, als dergleichen überflüssig war. Magie hielt damals die Tore geschlossen. Über die Jahre hinweg brauchte man die Magie allerdings für Wichtigeres – wie zum Beispiel das Überleben.

Sein Sohn stemmt sich gegen die Türflügel, und sie schwingen auseinander. Ein scharfer Luftzug löscht die Gaslampe aus. Die schneidende Kälte dringt mühelos durch Pelze und dicke Tuche. Sie gemahnt den König daran, daß es im Palast zwar kalt sein mag, die Mauern mit der ihnen innewohnenden Magie aber doch einen gewissen Schutz vor dem atemberaubenden, lähmenden Frost draußen bieten.

»Vater, glaubst du wirklich, dem gewachsen zu sein?« fragte Edmund besorgt. »Ja«, schnappt der alte Mann, doch nur – ich bin sicher – weil er glaubt, das Gesicht wahren zu müssen. »Mach dir keine Sorgen. Wenn es nach Baltasar geht, müssen wir bald alle dort hinaus.«

Ja, er weiß, daß ich in der Nähe bin und jedes Wort hören kann. Er neidet mir den Einfluß, den ich auf Edmund habe. Dazu kann ich nur sagen: Alter Mann, du hast deine Chance gehabt.

»Baltasar hat einen Weg gefunden, der uns durch die Tunnel in die Tiefe führt. Ich habe dir das schon einmal erklärt, Vater. Wir werden nur anfangs unter Kälte zu leiden haben; je weiter wir vordringen, desto wärmer wird es.«

»Dummheiten aus irgendwelchen Büchern, nehme ich an. Laß das verflixte Ding.« Die letzte Bemerkung bezieht sich auf die Lampe. »Verschwende nicht deine Magie. Ich brauche kein Licht. Oft habe ich hier gestanden. Ich würde mich auch mit verbundenen Augen zurechtfinden.«

Ich höre ihre Bewegungen in der Dunkelheit. Fast glaube ich zu sehen, wie der König Edmunds hilfreichen Arm zur Seite stößt und ohne Zögern aus dem Portal tritt. Ich bleibe im Gang stehen und bemühe mich, die Kälte zu ignorieren, die mir in Gesicht und Hände beißt, während meine Füße langsam taub werden.

»Ich halte es nicht mit den Büchern«, bemerkt der König verärgert zu seinem Sohn, dessen festere Schritte ich neben seinen bedächtigen höre. »Baltasar verbringt viel zuviel Zeit über den alten Folianten.«

Vielleicht wärmt der Zorn das Herz des alten Mannes besser als das mittlerweile erloschene Flämmchen der Gaslampe.

»Die Bücher waren es, die uns versprochen, *sie* würden zurückkommen, und du siehst ja, was davon zu halten ist! Bücher.« Er schnaubt verächtlich. »Ich traue ihnen nicht. *Wir* sollten ihnen nicht trauen! Vor Hunderten von Jahren mag gestimmt haben, was dort geschrieben steht, aber seither hat sich die Welt verändert. Die Wege, auf denen unsere Vorfahren in dieses Reich gelangten, sind wahrscheinlich längst verschüttet und zerstört.«

»Baltasar hat die Tunnel ausgekundschaftet, so weit er alleine vorzudringen wagte. Er stellte fest, daß man sie begehen und sich auf die Karten verlassen kann. Du mußt bedenken, Vater, daß die Tunnel von Magie erhalten werden, von der alten, starken Magie, der auch unsere Welt ihre Entstehung verdankt.«

»Alte Magie!« Der Zorn des alten Mannes tritt unverhohlen zutage. »Die alte Magie hat versagt. Deshalb bricht alles zusammen! Statt Aufschwung und Glück herrschen Armut und

Elend! Wo fruchtbares Land war, ist Wüste! Wasser erstarrt zu Eis! Statt Leben bringen wir Tod hervor!«

Er steht auf dem Portikus des Palastes und schaut auf seine Stadt. Seine stofflichen Augen sehen die ewige Nacht, die sich auf sein Reich herabgesenkt hat und die nur von wenigen Lichtern durchbrochen wird, die hier und da in dem unsichtbaren Häusermeer funkeln. Diese Lichtpunkte bezeichnen seine Untertanen – es sind zu wenige, viel zu wenige. Der überwiegende Teil der Häuser im Reich Kairn Telest ist dunkel und kalt. Wie die Königin kommen jene, die nun diese Häuser bewohnen, sehr gut ohne Licht und Wärme aus; man verschwendet es nicht an sie.

Seine stofflichen Augen nehmen die Dunkelheit wahr, wie sein stofflicher Körper die Kälte empfindet, doch er ist gefeit dagegen. Er betrachtet seine Stadt mit den Augen der Erinnerung, eine Gabe, an der er versucht, seinen Sohn teilhaben zu lassen. Jetzt, da es zu spät ist.

»In der alten Welt, vor der Großen Teilung, soll es einen Ball aus Feuer gegeben haben, die ›Sonne‹. Ich habe davon in einem Buch gelesen«, erläutert der König trocken. »Baltasar ist nicht der einzige, der lesen kann. Wie die Welt in vier Teile geteilt wurde, so geschah es auch mit der Sonne. Ihr Feuer wurde in die Mitte unserer Welt eingefügt – es ist Abarrachs Herz, und wie ein Herz hat es Zuflüsse, die das Lebenselixier

Wärme und Energie zu den Gliedmaßen des Körpers transportieren.«

Ich höre ein Rascheln – ein Kopf bewegt sich in der schützenden Hülle vieler Lagen Stoff. Der König hebt den Blick von seiner dunklen Stadt und richtet ihn in die Ferne. Auch dort begegnet ihm nur Schwärze, aber vielleicht sieht er vor seinem inneren Auge ein lichtiges, warmes Land und lebendiges, saftiges Grün unter den glitzernden Stalaktiten der hochgewölbten Felsendecke – ein Land, in dem Kinder lachten und tollten.

»Unsere Sonne war dort draußen.« Wieder ein Rascheln. Der greise König hat die Hand gehoben und deutet in die unerbittliche Finsternis.

»Der Koloß«, sagt Edmund leise.

Er hat Geduld mit seinem Vater. Es gäbe viel, so viel zu tun, doch er steht neben dem alten Mann und lauscht seinen Erinnerungen.

»Eines Tages wird sein Sohn für ihn dasselbe tun«, flüstere ich hoffnungsvoll, aber der Schatten, der über unserer Zukunft liegt, will nicht von meinem Herzen weichen.

Vorahnung? Innere Stimme? Ich glaube nicht an solche Dinge, denn sie setzen die Existenz einer höheren Macht voraus, die mit unsichtbarer Hand in die Belange der Menschen eingreift. Doch ich weiß – mit derselben Gewißheit, die mir sagt, daß er die Heimat seines Vaters und seiner Vorväter verlassen muß –, daß Edmund der letzte König von Kairn Telest sein wird.

Ich bin dankbar für die Dunkelheit. Sie verbirgt meine Tränen.

Auch der König schweigt; unsere Gedanken bewegen sich auf denselben düsteren Bahnen. Er weiß es. Vielleicht liebt er ihn jetzt. Jetzt, da es zu spät ist.

»Ich erinnere mich an den Koloß, Vater«, sagt Edmund hastig. Er deutet das Schweigen des alten Mannes als Ausdruck des Mißfallens. »Ich erinnere mich an den Tag, an dem dir und Baltasar zum erstenmal der Gedanke kam, er könne verlöschen«, fügte er halblaut hinzu.

Die Tränen sind auf meinen Wangen gefroren, das erspart mir die Mühe, sie wegzuwischen. Edmunds Worte haben auch mich auf den Pfad der Erinnerung geführt. Ich folge ihm im Licht – dem schwindenden Licht ...

Kapitel 1

Kairn Telest, Abarrach

Der Ratssaal des Königs von Kairn Telest ist voller Leute. Der König tagt mit dem Rat, der sich aus prominenten Bürgern zusammensetzt, deren Vorväter bereits diese Position innehatten, als unser Volk vor Jahrhunderten Kairn Telest besiedelte. Obwohl Themen von allergrößter Wichtigkeit auf der Tagesordnung stehen, verläuft die Sitzung ruhig und geordnet. Jedes Mitglied lauscht aufmerksam und respektvoll den Worten des jeweiligen Sprechers. Auch Seine Majestät.

Der König erläßt keine Edikte, gibt keine Proklamationen heraus, erteilt keine Order. Über alle Fragen wird von der Ratsversammlung abgestimmt. Der König ist Gleicher unter Gleichen, er wirkt schlichtend, argumentiert und gibt die entscheidende Stimme ab, wenn keine Mehrheit zustandekommt.

Wozu braucht man dann überhaupt einen Monarchen? Die Bevölkerung von Kairn Telest hat von alters her ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung. Schon zu Anfang unserer Geschichte stand fest, daß wir uns irgendeine Art von Regierung geben wollten. Wir bedachten unsere Gesellschaftsstruktur, unsere Situation. Genaugenommen waren wir eher eine Familie als eine Gemeinschaft, und wir kamen zu dem Schluß, die Herrschaftsform der Monarchie, mit einem König als Vaterfigur in Verbindung mit einem stimmberechtigten Senat, sei für uns die geeignetste.

Wir haben nie Grund gehabt, die Entscheidung unserer Vorfahren zu bedauern. Die erste gewählte Königin gebar eine Tochter, die willens und fähig war, das Werk ihrer Mutter

fortzuführen. Diese Tochter gebär einen Sohn, und so folgte eine Generation der nächsten auf den Thron, bis zum heutigen Tag. Das Volk von Kairn Telest ist zufrieden und sieht keinen Grund zur Klage. In einer Welt, die sich vor unseren Augen unaufhaltsam verändert, ohne daß wir etwas dagegen tun können, ist unsere Monarchie ein starker und beruhigender Einfluß.

»Dann ist der Pegel des Flusses noch nicht wieder gestiegen?« erkundigt sich der König und blickt von einem sorgenvollen Gesicht zum anderen.

Die Ratsmitglieder sitzen um einen großen Tisch, an dessen Stirnseite der König Platz nimmt. Sein Stuhl ist prächtiger, doch er steht nicht auf einer Empore, sondern auf einer Höhe mit den übrigen.

»Ganz im Gegenteil, Majestät, er ist weiter gesunken. Zumindest war es gestern so, als ich *den* Wasserstand prüfte.« Der Obmann der Bauerngilde äußert sich mit dumpfer, niedergeschlagener Stimme. »Heute bin ich nicht am Fluß gewesen, weil ich früh aufbrechen mußte, um rechtzeitig im Palast zu sein, doch ich glaube kaum, daß während der Nacht eine Veränderung zum Besseren eingetreten ist.«

»Und die Ernte?«

»Wenn die Felder nicht innerhalb der nächsten fünf Zyklen Wasser bekommen, ist das Getreide verdorben. Glücklicherweise steht das Kairngras ausgezeichnet – es scheint auch unter den ungünstigsten Bedingungen zu gedeihen. Was das Gemüse betrifft, so haben wir die Knechte angewiesen, Wasser in die Gärten zu tragen und die Pflanzen zu gießen. Es war ein Versuch, aber er ist fehlgeschlagen. Wasser zu tragen ist eine neue Aufgabe für sie, und wir alle wissen, wie sie sich gebärden, wenn man ihnen etwas Neues zu tun gibt.«

Kopfnicken in der Runde. Der König runzelt die Brauen und streicht über seinen Bart. Der Sprecher fährt fort, offenbar fühlt

er sich genötigt, eine Erklärung zu geben, sich gegebenenfalls zu rechtfertigen.

»Die Knechte vergessen gleich wieder, was man ihnen aufgetragen hat. Nach kurzer Zeit lassen sie die Eimer achtlos fallen und gehen einfach weg. Wenn wir sie suchen, finden wir sie bei ihrer gewohnten Arbeit. Nach meiner Rechnung ist auf diese Weise mehr Wasser vergeudet worden, als das Gemüse bekommen hat.«

»Was schlägt Ihr vor?«

»Was ich vorschlage?« Der Obmann schaut die Umsitzenden an, ob ihm nicht jemand Beistand leisten will. Er seufzt. »Ich schlage vor, mit der Ernte zu beginnen, solange noch etwas da ist, das sich zu ernten lohnt. Es ist besser, das Wenige zu retten, statt abzuwarten, bis alles verdorrt. Ich habe hier eine Parfrucht mitgebracht. Wie Ihr seht, ist sie unverhältnismäßig klein und längst nicht reif. Sie müßte noch wenigstens sechzehn Zyklen hängenbleiben. Aber wenn wir sie nicht jetzt pflücken, verdorrt sie am Stock. Nach der Ernte können wir eine zweite Saat ausbringen, und bis dahin hat der Fluß vielleicht wieder seinen normalen Stand ...«

»Nein«, ruft eine Stimme, eine neue Stimme in diesem Saal und dieser Versammlung. »Man hat mich lange genug im Vorzimmer warten lassen. Es ist offensichtlich, daß der König nicht vorhat, mich rufen zu lassen. Ich muß die Dinge selbst in die Hand nehmen. Der Wasserstand wird nicht steigen, wenigstens nicht in absehbarer Zeit und auch später nur, falls drastische Veränderungen eintreten, die jetzt nicht vorausszusehen sind. Der Hemo ist zu einem schlammigen Rinnsal geschrumpft, und wenn wir nicht großes Glück haben, Majestät, wird er gänzlich austrocknen.«

Der König hat sich herumgedreht und blickt mich verärgert an. Er weiß, daß er mir an Intelligenz unterlegen ist, und deshalb traut er mir nicht. Doch die Vernunft hat ihn gelehrt, auf mich zu hören. Die wenigen Male, die er meinen Rat in den

Wind schlug und seinen eigenen Kopf durchsetzte, hat er es bitter bereuen müssen. Aus diesem Grund bin ich jetzt des Königs Nekromant.

»Ich wollte den rechten Moment abwarten, um Euch hereinzubitten, Baltasar. Aber«, spricht er mit ironischem Unterton weiter, »wie es scheint, könnt Ihr es nicht erwarten, schlechte Nachrichten zu überbringen. Nehmt also Platz und erstattet dem Rat Bericht.« Seiner Miene nach zu urteilen, würde er zu gerne mich persönlich für diese schlechten Nachrichten verantwortlich machen.

Ich setze mich an die ihm gegenüberliegende Seite des rechteckigen Versammlungstisches aus Stein. Die Augen der Ratsmitglieder wenden sich zögernd, widerwillig in meine Richtung. Ich bin zugegebenermaßen eine ungewöhnliche Erscheinung.

Diejenigen, die in den weitverzweigten Grotten und Höhlen von Abarrach leben, sind von Natur aus hellhäutig, aber meine Haut ist totenbleich, beinahe durchsichtig, mit einem bläulichen Schimmer von den Blutgefäßen dicht unter der papierdünnen Oberfläche.

Die unnatürliche Blässe rührt daher, daß ich viele Stunden des Tages und der Nacht in der Bibliothek zubringe und die alten Schriften studiere. Mein rabenschwarzes Haar – eine Rarität in Kairn Telest, denn der überwiegende Teil der Bevölkerung hat weißes Haar mit braunen Spitzen – und die schwarze Robe meines Amtes schaffen einen Kontrast, der meine Haut noch bleicher wirken läßt.

Die meisten der Anwesenden haben mich kaum je zu Gesicht bekommen, denn ich halte mich fast ständig im Palast auf und zeige mich nur selten in der Stadt oder bei Hofe. Mein Erscheinen in dieser Ratsversammlung ist eine unheilvolle Ausnahme. Man fürchtet mich. Mein Kommen wirft einen Schatten auf die Herzen der Anwesenden, als hätte ich meinen schwarzen Umhang über sie gebreitet.

Ich beginne damit, daß ich mich erhebe, die flachen Hände auf den Tisch stütze und mich vorbeuge. In dieser Haltung scheine ich bedrohlich jene zu überragen, die mit banger Faszination zu mir aufblicken.

»Vor einiger Zeit unterbreitete ich Seiner Majestät den Vorschlag, daß ich es auf mich nehmen wollte, dem Lauf des Hemo bis zu seiner Quelle zu folgen, um vielleicht herauszufinden, was die Ursache dafür sein könnte, daß er neuerdings so wenig Wasser führt. Seine Majestät hielt meine Absicht für erfolgversprechend, und ich brach auf.«

Ich bemerke, daß einige Ratsmitglieder Blicke tauschen und verstimmt die Brauen zusammenziehen. Dieses Vorhaben ist nicht vom Rat besprochen oder gutgeheißen worden, was natürlich prompte und einhellige Mißbilligung hervorruft. Der König nimmt den Unmut der Ratsherren wahr und schickt sich an, etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen, als ich in die Bresche springe, bevor er ein Wort sagen kann.

»Seine Majestät bestand darauf, daß wir den Rat informieren und dessen Zustimmung einholen, aber ich war dagegen. Nicht aus Mangel an Respekt vor den Mitgliedern dieser ehrenwerten Versammlung, sondern aufgrund der Notwendigkeit, Ruhe im Volk zu bewahren. Seine Majestät wie auch ich waren damals überzeugt, daß es für das Absinken des Wasserstandes eine harmlose Erklärung gab. Vielleicht hatte eine seismische Störung dazu geführt, daß ein Teil der Höhlendecke eingestürzt war und das Flußbett blockierte. Vielleicht hatten Tiere einen Damm errichtet und das Wasser gestaut. Weshalb die Bevölkerung unnötig in Aufregung versetzen? Doch leider ist die Erklärung keineswegs harmlos.«

Die Blicke, die gewechselt werden, drücken tiefste Besorgnis aus. Man hat sich an mein ungewöhnliches Aussehen gewöhnt, und allmählich fällt den Ratsmitgliedern auf, daß ich mich verändert habe. Ich weiß selbst, daß ich elend aussehe, noch kränklicher als gewöhnlich. Meine schwarzen Augen liegen tief

in den Höhlen und sind von dunklen Schatten umgeben. Die Lider sind rot und geschwollen. Es war eine lange, anstrengende Reise; ich habe seit vielen Zyklen nicht geschlafen. Meine Schultern sind vor Müdigkeit herabgesunken.

Die Ratsmitglieder vergessen ihr Mißfallen über das eigenmächtige Handeln des Königs, der ohne sie einen Beschluß gefaßt hat. Sie lauschen mit starren, grimmigen Gesichtern dem, was ich zu sagen habe.

»Ich folgte dem Lauf des Hemo flußaufwärts. Der Weg am Ufer entlang führte mich über bewohntes Gebiet hinaus, durch den Laze-Wald an der Grenze, und schließlich gelangte ich zu der Stelle, an der das Felsendach, das sich über uns wölbt, die Erde berührt. Aber ich fand dort nicht den Quell des Flusses. Es gibt eine Öffnung im Fels, aus der der Hemo sich ergießt. Die Karten, nach denen ich mich richtete, entsprachen genau der Wirklichkeit. Entweder hat der Hemo sich selbst diesen Durchgang geschaffen, oder der Fluß folgt einem Pfad, den jene, die unsere Welt erschufen, für ihn angelegt haben. Vielleicht trifft beides zu.«

Der König schüttelt tadelnd den Kopf über meinen gelehrten Diskurs. Mit einer leichten Verbeugung in seine Richtung bitte ich um Vergebung, dann nehme ich den Faden wieder auf.

»Nachdem ich dem Tunnel ein gutes Stück gefolgt war, entdeckte ich in einer Schlucht ohne Ausgang einen kleinen See am Fuße eines ehemals wohl grandiosen Wasserfalls. Dort stürzt der Hemo über eine lotrechte Klippe mehrere hundert Armlängen in die Tiefe, aus einer Höhe, die in etwa der Felsendecke über unseren Köpfen entspricht.«

Meine Zuhörer scheinen beeindruckt zu sein. Mit einer Handbewegung dämpfe ich ihre aufkeimenden Hoffnungen.

»An den gewaltigen Ausmaßen der spiegelglatten Klippe und der Tiefe des Sees ließ sich ermessen, daß der Fluß einst in mächtigem Schwall dort hinuntergestürzt war. Ein Mensch,

der sich unter den Katarakt gewagt hätte, wäre von der schieren Wucht der Wassermassen zerschmettert worden. Jetzt könnte ein Kind gefahrlos in dem Rinnsal baden, das die Felswand hinunterrieselt.«

Meine Stimme klingt bitter. Der König und seine Räte betrachten mich wachsam, voller böser Ahnungen.

»Ich ging weiter, um doch noch den Ort zu finden, an dem der Fluß entspringt. Ich kletterte die Wand der Schlucht hinauf, und dabei fiel mir ein merkwürdiges Phänomen auf: je höher ich stieg, desto kälter wurde es. Auf dem Grat des Wasserfalls angelangt, dicht unter der Höhlendecke, erkannte ich den Grund dafür. Ich war nicht länger von den Felswänden der Höhle umgeben.« Meine Stimme wird dunkel, dramatisch. »Ich sah mich umgeben von Wänden aus dickem Eis!«

Die Ratsmitglieder wirken betroffen, sie empfinden den Schreck und die Angst, die ich zu vermitteln versuche. Doch ihre ratlosen Gesichter sagen mir, daß sie das volle Ausmaß der Gefahr noch nicht begreifen.

»Meine Freunde«, ich schaue ihnen in die Augen, einem nach dem anderen, und halte ihre Blicke fest, »der obere Teil der Höhle, die der Hemo durchfließt, ist von einem Eispanzer überzogen. Das war früher nicht so«, betone ich, weil ich sehe, daß sie immer noch nicht begreifen. Meine Hände auf der Tischplatte wollen sich gegen meinen Willen zu Fäusten ballen. »Es ist eine Veränderung aus jüngerer Zeit, eine unheilvolle Veränderung. Doch hört mir zu, ich habe noch mehr herausgefunden. Bestürzt über meine Entdeckung, ging ich weiter am Ufer entlang. Es war dunkel, der Weg tückisch, die Kälte kaum zu ertragen. Ich wunderte mich darüber, denn ich befand mich noch in dem Einflußbereich von Licht und Wärme des Kolosses. Weshalb war davon nichts zu spüren, fragte ich mich.«

»Wenn es so kalt war, wie konntet Ihr dann weitergehen?« verlangt der König zu wissen.

»Glücklicherweise, Majestät, ist meine Magie stark und hat mich am Leben erhalten«, erwidere ich.

Er hört es nicht gerne, aber schließlich hat er mich herausgefordert. Man weiß von meinem überlegenen magischen Potential, das größer ist als das der meisten Bewohner von Kairn Telest. Er glaubt, daß ich prahlen will.

»Nach großen Strapazen erreichte ich die Öffnung in der Felswand, durch die der Hemo in die Höhle fließt«, fahre ich fort. »Nach den Eintragungen auf den alten Karten, hätte ich bei dem Blick aus dieser Öffnung das Himmelsmeer sehen müssen, den Süßwasserozean, den die Alten für uns erschaffen haben. Was ich aber sah, meine Freunde ...« ich warte, bis ich sicher bin, ihre ungeteilte Aufmerksamkeit zu besitzen, »... war ein schier endloses Meer aus Eis!«

Das letzte Wort stoße ich zischend hervor. Die Ratsmitglieder erschauern, als hätte ich die Kälte wie ein Raubtier im Käfig mitgebracht und auf sie losgelassen. Sie starren mich an, stumm, betäubt, während die volle Bedeutung dessen, was ich gesagt habe, allmählich in ihr Bewußtsein dringt, so wie eine Pfeilspitze in einer alten Wunde langsam durch den Körper zum Herzen wandert.

»Wie kann so etwas geschehen?« Der König bricht als erster das Schweigen. »Wie ist das möglich?«

Ich streiche mir mit der Hand über die Stirn. Ich bin müde, ausgebrannt. Während der langen, schweren Wanderung habe ich von meiner Magie gezehrt, doch über so lange Zeit hinweg von ihr Gebrauch zu machen hat mich sehr geschwächt. »Ich habe mich lange Stunden mit dieser Frage beschäftigt, Majestät. Auch wenn ich noch weiter forschen muß, um ganz sicher sein zu können, glaube ich doch, eine Erklärung gefunden zu haben. Wenn ich diese Parfrucht nehmen darf?«

Ich beuge mich noch weiter über den Tisch und greife nach der runden, hartschaligen Frucht, die in glücklicheren Zeiten sehr begehrt war, um Wein daraus zu keltern. Ich halte sie in die

Höhe, damit jeder sie sehen kann, und breche sie dann in zwei Hälften.

»Dies«, erkläre ich und deute auf den großen roten Kern im Innern der Frucht, »stellt den Mittelpunkt unserer Welt dar, das Magmareservoir. Das hier«, ich zeichne mit dem Finger die roten Adern nach, die vom Kern ausgehend das Fruchtfleisch durchziehen, »sind die Kolosse, Wunderwerke der Alten, die dazu bestimmt sind, die aus dem Magma gewonnene Wärme und Energie durch die ganze Welt zu leiten, damit der kalte, tote Stein Leben hervorbringen und erhalten kann. Die Oberfläche Abarrachs besteht aus massivem Fels, vergleichbar dieser harten Schale.«

Ich beiße kräftig in die Frucht und zeige die entstandene Mulde den Ratsherren, die schweigend meine Demonstration verfolgen.

»Nehmen wir an, dies ist das Himmelsmeer, der Süßwasserozean über uns. Das hier«, ich beschreibe mit der freien Hand einen Kreis um die Frucht, »ist der leere Raum, finster und kalt. Solange die Kolosse Licht und Wärme verströmen, wird der Kälte des Raumes Einhalt geboten, der Ozean bleibt eisfrei, das Wasser strömt ungehindert durch den Tunnel und bringt uns Leben. Aber wenn die Zuleitungen versagen ...«

Ich lasse den Satz unvollendet in der Luft hängen. Mit einem Schulterzucken werfe ich die Parfrucht zurück auf den Tisch. Sie rollt über die Platte und schließlich über den Rand. Die Ratsmitglieder betrachten sie mit fasziniertem Grauen und machen keine Anstalten, sie aufzufangen. Die Frucht fällt zu Boden; eine Frau zuckt bei dem Aufprall zusammen.

»Ihr wollt sagen, das ist der Grund? Die Kolosse versagen?«

»Ich nehme es an, Majestät.«

»Aber müßte sich das nicht irgendwie bemerkbar machen? Unsere Zuleitungen versorgen uns unverändert mit Licht und Wärme ...«

»Wenn ich den König und den Rat daran erinnern darf, betonte ich in meinem Bericht die Tatsache, daß der obere Teil der Höhle mit Eis überzogen ist, nicht die Höhlenwände. Ich glaube, daß unsere Zuleitungen, wenn sie auch nicht gleich versiegen, so doch schwächer werden. Die Auswirkungen machen sich bis jetzt noch nicht auffällig bemerkbar, auch wenn ich ein stetiges und zuvor unerklärliches Absinken der durchschnittlichen Tagestemperatur festgestellt habe. Es ist eine schleichende Veränderung, die man vermutlich noch eine ganze Zeitlang wird ignorieren können, aber falls meine Theorie zutrifft ...« Ich zögere.

»Sprich weiter«, fordert mich der König auf. »Besser die Grube auf dem Weg sehen und umgehen, als blindlings hineinzutappen, wie der Volksmund sagt.«

»Ich glaube nicht, daß es uns möglich sein wird, diese Grube zu umgehen«, sage ich ruhig. »Je weiter das Himmelsmeer zufriert, desto spärlicher wird der Hemo fließen und schließlich ganz versiegen.«

Entsetzte und bestürzte Ausrufe unterbrechen mich. Ich warte, bis wieder Ruhe eingetreten ist.

»Die Temperatur in der Höhle wird ständig weiter fallen. Die von dem Koloß ausgehende Helligkeit wird schwächer werden und erlöschen. Unser Land wird ein Land der Dunkelheit sein, ein Land der bitteren Kälte, ein Land ohne Wasser, ein Land, in dem nichts wächst – trotz unserer magischen Kräfte. Ein totes Land, Majestät. Und wenn wir bleiben, haben auch wir keine Zukunft mehr.«

Ich höre einen heftigen Atemzug und nehme aus den Augenwinkeln eine Bewegung an der Tür wahr. Edmund – vierzehn Jahre alt – steht dort und hat meine Worte gehört. Es herrscht Schweigen im Saal. Einige der Ratsmitglieder wirken verstört. Dann murmelt jemand, nichts davon sei bewiesen und lediglich die Weltuntergangstheorie eines Nekromanten, der sich den Kopf mit Bücherwissen vollgestopft hat.

»Wie lange?« fragt der König schroff.

»Oh, es wird nicht morgen geschehen, Majestät. Auch nicht übermorgen. Aber«, ich schaue bekümmert zur Tür, »der Prinz, Euer Sohn, wird niemals in Kairn Telest regieren.«

Der König folgt meinem Blick, sieht den Jungen und runzelt die Stirn. »Edmund, du solltest es besser wissen! Was suchst du hier?«

Dem Prinzen steigt das Blut in die Wangen. »Verzeih, Vater. Ich wollte nicht – nicht stören. Man hat mich geschickt, dich zu holen. Mutter ist krank. Der Arzt glaubt, du solltest kommen. Ich habe an der Tür gewartet, und dann hörte ich, was Baltasar sagte! Stimmt es, Vater? Müssen wir fort?«

»Das genügt, Edmund. Warte auf mich, ich komme gleich.«

Der Junge schluckt, verneigt sich und tritt bescheiden in den Schatten neben der Tür zurück. Er tut mir leid. Ich würde ihm gerne alles erklären, ihn trösten. Ich wollte *ihnen* Angst einjagen, nicht ihm.

»Entschuldigt, meine Frau braucht mich.«

Der König erhebt sich, die Ratsmitglieder ebenfalls. Die Versammlung ist offenbar beendet. »Ich brauche nicht eigens zu sagen, daß dies alles geheim bleiben muß, bis wir genauere Informationen haben«, bemerkt der König abschließend. »Der gesunde Menschenverstand wird Euch dazu raten. In fünf Zyklen findet die nächste Versammlung statt. Bis dahin«, fügt er mit zusammengezogenen Brauen hinzu, »schlage ich vor, daß wir der Empfehlung der Bauerngilde folgen und eine frühe Ernte einbringen.«

Der Rat stimmt ab. Der Vorschlag wird angenommen. Einer nach dem anderen gehen sie hinaus, viele werfen mir finstere oder bekümmerte Blicke zu. Ich erwidere jeden Blick mit ruhiger Gelassenheit; früher oder später wird man einsehen müssen, daß ich recht habe. Als der letzte gegangen ist, trete ich vor und halte den König zurück, der zu seiner Gemahlin eilen will.

»Was ist denn noch?« fragte er gereizt. Er ist in großer Sorge.

»Majestät, vergebt, daß ich Euch aufhalte, aber ich wollte unter vier Augen mit Euch reden.«

Er macht sich von mir los. »In Kairn Telest haben wir keine Geheimnisse voreinander. Was immer Ihr sagen wollt, hättet Ihr vor der Versammlung zur Sprache bringen sollen.«

»Das hätte ich getan, wenn ich mir der Tatsache völlig sicher wäre. Ich möchte es der Weisheit und dem Feingefühl Eurer Hoheit anheimstellen, zu beurteilen, ob die Öffentlichkeit davon erfahren sollte.«

Er mustert mich unwillig. »Worum handelt es sich, Baltasar? Noch eine Theorie?«

»Ja, Sire. Noch eine Theorie – über den Koloß. Meine Studien haben ergeben, daß die Kolosse von den Alten für die Ewigkeit geschaffen wurden. Die Magie der Kolosse, Majestät, kann unmöglich versagen.«

Der König hebt aufgebracht die Hände. »Ich habe keine Zeit für Spiele, Nekromant. Ihr selbst habt gesagt, daß die Kraft der Kolosse zur Neige geht ...«

»Ja, Majestät, das habe ich in der Tat gesagt. Und ich bin überzeugt, daß es so ist. Aber vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt. ›Versagen‹ ist womöglich nicht das richtige Wort, Sire, ›Sabotage‹ trifft es genauer.«

Der König starrt mich an, dann schüttelt er den Kopf. »Komm, Edmund«, sagt er und winkt seinen Sohn mit einer knappen Geste zu sich. »Wir gehen jetzt zu deiner Mutter.«

Der Junge kommt gelaufen. Vater und Sohn gehen aus der Tür.

»Sire!« rufe ich, und der dringliche Ton meiner Stimme veranlaßt den König, nochmals stehenzubleiben und zu warten. »Ich glaube, daß irgendwo, in den Höhlen unter Kairn Telest, irgend jemand einen hinterlistigen Krieg gegen uns führt. Und wir werden unterliegen, außer wir tun etwas, um dem ein Ende

zu bereiten. Man wird uns besiegen, ohne auch nur einen Pfeil von der Sehne zu schnellen oder eine Lanze zu werfen. Irgend jemand, Sire, stiehlt die Wärme und das Licht, die uns am Leben erhalten!«

»Aus welchem Grund, Baltasar? Was ist das Motiv für diesen heimtückischen Plan?«

Ich überhöre den Sarkasmus des Königs. »Um es für sich selbst zu nutzen, Sire. Auf dem Weg zurück nach Kairn Telest habe ich lange und angestrengt darüber nachgedacht. Was passiert, wenn Abarrach stirbt? Was, wenn das Magmaherz schrumpft? Ein Staat könnte es für geboten halten, seine Nachbarn zu berauben, um das eigene Überleben zu sichern.«

»Ihr seid verrückt, Baltasar«, sagt der König. Er hat seinem Sohn die Hand auf die magere Schulter gelegt und schiebt ihn vor sich her, doch Edmund schaut mit großen, erschreckten Augen über die Schulter zu mir zurück. Ich erwidere seinen Blick mit einem beruhigenden Lächeln, das erlischt, sobald er aus der Tür ist und mich nicht mehr sehen kann.

»Nein, Sire«, sage ich zu den Schatten, »ich bin nicht verrückt. Ich wünschte, ich wäre es.« Ich reibe mir die Augen, die vor Übermüdung brennen. »Es wäre viel leichter ...«

Kapitel 2

Kairn Telest, Abarrach

Edmund ist allein, als er in der Tür zur Bibliothek erscheint, wo ich sitze und das Gespräch niederschreibe, das eben zwischen Vater und Sohn geführt wurde, wie auch die Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. Ich lege den Stift nieder und erhebe mich respektvoll von meinem Sessel vor dem Schreibtisch.

»Euer Hoheit. Bitte tretet ein und seid willkommen.«

»Ich störe Euch nicht bei der Arbeit?« Er verharret unschlüssig am Eingang. Ihm ist anzusehen, daß ihn etwas quält, daß er reden möchte, jedoch sein Unbehagen rührt daher, daß er nicht hören will, was ich zu sagen habe.

»Ich bin soeben fertig geworden.«

»Mein Vater geht zu Bett«, sagt Edmund übergangslos. »Ich habe seinem Diener befohlen, ihm einen heißen Trank zu bereiten. Er könnte sich erkältet haben, draußen, vor dem Palast.«

»Und welche Entscheidung hat Euer Vater getroffen?« erkundige ich mich.

Edmunds sorgenvolles Gesicht schimmert geisterhaft bleich im Licht einer Gaslampe, die für kurze Zeit der Finsternis die Herrschaft über Kairn Telest streitig macht.

»Entscheidung?« erwidert er resigniert. »Eine Entscheidung kann nur treffen, wer die Wahl hat. Der Auszug des Volkes ist beschlossen.«

Wir befinden uns in meiner Welt, in ›meiner‹ Bibliothek. Der Prinz schaut sich um und sieht, daß hier liebevoll Abschied genommen wurde. Die älteren, schon brüchigen und

zerlesenen Folianten sind in stabilen Truhen aus geflochtenem Kairngras verpackt. Andere,

neuere Bücher, zumeist von mir selbst oder meinen Schülern geschrieben, liegen sorgfältig etikettiert auf Regalen in den tiefen Wandnischen.

Ich bemerke Edmunds Blick, errate seine Gedanken und kann ein verlegenes Lächeln nicht unterdrücken. »Töricht von mir, nicht wahr?« Meine Hand streicht über den Ledereinband des Buches vor mir auf dem Tisch. Es ist eines der wenigen, die ich mitnehmen werde: mein Bericht der letzten Tage von Kairn Telest. »Aber ich brachte es nicht über mich, sie ungeordnet zurückzulassen.«

»Es ist nicht töricht. Wer weiß, eines Tages kehrt Ihr vielleicht zurück.« Edmund bemüht sich um einen heiteren Tonfall. Er hat sich daran gewöhnt, in heiterem Tonfall zu sprechen und eine wohlgemute Zuversicht zur Schau zu tragen.

»Wer weiß? *Ich* weiß es, Prinz.« Ich schüttle vorwurfsvoll den Kopf. »Ihr vergeßt, mit wem Ihr sprecht. Ich bin nicht eins der Ratsmitglieder.«

»Aber es gibt doch noch Hoffnung!« beharrt er.

Es schmerzt mich, seinen Traum zu zerstören. Dennoch – um unser aller willen – muß er gezwungen werden, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. »Nein, Hoheit, es gibt *keine* Hoffnung. Was ich Eurem Vater vor zehn Jahren prophezeit habe, ist eingetroffen. All meine Forschungen lassen nur einen Schluß zu: unsere Welt stirbt.«

»Welchen Sinn hat es dann, sich weiter zu quälen?« ruft Edmund anklagend. »Warum nicht einfach hierbleiben und das Ende abwarten? Weshalb sollen wir die Mühen und Gefahren dieser Wanderung ins Ungewisse auf uns nehmen, wenn uns doch nichts anderes erwartet als der Tod?«

»Ihr sollt Euch eben nicht tatenlos in das Unausweichliche ergeben, Edmund. Ich rate Euch, die Zukunft für Euer Volk in einer anderen Richtung zu suchen.«

Die Miene des Prinzen verdüstert sich. Unmutig wendet er sich von mir ab. »Mein Vater hat verboten, darüber zu reden.«

»Euer Vater ist ein Mann, der in der Vergangenheit lebt, nicht in der Gegenwart«, sage ich unverblümt. »Vergebung, Hoheit, aber es ist stets meine Art gewesen, die Wahrheit auszusprechen, wie schmerzlich oder unangenehm sie auch sein mag. Bei dem Tod Eurer Mutter ist auch in Eurem Vater etwas gestorben. Er schaut zurück. An Euch ist es, vorwärts zu schauen!«

»Mein Vater ist immer noch König«, weist Edmund mich streng zurecht.

»Ja«, antworte ich. Und halte diese Tatsache im stillen für äußerst bedauerlich.

Edmund reckt trotzig das Kinn vor. »Solange er König ist, werden wir tun, was er und der Rat anordnen. Wir werden nach Kairn Nekros gehen und unsere Brüder dort um Hilfe bitten. Ihr selbst habt es vorgeschlagen.«

»Ich habe allerdings vorgeschlagen, daß wir nach Kairn Nekros gehen. Meine Nachforschungen haben ergeben, daß Kairn Nekros der einzige Ort in Abarrach ist, an dem wir mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen können, Leben zu finden. Es liegt an der Feuersee, und auch wenn alle Anzeichen darauf hinweisen, daß der Magmaozean geschrumpft ist, muß er immer noch groß genug sein, um die Leute dort mit Wärme und Energie zu versorgen. Ich habe jedoch nicht gesagt, daß wir als Bettler an ihre Tür klopfen sollen!«

Eine Blutwelle steigt in Edmunds gutgeschnittenes Gesicht, seine Augen blitzen. Er ist jung und stolz.

Ich sehe das Feuer in ihm und tue mein möglichstes, um es zu schüren. »Bettler an der Schwelle jener, die unseren Untergang verschulden!« erinnere ich ihn.

»Ihr habt keine Beweise ...«

»Pah! Alle Beweise deuten in eine Richtung – nach Kairn Nekros. Ja, ich bin überzeugt, daß wir die Bevölkerung jenes

Reiches vergnügt und bei bester Gesundheit antreffen. Weshalb? Weil sie unser Leben gestohlen haben!«

»Weshalb habt Ihr uns dann geraten, daß wir uns dorthin wenden sollen?« Edmund verliert die Geduld. »Wollt Ihr Krieg? Ist es das?«

»Ihr wißt, was ich will, Edmund.«

Der Prinz merkt zu spät, daß man ihn auf den verbotenen Pfad gelockt hat. »Wir brechen auf, nachdem wir das Erstmahl eingenommen haben«, meint er kalt. »Ich habe noch einiges zu tun, Nekromant, genau wie Ihr. Unsere Wiedergänger müssen auf die Reise vorbereitet werden.«

Er macht Anstalten zu gehen. Ich ergreife seinen pelzummüllten Arm.

»Das Todestor!« mahne ich eindringlich. »Denkt darüber nach, Prinz. Das ist alles, worum ich bitte. Denkt darüber nach!«

Er bleibt stehen, doch er dreht sich nicht um. Ich verstarke meinen Griff, bis ich durch den Pelz hindurch Fleisch und Muskeln und Knochen seines Oberarms spüren kann.

»Denkt an die Worte der Prophezeiung, Edmund. Das Todestor ist unsere einzige Hoffnung.«

Der Prinz schüttelt den Kopf, macht sich los und überläßt die Bibliothek dem zuckenden Gaslicht und den eingesargten Büchern.

Ich setze mich hin, nehme den Stift und beginne wieder zu schreiben.

Die Bevölkerung von Kairn Telest versammelt sich in der ewigen Nacht vor dem Tor in der Stadtmauer. Das Tor steht offen, seit man zurückdenken kann, seit der Gründung der Stadt, wie die Aufzeichnungen belegen. Die Mauern wurden errichtet, um die Bevölkerung vor umherstreifenden Raubtieren zu schützen, sie waren nie dazu bestimmt, die Bürger der Stadt vor Übergriffen anderer Bewohner des Landes zu bewahren. Eine solche Vorstellung ist für uns undenkbar. Reisende,

Fremde sind jederzeit willkommen, und deshalb steht das Tor offen.

Aber dann kam der Tag, da wurde den Einwohnern von Kairn Telest bewußt, daß seit langer, langer Zeit kein Fremder mehr das Tor durchschritten hatte, um die Gastfreundschaft der Stadt in Anspruch zu nehmen. Wir begriffen, daß nie mehr einer kommen würde. Nicht einmal irgendwelche Tiere hatte man seit langem zu Gesicht bekommen. Die Tore blieben offen, weil sie zu schließen eine unnötige Mühe und Zeitverschwendung gewesen wäre. Heute stehen die Einwohner unter dem gewaltigen Bogen – nun selbst Reisende – und warten schweigend auf das Zeichen zum Aufbruch.

Ihr König und der Prinz erscheinen, an der Spitze der Armee. Die Soldaten tragen brennende Kairngrasfackeln. Ihnen folge ich selbst – Nekromant des Königs – sowie meine Gehilfen und Schüler. Nach uns kommen die Palastdiener mit dem Proviant und der Kleidung. Einer, der unmittelbar hinter mir einherschlurft, trägt die Kiste mit den Büchern.

Vor dem Tor bleibt der König stehen. Er läßt sich von einem der Soldaten die Fackel reichen und hält sie in die Höhe. Ihr Schein hebt einen kleinen Teil der Stadt aus der Dunkelheit. Wir alle drehen uns noch einmal herum, zu einem letzten Blick auf unsere Heimat.

Wir sehen breite Straßen zwischen Gebäuden aus dem Stein von Abarrach. Die Fassaden aus schimmerndem weißen Marmor, überzogen mit Runen, die niemand mehr zu deuten versteht, reflektieren den Fackelschein. Auf einer Erhebung des Höhlenbodens steht der Palast. Er ist nicht zu erkennen in der Düsternis, aber wir sehen ein Licht, ein kleines Licht in einem Fenster.

»Ich habe die Lampe brennen lassen«, verkündet der König mit überraschend lauter und kräftiger Stimme, »als Willkommensgruß, wenn wir heimkehren.«

Die Leute jubeln, weil es von ihnen erwartet wird. Aber der Jubel erstirbt viel zu bald, statt dessen hört man unterdrücktes Schluchzen.

»Das Gas in dieser Lampe wird ungefähr dreißig Zyklen reichen«, gebe ich halblaut zu bedenken. Ich bin an die Seite des Prinzen getreten.

»Schweigt!« weist Edmund mich zurecht. »Es hat meinen Vater glücklich gemacht.«

»Die Wahrheit läßt sich nicht zum Schweigen verurteilen, Hoheit. Und vor der Wirklichkeit darf man nicht die Augen verschließen.«

Er sagt nichts darauf.

»Wir verlassen jetzt Kairn Telest«, spricht der König weiter, »doch wir werden zurückkehren, mit neu erworbenem Reichtum. Dann wird unser Reich schöner und strahlender sein als je zuvor.«

Niemand jubelt. Niemand hat die Kraft, den Mut und die Zuversicht.

Die Bürger von Kairn Telest formieren sich schweigend zum Aufbruch. Die meisten sind zu Fuß, sie tragen ihren Proviant und wenige Habseligkeiten zu Bündeln verschnürt auf dem Rücken oder in der Hand, doch einige ziehen primitive Karren hinter sich her, mit ihrem Gepäck und denen, die nicht Schritt halten können: den Kranken, den Alten, kleinen Kindern. Zug- und Lasttiere, die man früher besaß, sind längst ausgestorben. Man hat ihr Fleisch gegessen, ihr Fell schützt uns vor der bitteren Kälte.

Der König verläßt als letzter seine Stadt. Hoch aufgerichtet durchschreitet er das Tor, den Blick unerschrocken in die Zukunft gerichtet, die für uns ein neues Leben bereithält, neue Möglichkeiten. In den Leuten, die ihn sehen, erwacht Hoffnung. Sie bilden Spalier längs der Straße, und es erhebt sich wieder Jubel.

Die Haltung des Königs strahlt Majestät und Würde aus. »Komm her, Edmund«, befiehlt er. Der Prinz verläßt mich und eilt zu seinem Vater. Nebeneinander begeben sie sich an die Spitze der Auswandererschar.

Die Fackel hoch erhoben, den Sohn zur Seite, führt der König von Kairn Telest sein Volk aus der Heimat.

Ein Trupp Soldaten ist zurückgeblieben, nachdem die anderen abmarschiert sind. Ich warte ebenfalls, denn ich möchte wissen, welchen Befehl sie noch ausführen sollen.

Es kostet Zeit und beträchtliche Anstrengungen, doch endlich gelingt es ihnen, die Tore zu schließen, die Tore unserer Stadt, mit den rätselhaften Inschriften, deren Bedeutung vergessen ist und über die jetzt, als die Soldaten mit den Fackeln abmarschieren, der Vorhang der Dunkelheit fällt.

Kapitel 3

***Kairn Telest,
Abarrach***

Ich schreibe jetzt unter nahezu unmöglichen Bedingungen. Dies als Erklärung für jeden, der vielleicht später einmal dieses Buch liest und sich sowohl über den veränderten Stil wie auch die veränderte Handschrift wundert. Nein, ich bin nicht plötzlich alt und schwach geworden; mich plagt auch keine Krankheit. Die Buchstaben taumeln über die Seiten, weil ich mich mit dem trüben Lichtschein einer blakenden Fackel zufriedengeben muß. Die einzige Schreibunterlage, die mir zur Verfügung steht, ist eine Platte aus Feuerstein. Einer der Soldaten hat sie mir beschafft. Und nur meine Magie verhindert, daß die Blutbeerentinte gefriert, wenigstens so lange, bis ich die Worte zu Papier gebracht habe.

Außerdem bin ich erschöpft bis ins Mark. Jeder Muskel in meinem Körper schmerzt, meine Füße sind wundgelaufen und haben Blasen. Doch ich habe einen Pakt geschlossen, mit mir selbst und mit Edmund, diese Chronik fortzuführen, und nun will ich die Ereignisse des Zyklus aufschreiben, bevor ...

Bevor ich sie vergessen habe, wollte ich sagen.

Leider werde ich sie wohl nie vergessen können.

Diese erste Etappe unserer Wanderung war körperlich nicht besonders anstrengend. Die Straße führte über Land, durch ehemals landwirtschaftlich genutzte Gebiete: Korn- und Gemüsefelder, Obsthaine, Viehweiden. Die Wege waren eben und leicht begehbar. Wie gesagt – körperlich hat der Marsch uns nicht überfordert. Die seelischen Auswirkungen hingegen sind katastrophal.

Einst schien das wärmende, freundliche Licht der Kolosse auf dieses Land. Jetzt, in der allmächtigen Dunkelheit, sahen wir im Licht der Fackeln links und rechts die Felder brachliegen, verdorrt und öde. Die braunen Stoppeln der letzten Kairngrasernte klapperten wie hohle Knochen in dem eisigen Wind, der klagend durch Spalten und Risse der Höhlenwände pfiß.

Die fröhliche, beinahe abenteuerlustige Stimmung des Aufbruchs verflug unter dem bedrückenden Einfluß dieser Landschaft. Wir marschierten schweigend über den gefrorenen Boden; unsere Füße waren vor Kälte wie abgestorben, wir strauchelten und rutschten auf Eispfützen und reifglatten Steinen. Es wurde einmal Rast gemacht, um etwas zu essen, aber nur kurz, dann ging es weiter. Kinder, die ihren Mittagsschlaf vermißten, nörgelten, manche schlummerten während des Marschierens auf dem Arm ihrer Väter ein. Nicht ein Wort der Klage wurde laut, doch Edmund hörte das Weinen der Kinder. Er sah die Erschöpfung der Leute und begriff, daß sie nicht von Anstrengung herrührte, sondern von tiefer Betrübniß. Ich wußte, daß er mit ihnen litt, aber er durfte uns keine Ruhe gönnen. Unsere Nahrungsmittelvorräte sind knapp und genau rationiert für die Zeitspanne, die wir nach meiner Schätzung brauchen werden, um Kairn Nekros zu erreichen.

Ich dachte daran, Edmund vorzuschlagen, er solle das unfrohe Schweigen brechen und den Leuten in lebhaften Farben ihre Zukunft in einer neuen Heimat schildern. Dann beschloß ich jedoch, es sei besser, die Stille nicht zu unterbrechen. Das Schweigen war beinahe heilig. Unser Volk nahm Abschied.

Gegen Ende des Zyklus kamen wir zu einem Koloß. Niemand sprach, doch einer nach dem anderen verließen die Bewohner von Kairn Telest den Pfad und versammelten sich um den gigantischen Pfeiler aus Stein. Früher einmal wäre es unmöglich gewesen, sich dem Wärme und Licht verströmenden

Bann unseres Lebens zu nähern. Jetzt erhob er sich vor uns ebenso tot und kalt wie das Land, das ohne ihn nicht fortbestehen konnte.

Der König, begleitet von mir, Edmund und fackeltragenden Soldaten, löste sich aus der Menge und trat an den Koloß heran. Edmund betrachtete den Pfeiler neugierig, er hatte nie zuvor einen aus der Nähe gesehen.

In seinem Gesicht malte sich ehrfürchtiges Staunen über die Höhe und den gewaltigen Umfang der Felssäule.

Ich sah den König an. Er wirkte enttäuscht, hilflos, zornig, als hätte der Koloß an ihm persönlich Verrat geübt.

Nur mir war dieser Artefakt der Alten vertraut. Ich hatte mich bereits vor langer Zeit, bei den ersten Anzeichen der Veränderungen, die unserem Land den Untergang bringen sollten, eingehend mit ihm befaßt, um vielleicht eine Möglichkeit zu finden, mein Volk zu retten. Jedoch das Geheimnis des Kolosses liegt für alle Ewigkeit in der Vergangenheit begraben.

Impulsiv zog Edmund die Pelzhandschuhe aus, um den Fels zu berühren, mit den Fingerspitzen über die runenbedeckte Oberfläche zu tasten, aber plötzlich hielt er inne, aus Angst vor der Magie, der rätselhaften Macht des Pfeilers. Er blickte mich fragend an.

»Nur zu«, sagte ich mit einem Schulterzucken. »Es gibt nichts zu befürchten. Er hat längst die Kraft eingebüßt, etwas zu bewirken, sei es Gutes oder Schlechtes.«

Edmund nickte leicht, dann strich er mit der Hand über den kalten Stein. Zögernd, beinahe ehrfürchtig, zeichnete er das Muster der Runen nach, deren Bedeutung und Magie aus dem Gedächtnis unseres Volkes entschwunden sind. Er legte den Kopf in den Nacken und ließ den Blick an dem Pfeiler in die Höhe gleiten, soweit der Fackelschein reichte. Die Glyphen setzten sich fort bis an die Grenze der Dunkelheit und darüber hinaus.

»Der Pfeiler erhebt sich bis zur Höhlendecke«, erklärte ich in dem nüchternen, sachlichen Tonfall des Lehrers, wie ich in den glücklichen Tagen zu ihm zu sprechen pflegte, als er im Schulzimmer vor mir saß und meinen Worten lauschte. »Aller Wahrscheinlichkeit nach durchstößt er die Decke sogar und ragt bis in den Bereich des Himmelsmeeres. Und jeder Daumenbreit der Oberfläche ist mit diesen Runen bedeckt.

Es ist frustrierend, aber die meisten der Sigel vermag ich zu deuten, nur liegt die Macht der Rune nicht in dem einzelnen Zeichen, sondern in deren Verknüpfung. Diese Verknüpfung ist es, die mein Begriffsvermögen übersteigt. Ich zeichnete die Sigelfolgen ab, nahm sie mit in die Bibliothek und studierte sie mit der Hilfe der alten Schriften.

Aber«, fuhr ich fort, so leise, daß nur Edmund mich hören konnte, »es war wie der Versuch, ein aus Myriaden dünner Fäden bestehendes Knäuel zu entwirren. Ich fand den Beginn eines einzelnen Fadens, folgte ihm, und er führte mich zu einem Knoten. Geduldig löste ich einen Faden heraus, dann noch einen und noch einen, bis mir der Kopf schwirrte. Ich entwirrte einen Knoten, nur um darunter einen nächsten zu finden. Als es mir schließlich gelungen war, auch diesen aufzulösen, hatte ich den ersten, einzelnen Faden verloren. Und es sind Millionen Knoten«, sagte ich, schaute nach oben und seufzte. »Millionen.«

Der König wandte dem Pfeiler abrupt den Rücken zu, im Fackelschein wirkte sein Gesicht hager und zerfurcht. Während der ganzen Zeit, die wir vor dem Koloß standen, hatte er nicht ein Wort gesprochen. Und auch vorher nicht, kam es mir zu Bewußtsein; er schwieg, seit wir die Stadt verlassen hatten. Er ging davon, zurück zur Straße. Die Umstehenden hoben die Kinder auf die Schultern und folgten ihm. Den Schluß machten die Soldaten mit den Fackeln, nur einer blieb bei dem Prinzen und mir zurück.

Edmund stand vor dem Koloß und zog die Handschuhe an. Ich wartete, weil ich ahnte, daß er unter vier Augen mit mir sprechen wollte.

»Diese gleichen Runen oder ähnliche bewachen wahrscheinlich das Todestor«, bemerkte er halblaut, als er sicher sein konnte, daß niemand uns hörte. Der Mann, der zurückgeblieben war, um uns zu leuchten, hatte sich aus Höflichkeit einige Schritte entfernt. »Auch wenn wir es fänden, könnten wir nicht hoffen, uns Zutritt zu verschaffen.«

Mein Herz schlug schneller. Endlich begann er, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen!

»Denkt an die Prophezeiung, Edmund«, war alles, was ich sagte.

Ich wollte nicht übereifrig erscheinen oder ihn bedrängen. Man läßt Edmund am besten seine eigenen Überlegungen anstellen, seine eigenen Entscheidungen treffen. Ich kam zu dieser Erkenntnis schon, als er noch mein Schüler war. Vorschlagen, andeuten, empfehlen. Niemals anordnen, ihn zwingen wollen. Versucht man es doch, wird er so hart und kalt wie diese Felswand, die sich mir – während ich hier sitze und schreibe – schmerzhaft in den Rücken bohrt.

»Prophezeiung!« wiederholte er gereizt. »Worte, die vor Jahrhunderten gesprochen wurden! Falls sie sich überhaupt jemals erfüllen sollten, woran ich ehrlich gesagt zweifle, warum ausgerechnet in unserem Leben?«

»Weil«, antwortete ich ihm, »es nach uns kein Leben mehr geben wird.«

Die Antwort bestürzte ihn, wie es meine Absicht war. Er starrte mich an, ohne etwas zu sagen. Nach einem letzten Blick auf den Koloß wandte er sich ab und beeilte sich, seinen Vater einzuholen. Ich wußte, daß meine Worte ihn beschäftigten, denn während des Marsches war sein Gesicht ernst und nachdenklich, seine Haltung gebeugt.

Edmund, Edmund! Wie sehr ich dich liebe und wie sehr es mich schmerzt, dir diese schwere Last aufbürden zu müssen. Wenn ich von meiner Arbeit aufblicke, sehe ich, wie du zwischen den Menschen umhergehst, um dich zu vergewissern, daß sie es so gut haben wie unter diesen Umständen nur möglich. Ich weiß, daß du müde bist, aber du willst dich nicht hinlegen, bis alle anderen schlafen.

Du hast den ganzen Zyklus keinen Bissen gegessen. Ich sah, wie du deine Ration der alten Frau gegeben hast, die deine Amme war. Du versuchtest, es unauffällig zu tun. Aber ich habe es gesehen. Ich weiß Bescheid. Und auch unser Volk lernt, Edmund. Am Ende dieser Reise wird es in der Lage sein, einen wahren Herrscher zu erkennen und ihn wertzuschätzen.

Doch ich schweife ab, wo ich doch rasch zum Schluß kommen sollte. Meine Finger sind steif vor Kälte, und trotz aller Bemühungen bildet sich eine dünne Eisschicht auf der Tinte.

Der Koloß, von dem ich schrieb, bezeichnet die Grenze von Kairn Telest. Wir marschierten weiter, bis wir gegen Ende des Zyklus endlich unser Ziel erreichten. Ich suchte und fand den Eingang zu dem Tunnel, der auf einer der alten Karten eingezeichnet war, eine bogenförmige Öffnung in der Kairnwand. Ich wußte, daß es der richtige Tunnel war, denn schon nach einigen Schritten stellte ich fest, daß er in leichter Neigung abwärts führte.

»Dieser Tunnel«, erklärte ich und wies auf die undurchdringliche Finsternis im Innern, »wird uns in Regionen tief unter unserem Heimatkairn führen. Er führt uns tiefer in das Herz von Abarrach, zu den Ländern unten, in das Reich, das auf den Karten als Kairn Nekros bezeichnet wird, mit der Hauptstadt Nekropolis.«

Die Menschen standen schweigend, nicht einmal die Säuglinge schrien. Wir alle wußten, mit dem ersten Schritt ließen wir unsere Heimat unwiderruflich hinter uns.

Ohne ein Wort setzte der König sich in Bewegung und trat in den unterirdischen Gang – als erster. Edmund und ich folgten ihm; Edmund mußte sich bücken, um sich nicht den Kopf zu stoßen. Nach dieser symbolischen Geste des Königs übernahm ich die Führung, denn nur ich habe die Karten studiert.

Hinter uns strömten die Männer, Frauen, Kinder und Toten von Kairn Telest in den Tunnel. Ich sah viele am Eingang zögern, sich umdrehen, für einen letzten Augenblick, ein stummes Lebewohl. Auch ich schaute noch einmal zurück, doch wir sahen nichts als Dunkelheit. Was noch an Licht geblieben ist, nehmen wir mit uns.

Der letzte hatte den Tunnel betreten. Der flackernde Schein der Fackeln zuckte über die schimmernden Wände aus Obsidian. Unsere Leiber warfen verzerrte, unstete Schatten auf den glatten Boden. Wir gingen weiter, Schritt für Schritt ins Ungewisse und in die Tiefe.

Hinter uns senkte sich die ewige Nacht über Kairn Telest.

Kapitel 4

Pfade der Hoffnung, Abarrach

Wer immer diesen Bericht liest (falls überhaupt jemand von uns am Leben bleibt, um ihn zu lesen, woran ich sehr zu zweifeln beginne), wird er einen großen Zeitsprung bemerken. Als ich das letzte Mal die Feder zur Hand nahm, hatten wir gerade den ersten der auf den Karten als ›Pfade der Hoffnung‹ bezeichneten unterirdischen Gänge betreten. Wie man sehen kann, habe ich diesen Namen ausgelöscht und einen anderen eingesetzt.

Pfade des Todes.

Wir haben zwanzig Zyklen in diesen Tunneln zugebracht, erheblich länger, als ich geschätzt hatte. Die Karte hat sich als unzuverlässig erwiesen, wenn auch nicht in Bezug auf die Route, die im wesentlichen dieselbe ist, auf der unsere Vorfahren nach Kairn Telest gelangten.

Damals waren die Tunnel neu erschaffen, mit glatten Wänden, soliden Decken, ebenem Boden. Ich wußte, daß sich im Lauf der Jahrhunderte vieles verändert haben würde; Abarrach wird von seismischen Störungen heimgesucht, die den Boden erschüttern, aber kaum mehr bewirken, als daß die Teller im Schrank klirren und die Kronleuchter im Palast hin und her schwingen.

Ich bin davon ausgegangen, daß unsere Ahnen diese Stollen mittels ihrer Magie befestigt haben würden, wie unsere Paläste, unsere Stadtmauern, unsere Läden und unsere Wohnhäuser. Wenn sie es taten, haben die Runen entweder ihre Macht verloren, oder sie müssen mit neuer Kraft erfüllt werden. Vielleicht machten unsere Vorfahren sich auch nicht

die Mühe, die Tunnel zu schützen, weil sie annahmen, eventuelle Zerstörungen könnten von jenen, die über das Wissen der Sigel verfügten, leicht behoben werden.

Von allen möglichen Katastrophen, die unsere Ahnen für uns befürchteten, sahen sie die größte nicht voraus – daß wir die Magie verlieren könnten.

Wieder und wieder kam es zu zeitraubenden Aufenthalten. An vielen Stellen war die Tunneldecke eingestürzt, der Weg blockiert von riesigen Felstrümmern, die zu beseitigen mehrere Zyklen in Anspruch nahm. Breite Risse ziehen sich durch den Boden; nur die Mutigsten wagten sie zu überspringen. Wir mußten Brücken konstruieren, damit alle passieren konnten.

Und wir haben die Tunnel noch nicht hinter uns gelassen. Längst nicht, wenn meine Vermutungen zutreffen. Es ist mir nicht möglich, unsere genaue Position zu bestimmen. Etliche Landmarken sind verschwunden, von Steinlawinen zerstört oder von der Zeit unkenntlich gemacht. Ich bin nicht einmal mehr sicher, daß wir auf dem richtigen sind. Aus den Karten ist zu ersehen, daß die Ahnen an den Wänden Glyphen anbrachten, als Wegweiser für Reisende, aber selbst wenn es stimmen sollte, können wir diese Zeichen nicht mehr deuten und nutzen.

Unsere Lage ist verzweifelt. Die Nahrungsmittelrationen sind halbiert worden. Wir alle haben an Gewicht verloren. Unsere Kinder weinen nicht mehr vor Müdigkeit, sie weinen vor Hunger. Die Karren sind am Wegrand liegengeblieben. Ehemals liebevoll gehegte Besitztümer, von denen man sich nicht trennen mochte, wurden zu schwer für die von Hunger und Erschöpfung geschwächten Arme. Nur die Wagen für die Alten und Kranken wurden noch mitgeführt, doch jetzt werden sie einer nach dem anderen überflüssig. Das Sterben der Schwachen hat begonnen. Die mir untergebenen Nekromanten haben ihre traurige Arbeit aufgenommen.

Die ganze Bürde unseres leidvollen Exodus ruht, wie ich es vorausgesehen habe, auf den Schultern Edmunds, der mit ansehen muß, wie sein Vater vor seinen Augen verfällt.

Der König ist nach den Maßstäben unseres Volkes ein alter Mann. Der Thronfolger wurde ihm spät geboren. Doch als wir den Palast verließen, war er gesund und tatkräftig, stark wie ein um die Hälfte jüngerer Mann. Ich hatte einen Traum, in dem ich das Leben des Königs als ein Band sah, verbunden mit dem goldenen Thron, der jetzt verwaist in der kalten Dunkelheit von Kairn Telest steht. Je weiter er sich von der Heimat entfernt, desto mehr dehnt sich das Band, wird dünner und dünner, bis ich nun fürchte, eine hastige oder unvorsichtige Bewegung könnte es zerreißen.

Der König zeigt an nichts mehr Interesse: Was wir tun, was wir sagen, wohin wir gehen, ist ihm gleichgültig. Die meiste Zeit frage ich mich, ob er überhaupt den Boden unter seinen Füßen wahrnimmt. Edmund hält sich stets an seines Vaters Seite und führt ihn wie jemanden, der das Augenlicht verloren hat. Nein, das trifft es nicht genau. Der König betrügt sich wie ein Mensch, der rückwärts geht, der nicht sieht, was vor ihm liegt, sondern nur, was er zurückläßt.

Wenn der Prinz von seinen zahllosen Verpflichtungen daran gehindert wird, sich um seinen Vater zu kümmern, trägt er Sorge, daß zwei Soldaten zur Hand sind, um seinen Platz einzunehmen. Der König ist fügsam; ohne Widerstand geht er, wohin man ihn führt, bleibt stehen, wenn man ihm sagt, daß er stehenbleiben soll. Er ißt, was man ihm in die Hand gibt, und scheint es gar nicht zu schmecken. Ich glaube, er würde einen Stein essen, den man ihm reichte. Ich glaube auch, daß er ganz aufhörte zu essen, wenn man ihm keine Nahrung brächte.

Zu Anfang unserer Wanderung sprach der König lange Zyklen kein Wort, nicht einmal zu seinem Sohn. Jetzt redet er fast unablässig, doch immer nur mit sich selbst, nicht mit anderen. Nicht mit anderen Personen, heißt das. Die meiste

Zeit unterhält er sich mit seiner Frau – nicht wie sie ist, eine der Toten, sondern wie sie war, als sie noch lebte. Unser König hat sich aus der Gegenwart zurückgezogen und der Vergangenheit zugewandt.

Die Situation wurde so unhaltbar, daß die Ratsmitglieder den Prinzen baten, den König für abgesetzt zu erklären und an seine Stelle zu treten. Edmund wies das Ansinnen zurück; eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen ich erlebte, wie er die Beherrschung verlor. Die Ratsmitglieder duckten sich vor seinem Zorn wie geprügelte Hunde. Edmund hat recht. Nach unseren Gesetzen bleibt der König bis zu seinem Tode an der Macht. Aber das Gesetz berücksichtigt nicht die Möglichkeit, daß ein Herrscher den Verstand verlieren könnte. So etwas gibt es nicht in unserem Volk.

Die Ratsmitglieder sahen schließlich keinen anderen Ausweg mehr, als zu mir zu kommen (wie ich es genoß!) und mich zu bitten, um des Volkes willen meinen Einfluß auf Edmund geltend zu machen. Ich versprach zu tun, was in meiner Macht lag.

»Edmund, wir haben miteinander zu reden«, sagte ich zu ihm, als wir wieder einmal darauf warteten, daß die Soldaten einen großen Steinhaufen beiseite schafften, der den Weg verspernte.

Er setzte eine störrische Miene auf. Ich kannte diesen Gesichtsausdruck aus seiner Jugend – so pflegte er dreinzuschauen, wenn ich eine Mathematiklektion ankündigte, ein Fach, mit dem er sich nicht anzufreunden vermochte. Eine solche Flut wehmütiger Erinnerungen stieg in mir auf, daß ich mich erst fassen mußte, bevor ich weitersprechen konnte.

»Euer Vater ist krank«, fuhr ich in betont sachlichem Tonfall fort. »Ihr müßt seinen Platz einnehmen, wenigstens vorübergehend –«, ich hob die Hand, um sein zorniges Aufbegehren im Keim zu ersticken, » – bis Seine Majestät wieder in der Lage ist, die Amtsgeschäfte wahrzunehmen.« Ich

begegnete seinem vorwurfsvollen Blick. »Bedenkt, daß Ihr Euren Untertanen gegenüber eine Verantwortung habt, Prinz. Niemals in der Geschichte von Kairn Telest waren wir in größerer Gefahr als jetzt. Wollt Ihr die, die Euch vertrauen, im Stich lassen, aus falsch verstandener Sohnespflicht? Würde Euer Vater das billigen?« Selbstverständlich erwähnte ich nicht, daß sein Vater selbst vor der Verantwortung in eine Traumwelt geflohen war. Er hätte sich ärgerlich gegen eine solche Unterstellung verwahrt. Aber wenn sein eigenes Gewissen zu ihm sprach ...

Ich sah ihn zu seinem Vater schauen, der auf einem Stein saß und mit seiner Vergangenheit plauderte. Ich sah die Sorge und den Kummer auf Edmunds Gesicht, sah die Schuld. Die Saat ging auf, jetzt brauchte sie etwas Zeit, um zu reifen. Ich ließ ihn allein.

Warum fällt es immer mir zu, der ich ihn Hebe, ihm Schmerz zuzufügen? fragte ich mich traurig, während ich davonging. Am Ende dieses Zyklus rief Edmund die Telester zusammen und verkündete, daß er ihr Souverän sein wollte, wenn sie es wünschten, aber nur vorläufig. Er wollte den Titel »Prinz« beibehalten. Sein Vater blieb König und würde seine Pflichten wieder übernehmen, sobald er sich besser fühlte. Das Volk reagierte mit spontanem Jubel, die offensichtliche Liebe und Treue der Leute berührte den Prinzen tief. Seine Rede stillte nicht den Hunger, aber sie gab frischen Mut und machte den Hunger leichter erträglich. Ich betrachtete ihn voller Stolz und mit neuer Hoffnung auch in meinem Herzen.

Sie werden ihm überallhin folgen, dachte ich, sogar durch das Todestor.

Doch mir scheint, daß wir dem Tod näher sind als dem Tor mit dem düsteren Namen. Es gibt nichts Gutes zu vermelden, nur, daß die Temperatur gestiegen ist; wir haben nicht mehr so unter der Kälte zu leiden. Ich möchte glauben, daß wir doch auf

dem richtigen Weg sind und uns dem Ziel nähern – Abarrachs feurigem Herzen.

»Es ist ein gutes Zeichen«, bemerkte ich zu Edmund am Ende eines weiteren öden und freudlosen Zyklus.

Was mich an Befürchtungen und bösen Ahnungen plagt, spreche ich nicht aus. Es wäre grausam, diesen jungen Schultern – mögen sie auch stark sein – noch größere Last aufzubürden.

»Seht hier«, erklärte ich und deutete auf die Karte. »Ihr könnt erkennen, daß wir am Ende der Tunnel zu einem großen Magmateich gelangen. ›See der flüssigen Steine‹ wird er genannt – der erste sichere Orientierungspunkt an der Grenze zu Kairn Nekros. Ich kann es nicht mit Sicherheit behaupten, aber ich glaube, es ist die Hitzeausstrahlung von diesem See, die sich bis zu uns bemerkbar macht.«

»Was bedeutet, daß wir uns dem Ende der Reise nähern«, sagte Edmund, und sein Gesicht, das viel zu schmal geworden ist, leuchtete auf. – »Ihr eßt zu wenig, Prinz«, ermahnte ich ihn sanft. »Ihr nützt Eurem Volk nicht, wenn Ihr krank werdet oder zu schwach seid, um weiterzugehen.«

Er schüttelte den Kopf, wie nicht anders zu erwarten. Doch ich wußte, er würde über meine Worte nachdenken, und später an diesem Abend sah ich ihn seine kärgliche Ration verzehren.

»Ja«, fuhr ich fort und wandte meine Aufmerksamkeit wieder der Karte zu, »ich denke auch, daß wir uns dem Ende nähern. Wir müßten uns in etwa hier befinden.« Ich tippte mit dem Zeigefinger auf das Pergament. »Noch zwei Zyklen, und wir erreichen den See, vorausgesetzt, wir treffen nicht wieder auf irgendwelche Hindernisse.«

»Und dann sind wir in Kairn Nekros, wo es Nahrung und Wasser gibt. Seht nur diesen riesigen Ozean, den sie die Feuersee nennen.« Er legte die Hand auf den eingezeichneten Magmasee. »Er versorgt das *ganze* Land mit Licht und Wärme. Und diese Städte und Dörfer. Hier, Baltasar, Glückshafen. Was

für ein schöner Name. Ich will ihn als gutes Omen nehmen. Glückshafen, wo unser Volk Frieden und Glück finden wird.«

Er saß lange über die Karte gebeugt und stellte laut Vermutungen darüber an, wie dieser oder jener Ort aussehen mußte wie die Leute wohl sprachen und wie überrascht sie sein würden, uns zu sehen.

Ich saß an der Felswand und ließ ihn reden. Es freute mich, ihn wieder lebhaft und zuversichtlich zu sehen. Ich vergaß beinahe den quälenden Hunger, der an meinen Eingeweiden nagte, und auch die noch quälendere Angst, die mich im Wachen und Schlafen nicht ruhen ließ.

Warum sollte ich die bunte Seifenblase zerstören? Warum sie mit der spitzen Nadel der Wirklichkeit zerstechen? Wußte ich Genaues? Hatte ich Beweise? *Theorien*, würde sein Vater, der König, verächtlich gesagt haben. Alles, was ich habe, sind Theorien.

Vermutung: Die Feuersee schrumpft. Sie ist nicht mehr imstande, die ausgedehnten Landstriche mit Licht und Wärme zu versorgen.

Theorie: Kein Reichtum, kein Überfluß. Wir kommen in ein Land, das ebenso öde, unfruchtbar und lebensfeindlich ist wie das, welches wir verlassen haben. Das ist der Grund, weshalb die Bevölkerung von Kairn Nekros uns Licht und Wärme gestohlen hat.

»Sie werden überrascht sein, uns zu sehen«, meint Edmund und lächelt bei der Vorstellung.

Ja, sage ich zu mir. Sehr überrascht.

Kairn Nekros. So benannt von den Ahnen, bei ihrer Ankunft in dieser Welt, zum Gedenken an jene, die bei der Großen Teilung das Leben gelassen hatten, und als Symbol für das Ende eines Daseins und den Beginn – den strahlenden Beginn damals noch – eines neuen.

O Edmund, mein Prinz, mein Sohn. Dieser Name wird das Omen sein. Nicht Glückshafen. Glückshafen ist eine Lüge.

Kapitel 5

Kairn Nekros.

***Die Grotte des Todes, See der flüssigen Steine,
Abarrach***

Wie soll ich von dieser furchtbaren Tragödie berichten? Wie sie beschreiben und in Worte fassen? Und doch muß ich es versuchen. Ich habe Edmund versprochen, der Heldenmut seines Vaters würde der Nachwelt überliefert werden. Ach, meine Hand zittert derart, daß ich kaum die Feder zu halten vermag. Nicht vor Kälte. Darunter haben wir nicht mehr zu leiden, wahrhaftig! Und zu denken, wie wir uns freuten, als es immer wärmer wurde! Das Zittern ist eine Reaktion auf die jüngsten Ereignisse. Ich muß mich konzentrieren.

Edmund. Ich tue es für Edmund.

Wenn ich den Blick hebe, sehe ich ihn mir gegenüber sitzen, allein, wie es einem Trauernden geziemt. Man hat ihm das Beileid bekundet. Die Leute hätten ihm die rituellen Trauergaben überreicht: Speisen, alles, was sie noch an wertvollen Dingen besitzen, aber ihr Prinz (jetzt ihr König, auch wenn er sich weigert, vor der Wiedererweckung die Krone anzunehmen) hat es verboten. Ich habe den Leichnam hergerichtet, wie es dem Herrscher eines Volkes gebührt, und die Schutzriten vollzogen. Wir nehmen ihn selbstverständlich mit uns.

Edmund, von Kummer überwältigt, flehte mich an, gleich die endgültigen Riten zu zelebrieren, doch ich erinnerte ihn streng daran, daß diese Riten erst durchgeführt werden dürfen, nachdem drei vollständige Zyklen verstrichen sind. Es früher zu tun birgt zu viele Gefahren. Unser Kodex verbietet es uns.

Edmund beharrte nicht auf seinem Wunsch. Daß er ein solches Ansinnen auch nur in Erwägung ziehen konnte, muß eine Folge seines Schmerzes und seiner Erschütterung sein. Wenn er nur schlafen würde. Vielleicht findet er jetzt Ruhe, da man ihn alleine gelassen hat. Aber vielleicht geht es ihm wie mir, und jedesmal wenn er die Augen schließt, sieht er diesen grauenhaften Kopf aus dem ...

Ich überlese das bisher Geschriebene und stelle fest, daß ich mit dem Ende begonnen habe, statt von Anfang an zu berichten. Vielleicht sollte ich das Blatt zerreißen, aber mein Vorrat an Pergament ist nur klein, und ich kann mir nicht leisten, etwas davon zu vergeuden. Außerdem ist dies nicht eine Geschichte, die ich nach der Mühsal des Tages bei einem Gläschen Parfruchtwein in meiner Bibliothek niederschreibe. Und doch ... wenn ich es recht überlege, eignet sie sich durchaus für den gemütlichen Plausch nach einem guten Essen, denn – wie es in solchen Geschichten häufig vorkommt – das Schicksal schlug zu, als uns das Glück gewogen zu sein schien.

Die Etappen der letzten beiden Zyklen waren ohne Schwierigkeiten verlaufen; es herrschte eine beinahe fröhliche Stimmung. Wir gelangten an einen Fluß, das erste frische Wasser, das wir in den Tunneln gefunden haben. Nicht nur konnten wir trinken und unseren schwindenden Wasservorrat auffüllen, sondern wir entdeckten auch Fische in den rasch dahinströmenden Fluten.

Hastig improvisierten wir Netze aus allem, was uns in die Hände fiel – das Schultertuch einer Frau, zerschlossene Kinderdecken, fadenscheinige Männerhemden. Die Leute standen an den Ufern und zogen die Netze durch das Wasser. Man war mit verbissenem Ernst bei der Sache, bis Edmund, der den Fischzug leitete, auf einem Stein ausglitt und mit wild rudern den Armen ins Wasser fiel.

Da uns als Lichtquelle nur die Kairngrasfackeln zur Verfügung standen, vermochten wir nicht abzuschätzen, wie tief der Fluß war. Die Telester schrien entsetzt auf, etliche Soldaten schickten sich an, dem Prinzen hinterherzuspringen, um ihn zu retten. Edmund richtete sich mühsam auf. Das Wasser reichte ihm nur bis zu den Knien. Nach der ersten Verblüffung aber brach er in schallendes Gelächter aus.

Auch die Telester lachten, zum erstenmal seit vielen Zyklen.

Edmund hörte es. Er war triefend naß, doch ich bin überzeugt, daß die Tropfen, die ihm über das Gesicht rannen, kein Flußwasser waren, sondern salzige Tränen. Noch werde ich je glauben, daß Edmund tatsächlich auf dem Uferfelsen den Halt verloren hat.

Der Prinz streckte einem seiner Freunde, Sohn eines Ratsmitglieds, die Hand hin. Bei dem Versuch, Edmund aufs Trockene zu helfen, rutschte auch dieser Freund aus und machte unsanft Bekanntschaft mit dem feuchten Naß. Das Gelächter wurde immer lauter, und bald sprangen mehr und mehr der am Ufer stehenden Leute in den Fluß oder ließen sich hineinfallen. Was eine lebensnotwendige Arbeit gewesen war, hatte sich in ein ausgelassenes Spiel verwandelt.

Schließlich gelang es uns doch, einige Fische zu fangen. Am Ende des Zyklus gab es ein großes Festessen, und anschließend schliefen alle tief und fest – der Hunger war gestillt, die Seele getröstet. Wir verlängerten unseren Aufenthalt um einen weiteren Zyklus; niemand hatte es eilig, einen Ort zu verlassen, an dem uns Lachen und Frohsinn neu geschenkt worden waren. Wir fingen noch mehr Fische, salzten sie ein und füllten unsere Vorräte.

Gekräftigt von der Nahrung, dem Wasser und der segensreichen Wärme, fanden die Leute sich bereit, etwas weniger düster in die Zukunft zu schauen. Zu der bescheidenen Euphorie trug bei, daß auch der König allem Anschein nach die dunklen Wolken geistiger Umnachtung abgeschüttelt hatte. Er

hob den Kopf, sprach Edmund als seinen Sohn an und verlangte zu wissen, wo wir uns befanden. An den größten Teil unserer langen Wanderung vermochte er sich nicht zu erinnern.

Der Prinz unterdrückte die Tränen, die ihm in die Augen steigen wollten, breitete die Karte aus und zeigte seinem Vater, wie nah der See der flüssigen Steine war und wie kurz von da aus der Weg nach Kairn Nekros.

Der König aß mit gesundem Appetit, schlief ruhig und sprach nicht mehr zu seiner toten Gemahlin.

Am folgenden Morgen war alles früh auf den Beinen und bereit zum Abmarsch. Zum ersten Mal wagten die Leute zu hoffen, vor ihnen könne ein besseres Leben liegen als das, welches sie in der alten Heimat gekannt hatten.

Ich behielt meine Ängste und Zweifel für mich. Vielleicht ein Fehler, aber wie hätte ich ihnen die neugefundene Zuversicht rauben können?

Nach einem halben Zyklus näherten wir uns dem Ende der Tunnel. Der Gang, der stetig abwärts geführt hatte, wurde eben. Die belebende Wärme hatte sich zu kaum noch erträglicher Hitze gesteigert. Eine glutrote Helligkeit, Vorbote des Sees der flüssigen Steine, machte die Fackeln überflüssig, und wir löschten sie aus. Gleichzeitig mit dem Lichtschein erreichte uns ein merkwürdiges Geräusch.

»Was hat es damit auf sich?« fragte Edmund und gebot Halt.

»Ich glaube, Prinz«, sagte ich zögernd, »was wir hören, ist das Brodeln von Gasen, die aus den Tiefen des Magmas aufsteigen.«

Auf seinem Gesicht malte sich erwartungsvolle Ungeduld. Den gleichen Ausdruck hatte ich bei ihm gesehen, als er noch klein war und ich versprach, ihn auf eine Exkursion mitzunehmen.

»Wie weit ist es noch bis zu dem See?«

»Nicht mehr weit, Hoheit.«

Er setzte sich in Bewegung. Ich legte ihm warnend die Hand auf den Arm.

»Edmund, seid vorsichtig. Die Magie unserer Körper schützt uns vor der Hitze und den giftigen Dämpfen, aber sie ist nicht unerschöpflich. Wir sollten langsam und mit Bedacht weitergehen.«

Er blieb stehen und schaute mich forschend an. »Warum? Was gibt es zu fürchten? Sagt es mir, Baltasar.«

Er kennt mich zu gut. Ich kann nichts vor ihm verbergen.

»Mein Prinz«, sagte ich und zog ihn beiseite, außer Hörweite der Leute und des Königs, »meine Befürchtungen haben keinen Namen und keine Gestalt, deshalb wage ich es kaum, davon zu sprechen.«

Ich entfaltete die Karte und breitete sie auf einem flachen Stein aus. Nebeneinander beugten wir uns darüber. Die Allgemeinheit schenkte uns wenig Aufmerksamkeit, aber ich merkte, daß der König uns mißtrauisch mit finster gerunzelten Brauen beobachtete.

»Versucht den Anschein zu erwecken, als würden wir über die künftige Route sprechen, Hoheit. Ich möchte Euren Vater nicht unnötig beunruhigen.«

Nach einem besorgten Blick auf den König tat Edmund, worum ich ihn gebeten hatte, und stellte mit erhobener Stimme Vermutungen darüber an, welche Richtung wir einschlagen sollten.

»Ihr seht diese Schriftzeichen auf der Karte, quer über dem See?« fragte ich ihn leise. »Ich weiß nicht, was sie bedeuten, aber wenn ich sie ansehe, wird mir angst.«

Edmund betrachtete die Sigel. »Ihr wißt nicht, was sie heißen?«

»Sie sprechen aus ferner Vergangenheit zu uns, aber wir verstehen sie nicht mehr. Auch ich vermag sie nicht zu entziffern.«

»Vielleicht warnen sie nur davor, daß der Weg schwierig ist.«

»Das wäre möglich ...«

»Aber Ihr glaubt es nicht.«

»Edmund«, sagte ich und fühlte, wie mir die Verlegenheitsröte ins Gesicht stieg, »ich weiß nicht, was ich glauben soll. Nichts sonst auf der Karte weist auf eine Gefahr oder Schwierigkeit hin. Wie Ihr seht, ist am Seeufer entlang ein breiter Pfad eingezeichnet. Ein Kind wäre in der Lage, ihm zu folgen.«

»Und wenn der Pfad von Steinlawinen blockiert ist oder durch Spalten unpassierbar? Das haben wir doch oft genug erlebt.«

»Schon, aber der Kartograph würde darauf hingewiesen haben, wenn es zu seiner Zeit geschehen wäre, andernfalls hätte er ja nichts davon gewußt. Nein, falls diese Schriftzeichen auf eine Gefahr hindeuten, dann existierte sie schon damals, als die Karte gezeichnet wurde.«

»Aber das ist so lange her! Bestimmt haben wir heute nichts mehr zu fürchten. Uns ist es ergangen wie einem Runensteinspieler, der vom Pech verfolgt wird. Einmal muß das Glück uns wieder lächeln. Ihr macht Euch zu viele Sorgen, Baltasar.« Lachend schlug Edmund mir auf die Schulter.

»Ich hoffe, Ihr behaltet recht, Prinz«, erwiderte ich ernst. »Dennoch – habt Geduld mit den närrischen Ängsten eines Nekromanten. Tut mir den Gefallen und laßt keine Vorsichtsmaßnahme außer acht. Schickt einen Spähtrupp vor ...« Die Miene des Königs wurde immer finsterer.

»Aber ja!« Edmund nahm es mir übel, daß ich glaubte, ihn an seine Pflichten erinnern zu müssen. »Das hätte ich in jedem Fall getan. Ich werde mit meinem Vater über die Angelegenheit sprechen.«

Ach Edmund, wenn ich doch nur mehr gesagt hätte – und du weniger ...

»Vater, Baltasar glaubt, auf dem Weg um den See könnte Gefahr drohen. Bleib du hier bei den anderen, während ich mit einem Spähtrupp ...«

»Gefahr!« brauste der greise Herrscher mit einem Feuer auf, das seit langer, langer Zeit nicht mehr in ihm gebrannt hatte. Daß es ausgerechnet jetzt auflodern mußte! »Gefahr, und du sagst mir, ich soll zurückbleiben! Ich bin der König. Oder zumindest war ich es.« Seine Augen verengten sich. »Mir ist nicht entgangen, daß du mit Baltasars Hilfe versuchst, dir die Loyalität des Volkes zu erschleichen. Ich habe dich und den Nekromanten die Köpfe zusammenstecken sehen, in dunklen Ecken und Winkeln. Es wird euch nicht gelingen. Das Volk wird mir nachfolgen, wie es mir immer gefolgt ist!«

Ich hörte seine Worte. Alle hörten seine Worte. Die gehässigen Anschuldigungen des Königs gegen seinen designierten Nachfolger, des Vaters gegen den Sohn, hallten durch die Grotte. Kaum vermochte ich den Impuls zu unterdrücken, mich auf den Verleumder zu stürzen und ihn mit bloßen Händen zu erwürgen. Es war mir gleichgültig, was er von mir dachte – ich spürte den Schmerz, den er seinem Sohn zugefügt hatte.

Wenn dieser alte Narr geahnt hätte, was für einen ergebenen und liebevollen Sohn er besaß Wenn er nur gesehen hätte, wie Edmund ihm während der langen, tristen Zyklen der Krankheit nicht von der Seite gewichen war und geduldig seinen wirren Selbstgesprächen gelauscht hatte. Wenn er nur erlebt hätte, wie Edmund wieder und wieder die Krone ablehnte, obwohl die Ratsmitglieder ihn auf Knien anflehten, sie anzunehmen! Wenn nur ...

Genug. Den Toten soll man nichts Schlechtes nachsagen. Ich will annehmen, daß die Geistesverwirrung nicht völlig von unserem König gewichen war und er nicht wußte, was er sprach.

Edmund war leichenblaß geworden, doch er bewahrte eine gelassene Würde, die ihm wohl anstand. »Du hast mich falsch verstanden, Vater. Es ließ sich nicht umgehen, daß ich während deiner Krankheit manche Pflichten übernahm und Entscheidungen traf. Ich tat es nur ungern, wie jeder hier dir bestätigen kann. Niemand ist glücklicher als ich, dich wieder deinen angestammten Platz als Herrscher des Volkes von Kairn Telest einnehmen zu sehen.«

Edmund sah mich an, in den Augen die stumme Frage, ob ich auf die Vorwürfe etwas erwidern wollte. Ich schüttelte den Kopf. Wie konnte ich guten Gewissens leugnen, was ich insgeheim gewünscht, wenn auch nicht ausgesprochen hatte?

Die Worte des Sohnes blieben nicht ohne Wirkung auf den König. Er wirkte beschämt. Fast schien es, als wollte er die Hand ausstrecken, den Sohn vielleicht umarmen, um Verzeihung bitten, aber der Stolz – oder der Wahnsinn – erwies sich als stärker. Er wandte sich ab, und während er davonging, gab er laut Befehle an die Soldaten.

»Einige von euch kommen mit mir«, kommandierte er. »Ihr übrigen bleibt hier und schützt das Volk vor der Gefahr, die uns nach einer Ahnung des Nekromanten hier droht. Er steckt voller Ahnungen, Vermutungen und Theorien, unser geschätzter Nekromant. Seit neuestem bildet er sich ein, der Vater *meines* Sohnes zu sein!«

Edmund hielt es nicht mehr an seinem Platz, er wollte dem Vater nacheilen, aufbegehren, ihm seinerseits bittere Vorwürfe entgegenschleudern. Ich griff nach seinem Arm, hielt ihn zurück und schüttelte den Kopf.

Gefolgt von etwa zwanzig Mann, schritt der König auf den Tunnelausgang zu, eine schmale Pforte im Fels. Die Doppelreihe der Soldaten würde Schwierigkeiten haben, sich hindurchzuzwängen. Dahinter waberte die orangerote Glast des Sees der flüssigen Steine.

Die Leute schauten sich an, schauten auf Edmund. Sie schienen nicht zu wissen, was sie tun oder sagen sollten. Einige der Ratsmitglieder schüttelten mißbilligend die Köpfe. Edmund warf ihnen einen zornigen Blick zu, und sie erstarrten. An der Felspforte angelangt, machte der König halt und drehte sich zu uns herum.

»Du und dein Nekromant, ihr bleibt schön hier und wartet«, rief er, und Hohn schwang in seiner Stimme mit. »Euer König wird zurückkommen und euch sagen, ob ihr es wagen könnt weiterzugehen.«

Begleitet von seinen Männern verließ er den Tunnel. Wenn doch nur ...

Feuerdrachen verfügen über eine bemerkenswerte Intelligenz. Man ist versucht zu sagen, böartige Intelligenz, doch wer sind wir, den Stab zu brechen über ein Geschöpf, das Von unseren Vorfahren gejagt wurde, bis es fast völlig ausgerottet war? Ich bin sicher, könnten die Drachen zu uns sprechen oder wäre ihnen daran gelegen, würden sie uns erinnern, daß sie guten Grund haben, uns zu hassen.

Nicht, daß es dadurch leichter würde.

»Ich hätte mit ihm gehen sollen«, waren Edmunds erste Worte, als ich behutsam versuchte, ihn von dem zerschmetterten, blutüberströmten Leichnam seines Vaters wegzuziehen. »Ich hätte ihn nicht allein lassen dürfen!«

Wenn ich je in meinem Leben versucht gewesen bin zu glauben, daß es einen übergeordneten Plan geben könnte, eine höhere Macht ... Doch nein! Zu all meinen anderen Fehlern will ich nicht noch Blasphemie hinzufügen!

Wie sein Vater es befohlen hatte, blieb Edmund zurück. Mit unbewegtem Gesicht stand er vor den ratlosen Telestern, doch ich, der ihn so gut kannte, wußte, daß er keinen anderen Wunsch hatte, als hinter seinem Vater herzulaufen, ihm zu erklären, verständlich zu machen. Wenn, wenn ...

Edmund ist, wie ich bereits gesagt habe, jung und stolz. Er war zornig – mit Recht. Man hatte ihn vor allem Volk beleidigt. Er war sich keiner Schuld bewußt und keinesfalls bereit, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun. Sein Körper bebte vor unterdrücktem Zorn. Schweigend starrte er zum Tunnelausgang. Auch wir anderen schwiegen, warteten stumm, endlos lange, wie es schien.

Was war geschehen? Sie konnten den See längst umrundet haben, überlegte ich, als plötzlich der gräßliche Schrei durch den Gang tönte. Er hallte furchtbar von den Felsen wider. Wir alle erkannten die Stimme des Königs. Ich und sein Sohn – wir begriffen die Warnung, wußten, daß es sein Todesschrei war.

Es waren grauenhafte Laute, erstickt zuerst von unnennbarem Entsetzen, dann ein röchelndes, qualvolles Gurgeln. Es wollte und wollte nicht enden; der schaurige Widerhall brach über uns herein wie eine Flutwelle blutigen Schreckens.

In meinem ganzen Leben habe ich nichts gehört, was dem auch nur annähernd glich. Ich hoffe inständig, daß es mir auch in Zukunft erspart bleiben wird. Vielleicht hatte dieser Schrei die Macht, jeden, der ihn hörte, in Stein zu verwandeln, wie man es von dem legendären Basilisken erzählt. Ich weiß nur, daß ich regungslos verharrte, unfähig, mich zu rühren oder einen klaren Gedanken zu fassen.

Edmund dagegen erwachte aus seiner trotzigsten Starre.

»Vater!« rief er, und all die Liebe, nach der er sich ein Leben lang gesehnt hatte, sprach aus diesem Ruf. Und wie sein ganzes Leben lang, erhielt er auch diesmal keine Antwort.

Der Prinz stürmte davon, um seinem Vater beizustehen.

Ich hörte das Klirren von Waffen, Kampfgetümmel – und ein schreckliches Brüllen. Jetzt konnte ich meiner Angst einen Namen geben. Jetzt wußte ich, was die Schrift auf der Karte bedeutete.

Die Erkenntnis, daß Edmund im Begriff war, das gleiche Schicksal zu erleiden wie sein Vater, riß mich aus meiner Betäubung. Rasch und mit aller Kraft, die mir geblieben war, errichtete ich eine Barriere vor der Pforte im Fels, eine Art magisches Netz, wie wir es benutzt hatten, um im Fluß zu fischen.

Edmund wollte sich nicht davon aufhalten lassen. Er warf sich aus vollem Lauf dagegen, zog sein Schwert und hieb auf das Hindernis ein.

Meine magischen Kräfte, verstärkt von der Angst um ihn, hielten stand. Ebensowenig wie er die Barriere überwinden konnte, vermochte es der Feuerdrache von der anderen Seite.

Wenigstens hoffte ich es. Ich habe studiert, was unsere Ahnen über diese Kreaturen schrieben, und bin der Ansicht, daß sie die Intelligenz des Drachen unterschätzten. Zur Sicherheit befahl ich den Leuten, weiter in den Tunnel zurückzuweichen und in den Seitengängen Schutz zu suchen. Sie flohen wie verängstigte Mäuse, und bald befand sich im vorderen Teil der Höhle niemand mehr, außer Edmund und mir.

Er ging mit den Fäusten auf mich los. Er bettelte und flehte, drohte mich zu töten, wenn ich das magische Netz nicht auflöste. Ich blieb hart. Durch die Öffnung im Felsen konnte ich das Massaker am Seeufer beobachten.

Des Drachen Kopf, Hals und Brust und der mit spitzen Zacken besetzte Schwanz ragten aus der flüssigen Lava. Kopf und Hals waren schwarz wie die Nacht, die sich über Kairn Telest gesenkt hatte. Die Augen flammten glutrot. Er hielt eine zappelnde Gestalt zwischen den mächtigen Kiefern, die er vor unseren entsetzten Augen in das glosende Magma fallen ließ.

Mann für Mann erlitten die Soldaten, die sich mit ihren armseligen Waffen zur Wehr zu setzen versuchten, das Schicksal ihres Kameraden. Nur ein Leichnam blieb am Ufer zurück – der tote König. Als der letzte Soldat in der Lava

versunken war, richtete der Drache seinen funkelnden Blick auf Edmund und mich. Er musterte uns lange.

Ich schwöre, daß ich Worte vernommen habe; Edmund sagte mir später, auch er hätte sie gehört.

Ihr habt den Preis bezahlt. Ihr dürft passieren.

Die Augen schlossen sich, das schwarze Haupt sank unter die Lavoberfläche und war verschwunden.

Ob ich wirklich den Feuerdrachen sprechen gehört hatte, weiß ich nicht, eine innere Stimme sagte mir jedenfalls, es gäbe nichts mehr zu befürchten, der Drache würde nicht wieder angreifen. Ich löste den Zauber. Edmund stürmte aus dem Tunnel, bevor ich ihn aufzuhalten vermochte. Ich eilte ihm nach, ohne den brodelnden, träge wallenden See aus den Augen zu lassen.

Keine Spur von dem Drachen. Der Prinz fiel neben seinem Vater auf die Knie, schlang die Arme um den Toten.

Der König war auf furchtbare Art gestorben. Vermutlich hatte einer der Zacken des peitschenden Schweifs seinen Leib durchbohrt und seine Eingeweide zerrissen. Ich half Edmund, den Leichnam zurück in den Tunnel zu tragen. Die Leute kamen nur zögernd aus ihren Verstecken und weigerten sich, in die Nähe des Sees zu gehen.

Ich konnte ihnen keinen Vorwurf machen. Auch ich hätte mich nicht vorgewagt, hätte ich nicht die Stimme gehört und gewußt, daß ich ihr trauen konnte. Der Drache hatte Rache genommen und eine alte Schuld beglichen. Sein Zorn war besänftigt.

Es wird Edmund schwerfallen, die Leute zu überzeugen, daß sie unbesorgt dem Weg am Seeufer entlang folgen können. Doch es wird ihm schließlich gelingen, weil sie ihn lieben und ihm vertrauen, und ob es ihm gefällt oder nicht – sie werden ihn ihren König nennen.

Wir brauchen einen König. Sobald wir den See der flüssigen Steine hinter uns gelassen haben, befinden wir uns in Kairn

Nekros. Edmund ist überzeugt, daß man uns freundlich aufnehmen wird. Ich bin überzeugt, daß wir dort *in* das Antlitz unseres Feindes schauen werden.

An diesem Punkt will ich meine Aufzeichnungen beenden. Es sind nur mehr wenige Blätter des kostbaren Pergaments übrig, und es erscheint mir passend, hier meine Chronik zu schließen, mit dem Tod eines Königs von Kairn Telest und der Krönung des Prinzen. Ich wünschte, ich könnte in die Zukunft sehen, erkennen, was sie für uns bereithält, aber selbst die überlegenen magischen Fähigkeiten der Alten ermöglichten es ihnen nicht, der Zeit vorauszuweichen.

Womöglich ist es gut so. Um die Zukunft zu wissen heißt, alle Hoffnung aufzugeben. Und Hoffnung ist das einzige, was wir noch haben.

Edmund wird uns führen, aber nicht – wenn ich es verhindern kann – nach Kairn Nekros. Wer weiß? Die nächste Chronik ist vielleicht überschrieben: *Die Reise durch das Todestor*.

Baltasar, Nekromant des Königs.

Kapitel 6

Der Nexus

Haplo inspizierte sein Schiff. Er schritt den schlanken Rumpf ab und begutachtete mit kritischem Blick Masten, Schwingen und Segel. Das Boot hatte mit nur geringen Schäden drei Reisen durch das Todestor überstanden, zum größten Teil verursacht von den Tytanen, den furchteinflößenden Riesen von Pryan.

»Was meinst du, alter Junge?« Haplo bückte sich und kraulte den Kopf eines schwarzen Hundes, der geduldig neben ihm herlief. »Glaubst du, es ist alles bereit? Glaubst du, wir sind bereit?« Er zog spielerisch an einem der seidigen Ohren. Der buschige Schwanz des Tieres strich von einer Seite zur anderen. Die klugen Augen, die kaum jemals das Gesicht des Herrn verließen, leuchteten auf.

»Diese Runen«, Haplo legte die Hand auf den Fries eingekerbter und eingebrannter Symbole am Schiffsrumpf, »werden sämtliche, wie auch immer gearteten schädlichen Einflüsse von außen abwehren. Nichts, absolut nichts sollte ins Innere dringen können. Wir werden sicher und geschützt sein, wie ein Kind im Mutterleib.«

Er strich mit den Fingerspitzen über die feinen Linien, las in Gedanken die Zeichen, suchte nach irgendeinem Fehler, einer Schwachstelle. Sein Blick wanderte zu dem geschnitzten Drachenhaupt. Die grimmigen Augen starrten aufmerksam geradeaus, als sähen sie bereits das Ziel der Reise.

»Die Magie schützt uns«, setzte Haplo die einseitige Konversation fort. »Die Magie hüllt uns ein. Diesmal werde ich nicht unterliegen. Diesmal werde ich den entscheidenden Augenblick bei vollem Bewußtsein miterleben!«

Der Hund gähnte, setzte sich hin und kratzte sich derart heftig, daß er beinahe umgefallen wäre. Der Patryn betrachtete ihn einigermaßen irritiert. »Danke für die Anteilnahme«, brummte er vorwurfsvoll.

Bei dem tadelnden Klang der geliebten Stimme legte der Hund den Kopf schräg und schien guten Willens zu sein, dem Gespräch die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Unglücklicherweise erwies sich der Juckreiz als zu große Ablenkung. Haplo schnaufte resigniert, kletterte an der Bordwand empor und schritt prüfend ein letztes Mal über das Oberdeck.

Das Schiff war von den Elfen auf Arianus, der Welt in den Lüften, gebaut worden. Was das Äußere anbetraf, glich es den Drachen, für die die Elfen von Arianus eine Art Haßliebe empfanden, weil sie nicht die Macht hatten, diese Geschöpfe zu zähmen, im Gegensatz zu den Menschen, denen es aufgrund ihrer andersgearteten Magie gelungen war. Das Drachenhaupt ragte als verlängerter Bug empor, im Brustkorb war die Brücke untergebracht, der Leib bildete den Rumpf, der Schwanz das Ruder. Schwingen aus der Haut und den Schuppen getöteter Drachen trugen das Schiff durch die Himmel jenes wundersamen Reiches. Sklavenarbeit (Menschen zumeist) im Verein mit Elfenmagie hielten die künstlichen Drachen in der Luft.

Das Schiff war das Geschenk eines dankbaren Elfenkapitäns an Haplo. Der Patryn mußte es nach seinen Bedürfnissen umgestalten. Sein eigenes Schiff war bei der ersten Passage durch das Todestor zerstört worden. Um das große Drachenschiff zu fliegen, waren jetzt keine Magier oder Sklaven mehr vonnöten. Haplo war Kapitän, Steuermann und Besatzung in einer Person, der Hund der einzige Passagier.

Das Tier trottete hinter seinem Herrn drein und hoffte, daß die langweilige Inspektion sich dem Ende nähern möge. Der Vierbeiner liebte das Fliegen. Unterwegs verbrachte er die

meiste Zeit am Bullauge, schaute hinaus und hinterließ Nasenabdrücke am Glas. Er konnte kaum erwarten, daß es losging – wie sein Herr. Haplo hatte auf den vergangenen Reisen zwei faszinierende Welten kennengelernt und zweifelte nicht daran, daß es diesmal wieder so sein würde.

»Nur ruhig, Alter«, sagte er und tätschelte den Kopf des Tieres. »Bald ist es soweit.«

Der Patryn stand auf dem Oberdeck, unter dem eingerollten Hauptsegel, und schaute über den Nexus, seine Heimat.

Nie verließ er diesen Ort ohne ein leises Bedauern. So diszipliniert, hart und gefühllos, wie er von sich selbst glaubte zu sein, mußte er doch jedesmal die Tränen zurückhalten. Der Nexus war schön, doch er hatte viele nicht weniger schöne Gegenden gesehen, ohne daß ihm unmännliche Tränen in die Augen gestiegen wären.

Vielleicht war es der ganz eigene Reiz des Nexus: eine Zwielfichtigkeit, mit Tagen aus beständiger Dämmerung und mondhellen Nächten. Nichts im Nexus war hart, kantig, grell, nichts war extrem, außer den Menschen, die dort lebten; Menschen, die dem Labyrinth entronnen waren – einer unvorstellbar grausamen Gefängniswelt. Jene, die überlebten und denen die Flucht gelang, fanden sich im Nexus wieder. Schönheit und Frieden dort umfingen sie wie die tröstenden Arme einer Mutter das aufgeschreckte Kind, das einem Alptraum entwichen ist.

Haplo stand an Deck seines fliegenden Schiffs und ließ den Blick über den weitläufigen Park um das Haus seines Fürsten schweifen. Ihm fiel ein, wie er damals in dem Bett erwachte, in das man ihn getragen hatte, mehr tot als lebendig nach seinen Prüfungen im Labyrinth. Er war an ein Fenster getreten und hatte dieses Land gesehen. Zum erstenmal in seinem bitteren Leben hatte er Frieden empfunden.

Jedesmal wenn er durch ein Fenster seine neue Heimat betrachtete, erinnerte er sich an jenen Moment. Jedesmal wenn

er sich an jenen Moment erinnerte, segnete er seinen Gebieter, den Herrscher des Nexus, dem er seine Rettung verdankte. Jedesmal wenn er den Fürsten segnete, verfluchte Haplo die Sartan, die Halbgötter, die sein Volk zu einem Dasein in der mörderischen Gefängniswelt verurteilt hatten. Jedesmal wenn er sie verfluchte, schwor er Rache.

Der Hund begriff, daß er sich noch in Geduld fassen mußte, legte sich hin und bettete die Schnauze auf die Vorderpfoten, während Haplo seine Versunkenheit abschüttelte und sich lebhaft herumdrehte. Beinahe wäre er auf das Tier getreten, das mit einem erschreckten Kläffen aufsprang.

»Na, alter Junge. Tut mir leid. Paß nächstens auf, daß du mir nicht immer zwischen die Füße gerätst.« Haplo wollte den Niedergang hinuntersteigen, doch er hielt mitten in der Bewegung inne, als das Universum plötzlich Wellen schlug.

Wellen schlagen. Das war der richtige Ausdruck. Er hatte nie etwas ähnlich Merkwürdiges erlebt. Das Phänomen nahm seinen Anfang tief unter ihm, vielleicht im Mittelpunkt der Welt, und setzte sich undulierend fort, nicht horizontal, wie bei einem Erdbeben, sondern vertikal – vom Boden durch das Schiff, seine Füße, Knie, Leib, Kopf.

Alles um ihn herum war von demselben Effekt betroffen. Für einen flüchtigen Augenblick verlor Haplo Gestalt, Form, Dimension. Er war eine Scherenschnittfigur vor einem flachen Himmel, einer flachen Welt. Nichts blieb von der Wellenbewegung verschont – bis auf den Hund. Er verschwand.

Das Phänomen endete so abrupt, wie es aufgetreten war. Haplo fiel auf Hände und Knie. Benommen kämpfte er gegen die beklemmende Übelkeit, die in ihm aufstieg. Er rang nach Atem, der Welleneffekt hatte ihm die Luft aus dem Körper gepreßt. Als er wieder frei atmen konnte, versuchte er, sich darüber klar zu werden, was das Phänomen verursacht haben könnte.

Der Hund materialisierte sich auf Deck, stand vor ihm und sah ihn vorwurfsvoll an.

»Das war nicht meine Schuld, alter Freund«, erklärte Haplo und musterte wachsam seine Umgebung.

Der Nexus lag friedlich im weichen Dämmerlicht, das Laub an den Bäumen raschelte leise. Haplo betrachtete sie genau – altehrwürdige Riesen mit säulengleichen Stämmen, und doch hatten sie sich gerade eben gewiegt wie ein Getreidefeld im Wind. Nichts regte sich, er hörte keinen Laut, und das war an sich beunruhigend. Vor dem merkwürdigen Ereignis hatte er im Unterbewußtsein die Stimmen und Geräusche von Tieren wahrgenommen, die jetzt verstummt waren. Weshalb? Vor Angst? Ehrfurcht?

Haplo zögerte, sich zu bewegen, als könnte schon der Versuch, den Fuß zu heben, eine Wiederholung des erschreckenden Vorfalles auslösen. Er mußte sich förmlich zwingen, das Deck zu überqueren, weil er jeden Augenblick damit rechnete, wieder in einer eindimensionalen Welt zu stehen. Er spähte über die Reling, auf den Rasen hinunter.

Nichts.

Sein Blick richtete sich auf das Haus, die prachtvolle Residenz des Fürsten, und glitt suchend über die Fenster. Der Fürst lebte allein in dem Schloß und war überhaupt nur selten dort anzutreffen. Dieser Tage stand es wieder einmal leer. Der Herrscher befand sich auf einem seiner zahllosen Kriegszüge gegen die Macht des Labyrinths.

Nichts. Niemand.

»Vielleicht habe ich mir das alles nur eingebildet«, murmelte Haplo.

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Oberlippe und merkte, daß seine Hand zitterte. Als er auf die eintätowierten Sigel starrte, fiel ihm auf, daß sie ein schwaches, blaues Leuchten verströmten. Hastig schob er einen Ärmel hoch und entdeckte das gleiche bereits verblassende Leuchten an

seinem Arm. Ein Blick auf seine Brust brachte dasselbe Ergebnis.

»Dann habe ich es mir also nicht eingebildet«, meinte Haplo erleichtert. Sein Körper hatte auf das Phänomen reagiert, instinktiv, um ihn zu schützen – schützen wovor? Er hatte einen üblen, metallischen Geschmack im Mund, hustete und spuckte aus. Dann machte er kehrt und marschierte entschlossen zum Niedergang zurück. Die Angst verschwand mit dem blauen Leuchten, Zorn trat an ihre Stelle. Zorn und Ratlosigkeit.

Der Ursprung der Wellenbewegung lag nicht im Innern des Schiffs. Haplo hatte verfolgt, wie sie das Schiff durchlief, seinen Körper, die Stämme der Bäume, den Erdboden, das Haus, den Himmel. Unter Deck eilte er zur Brücke. Der Kompaßstein, die mit Runen bedeckte Kugel aus Obsidian, mit deren Hilfe er das Schiff steuerte, ruhte auf seinem Piedestal. Der Stein war schwarz und kalt und verströmte kein Licht.

Haplo musterte ihn mit ungerechtfertigter Verärgerung, da er wider besseres Wissen gehofft hatte, hier die Ursache für die rätselhafte Erscheinung zu finden.

In Gedanken zählte er alles auf, was sich als Fracht an Bord befand: etliche Rollen Tauwerk im Laderaum; Fässer mit Wein, Wasser und Proviant; Kleider zum Wechseln; das Logbuch. Der Stein war das einzige magische Objekt.

Er hatte sämtliche Spuren der Nichtigen⁵ getilgt – der Elfen, Menschen, des Zwergs und des verrückten alten Zauberers –, die auf der unglücklichen Reise zum Elfenstern seine Passagiere gewesen waren. Ohne Zweifel waren sie inzwischen von den Tytanen erschlagen worden. Sie konnten also nicht für dieses sonderbare Phänomen verantwortlich sein.

Der Patryn stand auf der Brücke und starrte auf den Obsidian, ohne ihn wahrzunehmen, während seine Gedanken

⁵ Bezeichnung der Sartan und Patryn für Angehörige der ›minderen‹ Rassen: Menschen, Elfen, Zwerge.

herumhuschten wie aufgescheuchte Mäuse in einem Gewirr unterirdischer Gänge. Erinnerungen an die Nichtigen von Pryan führten zu Erinnerungen an die Nichtigen auf Arianus, und das wiederum brachte ihn auf den Sartan, dem er auf Arianus begegnet war – ein Sartan, dessen Verstand ebenso häufig stolperte, sich verhedderte oder in die falsche Richtung strebte wie seine übergroßen Füße.

Keine dieser Erinnerungen brachte ihn einer Lösung näher.

Nichts Vergleichbares war ihm je zugestoßen. Er rief sich alles ins Gedächtnis, was er über Magie wußte, über die Sigel, die dem Eingeweihten das Reich der Wahrscheinlichkeiten eröffneten und das Unmögliche möglich machten. Doch nach allen ihm bekannten Gesetzen der Zauberei hätte es dieses Phänomen nicht geben dürfen. Haplo stand wieder da, wo er angefangen hatte.

»Ich sollte dem Fürsten davon berichten«, sagte er zu dem Hund, der seinen Herrn teilnahmsvoll betrachtete. »Seinen Rat einholen.«

Aber das hieß die Reise durch das Todestor auf unbestimmte Zeit verschieben. Wenn der Herrscher des Nexus sich in die todbringenden Gefilde des Labyrinths begab, war ungewiß, wann er wiederkehrte. Falls er überhaupt zurückkehrte. Bei seiner Rückkehr würde es ihn kaum erfreuen, entdecken zu müssen, daß Haplo während seiner Abwesenheit wertvolle Zeit vergeudet hatte.

Haplo malte sich aus, wie das Gespräch mit dem großen alten Mann verlaufen würde – dem einzigen lebenden Wesen, das der Patryn respektierte, bewunderte und fürchtete. Er stellte sich vor, wie er versuchte, das seltsame Erlebnis in Worte zu fassen. Sich die Antwort des Fürsten auszudenken bedurfte es keiner Phantasie:

»Ein Schwächeanfall, kein Zweifel. Mit deiner Gesundheit scheint es nicht zum Besten zu stehen, Haplo mein Sohn.

Vielleicht bist du nicht der Richtige für eine Reise von solcher Wichtigkeit.«

Nein, er mußte dieses Rätsel ohne Hilfe lösen. Er überlegte, ob es angebracht war, das ganze Schiff zu durchsuchen, aber auch das bedeutete Zeitverlust. »Und was nützt das Suchen, wenn ich nicht weiß, wonach?« sagte er verdrossen vor sich hin. »Ich benehme mich wie ein Kind, das nachts Gespenster sieht und nach der Mutter mit der Kerze ruft, um sich zeigen zu lassen, daß es nichts zu fürchten gibt. Dummes Zeug! Das beste ist, wir brechen endlich auf!«

Er trat entschlossen vor den Sigelstein und umschloß ihn mit beiden Händen. Der Hund nahm seinen angestammten Platz vor den Fenstern im Brustkorb des Drachen ein. Endlich war sein Herr fertig mit dem komischen Spiel, das ihn beschäftigt hatte. Das Tier wedelte aufgeregt und bellte. Getragen von Wind und Magie, erhob das Schiff sich in die Lüfte und segelte in den purpurn geflammten Himmel hinaus.

Der Eintritt in das Todestor war eine furchteinflößende und beeindruckende Erfahrung. Es stand als winziger schwarzer Punkt am Himmel, wie ein absonderlicher Stern, der Dunkelheit verbreitete statt Licht. Obwohl das Schiff näher und näher kam, wurde der Punkt nicht größer. Vielmehr hatte es den Anschein, als würde das Schiff kleiner und kleiner werden, um zu guter Letzt hindurchschlüpfen zu können.

Dies war das dritte Mal, daß Haplo sich dem Todestor von der Nexusseite näherte, und eigentlich sollte er sich an den Effekt gewöhnt haben. Es hätte ihm keine Angst mehr einflößen dürfen. Doch wie die Male zuvor starrte er gebannt auf den schwarzen Punkt am Himmel und erlebte, wie sein Magen sich zusammenkrampfte und das Atmen ihm schwer wurde. Mit sich verringernder Entfernung nahm die Geschwindigkeit zu. Selbst wenn er gewollt hätte, wäre es ihm unmöglich gewesen, den Kurs zu ändern oder das Schiff anzuhalten. Das Todestor hatte ihn in seiner Gewalt.

Um die Öffnung herum veränderte sich der Himmel. Purpurne und rosafarbene Streifen, Zungen aus weichem Rot begannen zu kreisen. Entweder drehte sich der Himmel, und Haplo stand still, oder Haplo drehte sich, und der Himmel stand still – er wußte nie, was zutreffend war. Und derweil wurde er mit stetig wachsender Geschwindigkeit in den hungrigen Rachen gesogen.

Diesmal war er vorbereitet, gewappnet. Diesmal ...

Ein lautes Poltern und ein spitzer Schrei jagten Haplo einen kalten Schauer über den Rücken. Der Hund stürmte wie von der Sehne geschneit los und verschwand im Bauch des Schiffes.

Nicht ohne Willensanstrengung gelang es Haplo, den Blick von dem hypnotischen Mahlstrom aus Farben abzuwenden, der ihn in den düsteren Schlund lockte. Er hörte das Bellen des Hundes durch die Gänge hallen. Nach dem Gebaren des Tieres zu urteilen, gab es einen ungebetenen Gast – oder Gäste – an Bord.

Haplo setzte sich in Bewegung. Das Schiff krängte, rollte und schlingerte. Er hatte Schwierigkeiten, sich auf den Beinen zu halten, stolperte und taumelte gegen die Schotten wie ein Betrunkener.

Das Bellen wurde lauter und heftiger, aber es hatte einen neuen Klang. Es war nicht mehr drohend, sondern freudig – das Tier begrüßte jemanden, den es kannte und als Freund ansah.

Vielleicht hatte sich irgendein dreistes Gör aus Abenteuerlust an Bord versteckt, auch wenn Haplo sich nicht vorstellen konnte, daß irgendein Patrynkind Sinn für derartigen Unfug hatte. Patryns, die im Labyrinth aufwachsen, haben keine Kindheit.

Als er schließlich den Laderaum erreicht hatte, tönte ihm eine matte, klägliche Stimme entgegen.

»Gutes Hundchen. Pst, sei doch still. Hier, leckere Wurst, aber du mußt weggehen ...«

Haplo blieb stehen. Die Stimme kam ihm bekannt vor. Es war keine Kinderstimme, sie gehörte einem Mann, jemandem, den er kannte, wenn ihm auch nicht gleich das entsprechende Gesicht einfiel oder der Name. Der Patryn erweckte die Sigel auf seinen Händen. Eingehüllt in helles, bläuliches Licht, duckte er sich durch die Türöffnung.

Der Hund stand mit gespreizten Beinen auf dem Plankenboden, sein ohrenbetäubendes Gebell galt einem Mann, der verschreckt in einer Ecke kauerte. Nicht nur die Stimme, auch ihr Besitzer war vertraut: ein kahler Schädel mit schütterem Haarkranz, ein müdes, ältliches Gesicht, gütige, jetzt vor Angst weit aufgerissene Augen. Der Körper lang und schlaksig, scheinbar aus übriggebliebenen Einzelteilen achtlos zusammengesetzt: lächerlich große Hände und Füße, zu langer Hals, zu kleiner Kopf. Die Füße waren es, die ihn verraten hatten, als sie sich in einer Taurolle verfangen und die ganze unbeholfene Gestalt zu Fall brachten.

»Du!« sagte Haplo voll Widerwillen. »Sartan.«

Der Mann hob den Blick von dem Hund, den er vergeblich mit einer Wurst zu bestechen versucht hatte – Teil von Haplos Proviant. Als er den Patryn vor sich stehen sah, breitete sich ein schwaches, selbstironisches Lächeln über sein Gesicht, und er fiel in Ohnmacht.

»Alfred!« Haplo holte tief und zornig Atem. »Wie zur Hölle bist du ...«

Den Himmel pflügend wie eine Windsbraut, stürzte das Schiff mit voller Wucht in das Tor des Todes.

Kapitel 7

Das Todestor

Von der Wucht des Anpralls wurde Haplo rücklings zu Boden geworfen, während der Hund wild scharrend nach einem Halt suchte. Der schlaffe Körper Alfreds rutschte gemächlich über das schlingernde Deck. Haplo fühlte sich an die Bordwand gedrückt und kämpfte verzweifelt gegen enorme, unsichtbare Kräfte, die ihn unerbittlich gegen die Spanten preßten. Endlich richtete das Schiff sich wieder auf, und der Druck ließ nach. Taumelnd bückte er sich nach dem Ohnmächtigen vor seinen Füßen und schüttelte ihn grob.

»Alfred! Verdammt, Sartan! Wach auf!«

Alfreds Lider flatterten; unter der dünnen Haut sah man die Augäpfel rollen. Er stöhnte leise, blinzelte und schien zu erschrecken, als er Haplos finsternes Gesicht über sich gebeugt sah. Als er Anstalten machte, sich aufzusetzen, krängte das Schiff erneut, und instinktiv griff er nach Haplos Arm. Der Patryn befreite sich unwillig von seinem Griff.

»Was tust du hier? Auf meinem Schiff? Gib Antwort, oder beim Labyrinth, ich ...«

Haplo erstarben die Worte auf den Lippen. Der Raum um ihn zog sich zusammen, die Wände rückten näher, der Boden hob sich der Decke entgegen – noch ein Atemzug, und er und Alfred wurden zerquetscht. Doch gleichzeitig dehnte der Raum sich unendlich, das Deck unter seinen Füßen fiel ins Bodenlose, das gesamte Universum strebte auseinander, und Haplo blieb einsam und klein und hilflos zurück.

Der Hund kroch winselnd an Haplo heran und stieß mit der kalten Nase gegen seine Hand. Dankbar streichelte der Patryn das Tier. Es tat gut, den warmen, festen, beruhigend realen

Körper zu spüren. Langsam stabilisierte seine Umgebung sich wieder.

»Wo sind wir?« fragte Alfred furchtsam. Nach dem verstörten Ausdruck in den aufgerissenen, wässerigen Augen zu urteilen, hatte er soeben einen ähnlichen Alptraum durchlebt.

»Am Beginn des Todestores«, antwortete Haplo grimmig.

Beide schwiegen, schauten sich unbehaglich nach allen Seiten um und lauschten mit angehaltenem Atem.

»Aha.« Alfred seufzte schließlich und nickte. »Das würde es erklären ...«

»Was erklären, Sartan?«

»Wie ich hierhergekommen bin.« Alfred begegnete kurz Haplos Blick und schlug gleich wieder die Augen nieder. »Es war nicht meine Absicht. Ich – ich war auf der Suche nach Gram, müßt Ihr wissen. Der kleine Junge, den du von Arianus entführt hast. Die Mutter des Kindes ist außer sich vor Sorge ...«

»Über ein Kind, das sie vor elf Jahren weggegeben hat. Ich bin zu Tränen gerührt. Weiter.«

Auf Alfreds bleichen Wangen erschienen rote Flecke. »Die Umstände damals ... Sie hatte keine Wahl ... Ihr Mann ...«

»Wie bist du auf mein Schiff gekommen?« wiederholte Haplo mit drohendem Unterton.

»Auf Arianus gelang es mir, das Todestor zu finden. Die GEGS setzten mich in einen der Grabgreifer – du erinnerst dich an diese Konstruktionen? – und ließen mich in den Mahlstrom hinab, genau in das Tor. Gleich nach dem Eintauchen hatte ich ein Gefühl, als würde ich in Stücke gerissen. Ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, lag ich hier.« Mit einer ratlos wirkenden Armbewegung wies Alfred durch den Laderaum.

»Das muß das Poltern gewesen sein, das ich gehört habe.« Haplo musterte Alfred forschend. »Du hast mir keine Lüge aufgetischt. Nach allem, was ich weiß, seid ihr erbärmlichen

Sartan gar nicht fähig zu lügen. Aber du sagst auch nicht die volle Wahrheit.«

Die Röte in Alfreds Gesicht stärkte sich. »Vor dem Aufbruch im Nexus, hast du da ein – merkwürdiges Gefühl gehabt?«

Haplo sagte nichts darauf, doch Alfred nahm sein Schweigen als Bestätigung. »Eine Art wellenförmige Erschütterung, begleitet von Schwindel und Übelkeit?« Er blickte schuldbewußt zur Seite. »Ich fürchte, das bin ich gewesen.«

»Dann hast du tatsächlich nicht gelogen.« Der Patryn ging in die Hocke und fixierte Alfred mit gerunzelter Stirn. »Was im Namen der Großen Teilung fange ich jetzt mit dir an? Ich ...«

Haplo hatte das Gefühl, als wolle die Zeit stehenbleiben. Es schien ein Jahr zu dauern, bis er die letzten Worte ausgesprochen hatte, und ein weiteres, bis er sie hören konnte. Er griff nach dem Spitzenjabot an Alfreds dürrer Hals. Seine Hand schob sich mit quälender Langsamkeit vorwärts. Je mehr er sich anstregte, desto schwerfälliger wurden seine Bewegungen. Die Luft gelangte nicht schnell genug in seine Lungen. Er war sicher, zwischen Aus- und Einatmen zu ersticken.

Und doch bewegte er sich unvorstellbar schnell, viel zu schnell. Seine Hand hatte Alfred gepackt und schüttelte ihn wie ein Hund eine Ratte. Was er schrie, kam als unverständliches Geschnatter heraus, während Alfred sich verzweifelt zur Wehr setzte und ebenfalls etwas zu sagen versuchte, aber seine Worte schwirrten so rasch vorüber, daß Haplo sie nicht zu fassen vermochte. Der Hund wälzte sich in Zeitlupe auf dem Rücken und tobte gleichzeitig durch den Laderaum wie von Dämonen besessen.

Haplos Verstand bemühte sich krampfhaft, diese Widersprüche zu bewältigen, doch es war ein aussichtsloses Ringen. Der Patryn kämpfte gegen die Schatten, die sich über ihn senkten, konzentrierte sich ausschließlich auf den Hund und verschloß sich allen anderen Wahrnehmungen. Allmählich

verlangsamten oder beschleunigten sich die Dinge. Normalität kehrte ein.

Ihm wurde bewußt, daß er nie zuvor so weit in das Todestor vorgedrungen war, ohne die Besinnung zu verlieren. Vermutlich, dachte er wenig erfreut, hatte er das Alfred zu danken.

»Es kommt noch schlimmer«, bemerkte der Sartan. Sein Gesicht war bleich, er zitterte am ganzen Leib.

»Woher weißt du das?« Haplo wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seine Nerven waren zum Zerreißen angespannt, die verkrampften Muskeln schmerzten.

»Ich – ich habe das Todestor studiert, bevor ich mich hineinwagte. Die ersten beiden Male hast du die Passage gar nicht wahrgenommen, oder?«

Haplo gab keine Antwort. Er wollte den Versuch machen, die Brücke zu erreichen. Im Laderaum war Alfred vorläufig gut aufgehoben. Wohin sollte er auch fliehen?

Haplo erhob sich – und erhob sich immer weiter. Er stand auf und auf und auf, bis er unweigerlich durch die Bodenplanken des Oberdecks stoßen mußte, und er schrumpfte, wurde kleiner, kleiner, kleiner, bis selbst eine Ameise es nicht bemerkt hätte, wenn sie über ihn hinweggelaufen wäre.

Das Todestor. Ein Ort, der existiert und doch wieder nicht. Wirklich und doch Illusion. Die Zeit bewegt sich im Vorwärtsschreiten rückwärts. Licht so grell, daß undurchdringliche Dunkelheit herrscht.

Haplo fragte sich, wie er ohne Stimme sprechen sollte. Er schloß die Augen und schien sie weit zu öffnen. Sein Kopf, sein Körper spalteten sich, und die Teile schwebten in genau entgegengesetzte Richtungen davon. Sein Körper verdichtete sich immer mehr, bis zur Implosion. Er preßte die Hände gegen den berstenden Schädel und fühlte sich herumgewirbelt wie ein Blatt im Sturm, bis er das Gleichgewicht verlor und zu Boden sank. Aus weiter Ferne hörte er jemanden schreien, doch er

konnte ihn nicht hören, denn er war taub. Er sah alles klar und deutlich, weil er vollkommen blind war.

Haplos Verstand rang um die Vereinigung des Unvereinbaren; sein Bewußtsein floh in sein tiefstes Selbst, auf der Suche nach der verlorengegangenen Wirklichkeit, auf der Suche nach einem festen Punkt im Universum, an den es sich klammern konnte.

Sein Selbst fand – Alfred.

Im selben Moment, als Alfreds Bewußtsein Haplo fand.

Alfred stürzte – oder schwebte? – durch ein scheinbares Nichts, bis er unvermittelt zum Stillstand kam. Die scheußlichen Einflüsse des Todestores hatten aufgehört. Nichts drehte sich um ihn, und er wollte vor Erleichterung aufschreien, als er merkte, daß der Körper, in dem er sich befand, nicht sein eigener war. Er gehörte einem Kind, einem Jungen von etwa acht, neun Jahren. Dieser fremde Körper war bis auf einen Lendenschurz unbekleidet und übersät mit verschlungenen roten und blauen Tätowierungen.

Zwei Erwachsene standen neben ihm und sprachen miteinander. Alfred kannte sie, wußte, es waren seine Eltern, obwohl er sie nie zuvor gesehen hatte. Er wußte auch, daß er bis zur völligen Erschöpfung um sein Leben gelaufen war. Jetzt schmerzte sein Körper, seine Lungen brannten, und er war nicht fähig, noch einen einzigen Schritt zu tun. Er hatte entsetzliche Angst, und es kam ihm vor, als hätte er den größten Teil seines kurzen Lebens Angst gehabt, als wäre Angst seine erste bewußte Empfindung gewesen.

»Es hat keinen Sinn«, sagte der Mann, sein Vater, der nach Atem rang. »Sie holen auf.«

»Wir sollten jetzt stehenbleiben und kämpfen«, drängte die Frau, seine Mutter, »solange wir noch bei Kräften sind.«

Alfred wußte trotz seiner Jugend, daß sie keine Chance hatten. Was immer sie verfolgte, war schneller und stärker. Er hörte furchteinflößende Geräusche näher kommen, von

schweren, massigen Leibern, die durch das Unterholz brachen. Ein Wimmern stieg ihm in die Kehle, doch er würgte es hinunter; wenn er sich von der Angst überwältigen ließ, wurde alles noch schlimmer. Statt dessen griff er an seinen Lendenschurz und zog einen scharfgeschliffenen, blutverkrusteten Dolch hervor. *Offenbar, dachte Alfred, habe ich schon mehrfach getötet.*

»Und der Junge?« fragte seine Mutter. Die Verfolger kamen rasch näher.

Die Finger des Mannes krampften sich um den Speer in seiner Hand. Er schien nachzudenken, dann tauschten die beiden Erwachsenen einen Blick, dessen Bedeutung Alfred sehr genau erfaßte. »Nein!« wollte er schreien und auf seine Eltern zuspringen, doch ein Hieb gegen die Schläfe warf ihn bewußtlos zu Boden.

Alfred verließ seinen neuen Körper und schaute zu, wie der Mann und die Frau den bewußtlosen Jungen ins Unterholz zerrten und mit Buschwerk bedeckten. Dann setzten sie ihre Flucht fort, um den Feind so weit von ihrem Kind wegzulocken wie nur möglich, bevor sie gezwungen waren, sich zu stellen und zu kämpfen. Sie handelten nicht aus Liebe zu ihm, sondern instinktiv, wie eine Vogelmutter einen gebrochenen Flügel vortäuscht, um den Fuchs von ihrem Nest wegzuführen.

Als der Junge aus seiner Betäubung erwachte, fand Alfred sich erneut in dessen Körper wieder. Während er starr vor Entsetzen im Gebüsch kauerte, beobachtete er mit einem Gefühl der Unwirklichkeit, wie die Snogs seine Eltern töteten.

Er wollte schreien, brüllen, doch etwas hinderte ihn daran. Seine Eltern kämpften tapfer und gut, aber sie waren keine Gegner für die ungeschlachten Körper, spitzen Zähne und langen, rasiermesserscharfen Krallen der intelligenten Snogs. Ihr Sterben dauerte lange.

Dann war es endlich vorüber. Die Leichen seiner Eltern lagen regungslos auf dem zertrampelten Boden. Die Schreie seiner Mutter waren verstummt. Es kam der grauenhafte

Moment, in dem Alfred zu Bewußtsein kam, daß die Snogs sich jetzt ihm zuwenden würden. Sie mußten ihn entdecken. Er hatte das Gefühl, so unübersehbar zu sein wie das frische rote Blut auf dem Boden. Aber die Snogs waren des Spiels müde. Ihr Hunger und ihr Blutdurst waren gestillt. Sie zogen weiter, und Alfred war allein.

Lange Zeit wagte er sich nicht aus seinem Versteck hervor. Die Aasfresser kamen, um sich an den Resten des Festmahls gütlich zu tun. Er fürchtete sich zu bleiben, fürchtete sich zu gehen und weinte leise vor sich hin, nur um seine Stimme zu hören und zu wissen, daß er am Leben war. Dann waren zwei Männer neben ihm, die er nicht kommen gehört hatte, weil sie sich lautloser bewegten als der Wind in den Zweigen.

Die Männer unterhielten sich über ihn, als wäre er gar nicht da. Sie untersuchten die Leichen seiner Eltern und tauschten gleichgültige Bemerkungen aus. Die Männer waren nicht grausam, nur verhärtet, als hätten sie schon zu viele Greuel gesehen und nichts könnte sie mehr erschrecken. Einer von ihnen bückte sich und stellte Alfred auf die Füße. Sie nahmen ihn zwischen sich und führten ihn zu den Leichen seiner Eltern.

»Schau hin«, sagte der Mann, der Alfred am Genick gepackt hielt und ihn daran hinderte, den Blick von dem grausigen Bild abzuwenden. »Präg es dir ein. Und vergiß nie: Es waren nicht die Snogs, die deinen Vater und deine Mutter getötet haben. Es waren jene, die uns in dieses Gefängnis gesteckt und unserem Schicksal überlassen haben. Wer sind sie, Junge? Weißt du's?« Die Finger des Mannes gruben sich schmerzhaft in Alfreds Fleisch.

»Die Sartan«, hörte Alfred sich erwidern, und gleichzeitig kam ihm zu Bewußtsein, daß er ein Sartan war und also schuld am Tod derer, die ihm das Leben geschenkt hatten.

»Wiederhole es!« befahl der Mann.

»Die Sartan!« rief Alfred und brach wieder in Tränen aus.

»Richtig. Vergiß es nie, Junge. Vergiß es nie.«

Haplo stürzte in Finsternis, fluchte, schlug um sich und kämpfte gegen die eigene Schwäche, die ihn in gnädiges Vergessen ziehen wollte. Während er sich weiter und weiter von der Realität entfernte, glaubte er, einen kleinen Lichtpunkt zu sehen, und verwandte seine gesamte Willenskraft darauf, dieses Licht zu erreichen.

Es gelang.

Das Gefühl, zu stürzen, endete, all die verwirrenden Wahrnehmungen und Empfindungen endeten, ein tiefer Friede ergriff von ihm Besitz. Er lag auf dem Rücken, und es kam ihm vor, als wäre er soeben aus einem tiefen und ruhigen Schlummer erwacht, belebt von wunderschönen Träumen. Nichts drängte ihn zur Eile, genußvoll ließ er sich treiben und lauschte einer lieblichen Melodie in seinem Kopf. Schließlich fühlte er sich vollkommen wach und öffnete die Augen.

Er lag in einem Sarkophag. Im ersten Moment war er überrascht, aber nicht erschreckt, als hätte er das Wo und Warum nur vergessen. Aufregung und ungeduldige Erwartung regten sich in ihm. Etwas, worauf er lange gewartet hatte, stand unmittelbar bevor. Er fragte sich, wie er das Verlassen des Sarkophags bewerkstelligen sollte, doch kaum hatte er sich die Frage gestellt, wußte er bereits die Antwort. Der Sarkophag würde sich auf seinen Befehl öffnen.

Haplo entspannte sich. Er hob ein wenig den Kopf, blickte an sich hinunter und sah mit Verblüffung, daß er in lange, weiße Gewänder gekleidet war. Ein zweiter Blick zeigte ihm zu seinem größten Entsetzen, daß die Sigel auf seinen Armen und Händen verschwunden waren. Und mit ihnen die Magie. Er war hilflos, hilflos wie ein Nichtiger!

Doch gleich kam ihm die Erkenntnis, daß er keineswegs hilflos war. Er verfügte über Magie, nur befand sich ihr Quell in seinem Innern und nicht auf seiner Haut. Prüfend hob er die Hand und musterte sie. Es war eine schmale, feinknochige

Hand. Er zeichnete eine Rune in die Luft und sang sie gleichzeitig vor sich hin. Der Deckel des Sarkophags hob sich.

Haplo setzte sich auf und schwang die Beine über den Rand. Leichtfüßig sprang er zu Boden; seine Muskeln prickelten bei der ungewohnten Anstrengung. Als sein Blick die spiegelnde Oberfläche des offenen Sarkophags streifte, erschrak er. Der Kristall zeigte ihm sein Spiegelbild, doch es war nicht sein Gesicht, das ihn anstarrte, sondern Alfreds.

Er war Alfred!

Haplo taumelte zurück; die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag mit der Faust. Das erklärte selbstverständlich das Fehlen der Sigel auf seiner Haut. Die Magie der Sartan wirkte von innen nach außen, die Patrynmagie von außen nach innen.

Verstört wandte Haplo sich dem Sarkophag neben dem seinen zu. Eine Frau lag darin, jung, schön, die Züge im Schlaf gelöst und still. Ihr Anblick erfüllte Haplo mit Wärme, und er wußte, daß er sie seit langer, langer Zeit liebte. Er trat an ihren Sarkophag, legte die Hände auf den kalten Kristall, beugte sich nieder und streichelte mit den Augen jede Linie des geliebten Gesichts.

»Anna«, flüsterte er.

Eine kalte Hand griff nach seinem Herzen. Die Frau atmete nicht. Er konnte ungehindert in den gläsernen Sarg schauen, der eigentlich kein Sarg war, vielmehr eine Art Kokon, ein Ruheplatz, bis die Zeit kam, sich zu erheben und eine neue Phase des Daseins zu beginnen.

Aber sie atmete nicht!

Zugegeben, die magische Stasis verlangsamte die Lebensfunktionen. Haplo starrte angstvoll auf die stille Frauengestalt hinab, versuchte mit seinem Willen zu erreichen, daß der Stoff über ihrer Brust sich bewegte, daß ihre Lider sich hoben. Stunde um Stunde harrete er aus, wartete, bis die Kräfte ihn verließen und er zusammenbrach.

Er lag auf dem Boden, unfähig, etwas zu empfinden, von Verzweiflung übermannt. Schwerfällig hob er wieder die Hand und drehte sie vor seinen Augen hin und her. Jetzt fiel ihm auf, was er zuvor nicht bemerkt hatte: seine Hand war schmal und feinknochig, aber auch runzlig und mit Altersflecken übersät. Blaue Adern schlängelten sich unter der bleichen Haut. Er stand mühsam auf, starrte in den Deckel des Sarkophags und nahm zum erstenmal wahr, wie er sich verändert hatte.

»Ich bin alt«, flüsterte er und berührte mit den Fingerspitzen sein Spiegelbild, das, als er sich zum Schlafen niederlegte, Jugend ausgestrahlt hatte. Jetzt war es alt, die Haut faltig und schlaff, der Schädel kahl, bis auf einen schütterten, weißlichgrauen Haarkranz.

»Ich bin alt«, wiederholte er, von Panik geschüttelt. »Ich bin alt! Gealtert! Und es dauert lange, bis sich bei einem Sartan Spuren des Alters zeigen! Aber sie nicht. Sie ist nicht alt!« Er schaute wieder in den Sarkophag. Nein, sie war nicht älter als damals, nicht älter als in seiner Erinnerung. Was bedeutete, sie war nicht gealtert. Was bedeutete, sie war ...

»Nein!« rief Haplo und krallte seine Finger in den Kristall, als wollte er ihn zerbrechen, aber sie glitten ab, ohne Schaden anzurichten. »Nein! Nicht tot! Es darf nicht sein, daß sie tot ist und ich lebe! Daß ich am Leben bin und – und ...«

Er trat zurück, schaute sich um, schaute in all die anderen Kristallschreine. In jedem lag ein Körper. Freunde, Weggefährten, Brüder, Schwestern, die mit ihm hätten erwachen sollen, wenn die Zeit gekommen war, um das Werk fortzuführen. Es gab soviel zu tun! Er lief zum nächsten Sarkophag.

»Ivor!« rief er, hämmerte mit den Fäusten auf den Kristall. Der Mann darin regte sich nicht, schlug nicht die Augen auf. Kopflos eilte Haplo von einem zum anderen, rief jeden teuren Namen, flehte jeden an zu erwachen, zu *leben!*

»Nicht ich! Nicht ich – allein!«

»Vielleicht doch nicht«, sagte er mit neu erwachter Hoffnung und blieb stehen. »Vielleicht bin ich nicht allein. Noch bin ich nicht außerhalb des Mausoleums gewesen.« Er blickte zu dem Türbogen an der gegenüberliegenden Seite der runden Kammer. »Ja, dort draußen sind vielleicht noch andere.«

Doch er tat keinen Schritt in Richtung der Tür. Das Fünkchen Hoffnung erstarb unter dem kalten Hauch der Logik. Es gab keine anderen, sonst wären sie längst hergekommen, um ihre Mitstreiter aus dem magischen Schlummer zu wecken. Er war der einzige Überlebende.

Er war allein. Und das ließ nur den einen Schluß zu, daß irgendwo irgend etwas entsetzlich fehlgeschlagen war.

»Und ist es jetzt meine Pflicht, *ganz allein* alles wieder ins Lot zu bringen?«

Kapitel 8

Feuersee, Abarrach

Es war nicht so, daß Haplo die Besinnung wiedererlangte; er erlangte viel mehr ein Bewußtsein seiner selbst zurück. Sein Vorhaben war ihm gelungen – er hatte die Passage durch das Todestor mit wachen Sinnen erlebt. Doch jetzt wußte er, weshalb der Verstand es vorzog, sich während dieser Phase in gnädige Ahnungslosigkeit zu flüchten. Ihm wurde mit erschreckender Deutlichkeit klar, wie nahe er daran gewesen war, in Wahnsinn abzugleiten. Alfreds Wirklichkeit war der Rettungsanker gewesen, an den er sich geklammert hatte. Im nachhinein fragte er sich bitter, ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, diesen Halt aufzugeben.

Einige Atemzüge lang blieb er auf dem Boden liegen und bemühte sich, sein zersplittertes Selbst wieder zu vereinen, die Empfindungen von Trauer, unersetzlichem Verlust und Angst abzuschütteln, die ihn immer noch bedrängten. Der Kopf des Hundes ruhte auf seiner Brust, feuchte Augen hingen besorgt an seinem Gesicht. Haplo streichelte die seidigen Ohren des Tieres und kraulte ihm die Wangen.

»Keine Bange, mein Alter. Mir geht's wieder gut«, sagte er, doch im gleichen Moment begriff er, daß er nie wieder sein würde wie vorher. Sein Blick fiel auf den reglosen Körper, der nicht weit von ihm entfernt ausgestreckt auf dem Boden lag.

»Sei verdammt!« brummte er, setzte sich auf und wollte den Ohnmächtigen mit einem Fußtritt aufwecken, doch plötzlich überfiel ihn die Erinnerung an die wunderschöne Frauengestalt in dem Kristallsarkophag. Er streckte die Hand aus und schüttelte Alfred an der Schulter.

»He«, sagte er mürrisch. »Aufwachen! Wach auf! Ich kann dich nicht hier unten lassen, Sartan. Es ist mir lieber, du bist in meiner Nähe, wo ich ein Auge auf dich haben kann. Also komm schon!«

Alfred fuhr mit einem Aufschrei in die Höhe. Er krallte die Finger in das Hemd des Patryn und zog ihn zu sich herunter. »Hilf mir! Rette mich! Ich bin gelaufen, gelaufen, und sie sind mir auf den Fersen! Bitte, bitte hilf mir!«

Was immer das bedeuten sollte, Haplo hatte weder Muße noch Geduld, sich damit zu befassen. »He!« schrie er dem Mann ins Gesicht und versetzte ihm eine Ohrfeige.

Alfreds Kopf flog zurück, seine Zähne schlugen aufeinander. Er holte tief Atem und starrte Haplo an. Der Patryn las Erkennen in seinen Augen, aber noch etwas, das völlig unerwartet kam: Verständnis, Mitleid, Schmerz.

Mit einem Anflug von Unbehagen fragte Haplo sich, wohin es Alfred während *seiner* Passage durch das Todestor verschlagen haben mochte. Er kannte die Antwort, wollte aber nicht darüber nachdenken und schon gar nicht wissen, was das alles zu bedeuten haben könnte. Wenigstens vorläufig nicht.

»Was denn? Ich ...« stieß Alfred hervor.

»Steh auf«, befahl Haplo. Er zog den unbeholfenen Sartan mit sich auf die Füße. »Wir sind nicht außer Gefahr. Vielmehr habe ich den Eindruck, daß uns noch einiges bevorsteht. Ich ...«

Ein ohrenbetäubendes Krachen mittschiffs unterstrich seine Worte. Haplo taumelte und hielt sich an einem Deckenbalken fest. Alfred verlor das Gleichgewicht, schwenkte die Arme und sackte auf den Boden.

»Hund, bring ihn nach vorn!« rief er über die Schulter, stürmte auf den Gang hinaus und zur Brücke.

Während der Großen Teilung hatten die Sartan das Universum aufgespalten, in vier Welten entsprechend den vier Grundelementen: Luft, Feuer, Stein und Wasser. Haplos erste

Reise führte ihn in das Reich der Lüfte, Arianus. Anschließend hatte er das Reich des Feuers besucht, Pryan. Seine Erfahrungen auf diesen beiden Welten hatten ihn möglicherweise auf das vorbereitet, was ihn auf Abarrach erwartete, der Welt aus Stein. Ein unterirdisches Reich, hatte er sich ausgemalt, ein Reich der Tunnel und Höhlen, ein Reich der kühlen, erdig riechenden Dunkelheit.

Wieder rammte das Schiff ein Hindernis und legte sich zur Seite. Hinter sich vernahm Haplo einen kläglichen Aufschrei und ein Poltern, das wiederum Alfred verursacht hatte. Der Panzer aus Runen schützte das Schiff, aber nicht auf Dauer. Jede Erschütterung des Rumpfes pflanzte sich fort, von Sigel zu Sigel; unmerklich lockerten sich die Verknüpfungen, wieder ging ein Quentchen Magie verloren. Es brauchten sich nur zwei voneinander zu lösen, und binnen kurzem würde der einzige Riß sich erweitern, verästeln und das gesamte Muster zerstören. So hatte das Ende von Haplos erster Reise durch das Todestor ausgesehen.

Während er auf dem Weg zur Brücke von den unberechenbaren Schlingerbewegungen des Schiffes von einer Seite zur anderen geworfen wurde, fiel ihm auf, daß ein rötlichgelber Lichtschein die Dunkelheit ringsum erhellte. Es wurde sehr heiß. Die Runen auf seiner Haut umhüllten ihn mit einem blauen Schimmer, als die ihm innewohnende Magie auf die Bedrohung reagierte.

War es möglich, daß das Schiff brannte?

Lächerlich. Er hatte das Schiff durch die Sonnen Pryans gesegelt, wie sollte Feuer ihm etwas anhaben können? Doch es blieb die Tatsache, daß das flackernde Leuchten stärker wurde und die Temperatur weiter stieg. Haplo beschleunigte seinen Schritt, obwohl er Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren, und sich mit den ausgestreckten Armen abstützen mußte. Als er die Brücke erreicht hatte und durch die Luke getreten war, blieb

der Patryn entgeistert stehen, von Staunen und Entsetzen gelähmt.

Sein Schiff segelte mit unglaublicher Geschwindigkeit einen Lavafluß hinunter.

Ein breiter Strom tiefroter Glut, geädert mit feurigem Gelb, wogte und brandete um das Schiff. Über ihm wölbte sich Dunkelheit, fast greifbare Schwärze durch den Kontrast der dämonischen, wabernden Helligkeit. Er befand sich in einer gigantischen Höhle. Riesige Pfeiler aus schwarzem Stein erhoben sich aus Lavastrudeln und stützten eine Decke aus gewachsenem Fels. Stalaktiten griffen nach ihm wie unzählige, knochige, gierige Finger; auf ihrer polierten Oberfläche spiegelte sich der Flammentanz des Höllenflusses, der unter ihnen dahinströmte.

Das Schiff lavierte schlingernd. Felsnadeln ragten aus den glosenden Fluten wie schwarze Zähne aus einem roten Schlund. Haplo begriff, wie es zu den Kollisionen vorhin gekommen war.

Er schüttelte die Erstarrung ab, trat vor und legte die Hände um den Kompaßstein, instinktiv und ohne den Blick von dem grauerregenden, faszinierenden Inferno abwenden zu können, in das er hineinsegelte.

»Barmherziger Sartan!« flüsterte eine Stimme hinter ihm. »Was ist das für ein Ort?«

Haplo würdigte Alfred eines flüchtigen Blicks.

»Ein Werk deines Volkes«, sagte er. »Hund, paß auf ihn auf!«

Dem Auftrag seines Herrn gehorchend, hatte der Hund Alfred vor sich her zur Brücke getrieben und, wenn er sich sträubte, nach seinen Fersen geschnappt. Auch als es sich hechelnd auf den Boden fallen ließ, fixierte das Tier den Sartan weiterhin mit seinen klugen Augen. Alfred tat einen Schritt nach vorn. Der Hund knurrte, der Schwanz klopfte warnend auf die Planken.

Ich habe nichts gegen dich persönlich, schien er sagen zu wollen, aber Befehl ist Befehl.

Alfred schluckte mühsam und lehnte sich ermattet gegen das Schott. »Wo – wo sind wir?« fragte er nochmals.

»Abarrach.«

»Die Welt aus Stein. War das dein Ziel?«

»Selbstverständlich! Was glaubst du? Daß ich so unfähig bin wie du?«

Alfred sagte nichts und betrachtete stumm das grauenerregende Panorama. »Dann hast du also vor, alle vier Reiche zu besuchen?« meinte er schließlich.

Haplo sah keinen Grund, weshalb er ihm antworten sollte, deshalb schwieg er und konzentrierte sich darauf, das Schiff zu steuern. Es war eine Aufgabe, die in der Tat seine ungeteilte Konzentration erforderte. Immer wieder tauchten unerwartet Klippen oder Felsblöcke vor ihm auf. Er dachte daran, das Schiff in die Luft zu erheben, doch entschloß er sich dagegen. Es war nicht auszumachen, wie groß der Abstand bis zur Höhlendecke war. Der Rumpf konnte Zusammenstöße besser verkraften als der zerbrechliche Mast und das Drachenhaupt.

Die Hitze war nahezu unerträglich, trotz der schützenden Runen auf der Außenhaut des Schiffs. Haplo bewegte sich in der blauen, kühlenden Aura seiner Tätowierungen. Alfred sumnte leise vor sich hin, zeichnete mit den langen, schmalen Händen Symbole in die Luft und wiegte sich im Rhythmus der Sirtanmagie hin und her. Der Hund hatte am meisten unter der Hitze zu leiden. Seine Flanken hoben und senkten sich rasch, er hechelte laut, ohne jedoch den Blick von Alfred zu wenden.

»Dann bist du auch auf der zweiten Welt gewesen, nehme ich an«, fuhr der Sirtan halblaut fort, als spräche er zu sich selbst. »Es muß für dich logisch sein, sie in der Reihenfolge ihrer Entstehung zu besuchen, in der Reihenfolge, wie sie auf den alten Karten eingezeichnet sind. Hast du irgendeine Spur von ...« Alfred verstummte, es schien ihm schwerzufallen, die

Frage zu stellen. »... von meinem Volk entdeckt?« beendete er den angefangenen Satz schließlich mit so leiser Stimme, daß Haplo die Worte nur verstand, weil er ahnte, was Alfred fragen wollte.

Der Patryn antwortete nicht gleich. Was sollte er mit Alfred tun? Dem Sartan? Dem Todfeind?

Sein größter Wunsch war es, den Mann in dem Lavastrom zu ertränken. Doch wenn er Alfred tötete, handelte er selbstsüchtig, ein Mangel an Disziplin, den der Herrscher des Nexus nicht tolerieren würde. Alfred, ein lebender Sartan – soweit Haplo bis jetzt herausgefunden hatte, der *einzige* lebende Sartan –, war eine außerordentlich wertvolle Trophäe.

Mein Gebieter wird sich über dieses Geschenk freuen, dachte Haplo. Mehr als über alles andere, was ich ihm bringen könnte, meinen Bericht über diese höllische Welt eingeschlossen. Ich sollte auf der Stelle kehrtmachen, ihm den Sartan bringen. Aber – aber ...

Aber um das zu tun, mußte er wieder das Todestor passieren, und obwohl Haplo sich nur widerwillig diese Schwäche eingestand, erfüllte ihn diese Aussicht mit tiefem Unbehagen. Wieder sah er die endlosen Reihen der Sarkophage vor sich, spürte wieder das Ersterben von Hoffnung und Verheißung, mußte begreifen, daß er allein war, entsetzlich, furchtbar, bejammernswert allein ...

Er befreite sich aus dem Traum oder was immer es gewesen war und verfluchte die Augen, die ihn gezwungen hatten, das alles zu sehen. Nicht wieder das Todestor passieren. Nicht jetzt. Nicht so bald. Mit der Zeit wird die Erinnerung verblassen. Es fiel ihm leicht, vernünftige Gründe zu finden: In der jetzigen Situation wäre es äußerst schwierig und gefährlich, das Schiff zu wenden. Es ist besser, wenn ich erst meine Mission beende, diese Welt erforsche und dann in den Nexus zurückkehre. Alfred wird ohne mich nirgendwo hingehen, das ist einmal sicher.

Ein Blick auf das schweißnasse Gesicht des Sartan, die zitternden Glieder, und Haplo war beruhigt. Es sah aus, als wäre Alfred nicht einmal imstande, ohne Hilfe bis zum Bug zu gehen. Der Patryn hielt es nicht für wahrscheinlich, daß sein Feind die Kraft oder Fähigkeit besaß, die Macht über das Schiff an sich zu reißen und zu entkommen.

Haplo begegnete Alfreds Blick und las dort weder Haß noch Furcht, sondern Verständnis und Mitgefühl. Dem Patryn kam überraschend der Gedanke, daß der Sartan womöglich gar nicht den Wunsch hatte zu fliehen. Haplo dachte nach und verwarf den Gedanken. Alfred mußte wissen, welches furchtbare Schicksal ihn im Nexus erwartete. Und falls nicht, wollte Haplo ihn gerne darüber aufklären.

»Hast du etwas gesagt, Sartan?« fragte Haplo über die Schulter.

»Ich fragte, ob du auf Pryan Spuren meines Volkes gefunden hast«, wiederholte Alfred demütig.

»Was ich gefunden oder nicht gefunden habe, geht dich nichts an. Es liegt bei meinem Gebieter, dir mitzuteilen, was du seiner Ansicht nach wissen solltest.«

»Kehren wir dorthin zurück? Zu deinem Gebieter?«

Mit bitterer Genugtuung hörte der Patryn das leichte Beben in der Stimme des Mannes. Also wußte Alfred oder ahnte zumindest, was für einen Empfang man ihm bereiten würde.

»Nein.« Haplo sagte es knirschend. »Nicht gleich. Ich habe einen Auftrag, den ich auch ausführen werde. Ich glaube kaum, daß du an einem Ort wie diesem Lust verspüren wirst, einen kleinen Ausflug zu unternehmen, aber – nur für den Fall, daß du glaubst, mir entwischen zu können – der Hund wird dich Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen.«

Das Tier, das von sich reden hörte, wedelte mit dem buschigen Schweif, öffnete das Maul zu einem freundlichen Grinsen und entblößte dabei rasiermesserscharfe Zähne.

»Ja«, bemerkte Alfred mit gesenkter Stimme. »Ich weiß über den Hund Bescheid.«

Was soll *das* nun wieder heißen? fragte Haplo sich gereizt. Ihm gefiel der Ton in der Stimme seines Feindes nicht, der Mitleid auszudrücken schien, wo Haplo auf Furcht gehofft hatte.

»Nur eine kleine Erinnerung, Sartan. Es gibt einiges, das ich dir antun kann, mit Freuden antun würde, ohne deinen Nutzen für meinen Gebieter zu vermindern. Haben wir uns verstanden?«

»Ich bin nicht so schwach, wie du zu glauben scheinst.« Alfred bemühte sich um eine Haltung stolzer Würde, er richtete sich auf und straffte die Schultern. Der Hund knurrte und legte die Ohren flach an den Schädel. Der Schwanz klopfte unheilverkündend. Alfred wich einen Schritt zurück und sank wieder in sich zusammen.

Mit einem verächtlichen Schnaufen widmete Haplo seine Aufmerksamkeit wieder dem Schiff und dem Kurs, den er steuern mußte.

Vor ihnen gabelte sich in einiger Entfernung der Magmastrom. Der breitere Seitenarm zweigte nach rechts ab, ein schmalerer nach links. Haplo steuerte das Schiff nach rechts, weil er glaubte, dort leichter navigieren zu können.

»Wie kann irgend jemand in einer solchen Umgebung leben?« Alfred, der mit sich selbst gesprochen hatte, war überrascht, von Haplo eine Antwort zu bekommen.

»Nichtige könnten hier nicht leben, unsere Spezies durchaus. Meiner Meinung nach brauchen wir uns in dieser Welt nicht lange aufzuhalten. Falls es hier jemals Leben gegeben hat, ist es längst zugrundegegangen.«

»Womöglich war Abarrach nie dazu bestimmt, besiedelt zu werden. Vielleicht sollte es als Energiequelle dienen für ...« Alfred verstummte abrupt und preßte die Lippen zusammen.

Haplo sah ihn an. »Ja? Nur weiter.«

»Nichts.« Der Sartan blickte auf seine übergroßen Füße.
»Ich habe nur Vermutungen angestellt.«

»Dazu wirst du im Nexus noch reichlich Gelegenheit haben. Du wirst dir wünschen, sämtliche Geheimnisse des Universums zu kennen, um sie meinem Gebieter verraten zu können, bevor er mit dir fertig ist, Sartan.«

Alfred schaute aus dem Bullauge, ohne etwas zu erwidern. Haplo, der auch keine Antwort erwartet hatte, musterte die schwarze, kahle Uferlandschaft. Kleine Rinnsale von Magma schlängelten sich zwischen zerklüfteten Felsen und verschwanden in der vom Widerschein der Glut erhellten Dunkelheit.

Vielleicht führten sie irgendwohin. Nach draußen? Über ihnen gab es nichts weiter als Fels.

»Falls wir uns im Mittelpunkt dieser Welt befinden, ist es möglich, daß es an der Oberfläche Leben gibt«, meinte Alfred, als hätte er Haplos Gedanken gelesen. Die Gereiztheit des Patryns nahm zu.

Er dachte daran, anzulegen und zu Fuß weiterzugehen, entschied sich jedoch gleich wieder anders. Sich zwischen den glattgeschliffenen, scharfkantigen Stalagmiten zu bewegen, deren schwarze Flanken in der rötlichgelben Helligkeit trügerisch schillerten, war gefährlich. Es war besser, dem Fluß vorläufig zu folgen.

Ein dumpfes Tosen drang an seine Ohren. Der Sartan hörte es auch.

»Die Strömung ist stärker geworden«, sagte Alfred und leckte sich nervös über die Lippen.

Die Geschwindigkeit des Schiffes nahm zu, die Lavafluten drängten sich in ihrem Bett, als hätten sie es eilig, an irgendein unbekanntes Ziel zu gelangen. Das Tosen wurde lauter. Haplo, die Hände um den Kompaßstein gelegt, beugte sich spähend vor. Er sah nichts, außer undurchdringlicher Schwärze.

»Stromschnellen! Ein Katarakt!« schrie Alfred, und schon kippte das Schiff über den Rand einer gewaltigen Lavakaskade.

Haplo klammerte sich an den Kompaßstein, während sie einem scheinbar uferlosen Meer geschmolzener Lava entgegenstürzten. Klippen ragten aus der brodelnden, flammenspeienden Masse, wie schwarze, spitze Krallen griffen sie nach der sicheren Beute.

Nur mit einer großen Willensanstrengung gelang es Haplo, sich von der lähmenden Faszination des grauen- erregenden Anblicks zu befreien. Er löste die Hände von dem Kompaßstein und hob sie langsam in die Höhe. Die Runen auf dem Obsidian begannen zu leuchten; das Gefühl, unaufhaltsam zu stürzen, verging; Magie strömte in die Schwingen des Schiffes, es richtete sich auf und wurde emporgetragen. *Himmelsstürmer*, wie er das Schiff getauft hatte, entriß sich dem Sog des Magmas und schwebte über das glutrote Meer.

Haplo vernahm hinter sich ein Ächzen und ein schabendes Geräusch. Der Hund sprang auf und bellte den Sartan an, der mit kreidebleichem Gesicht auf dem Boden kauerte.

»Ich glaube, ich muß mich übergeben«, sagte er kläglich.

»Aber nicht hier!« raunzte der Patryn. Er merkte, wie seine eigenen Hände zitterten, ihm war flau zumute, und im Mund hatte er den bitteren Geschmack von Galle. Um nicht daran denken zu müssen, welchem Schicksal sie um Haaresbreite entgangen waren, schaute er starr geradeaus und versuchte, sich darüber klar zu werden, welchen Kurs er einschlagen sollte.

Alfred gelang es offenbar, seiner Übelkeit Herr zu werden, denn Haplo hörte nichts mehr von ihm. Er brachte das Schiff steil nach oben, in der Hoffnung, dort eine Öffnung zu finden, die ein Entkommen von diesem alptraumhaften Ort versprach. Zu seiner Enttäuschung entdeckte er wieder Stalaktiten, unvorstellbar groß, manche bis zu einer Meile im Durchmesser.

Tief unten gleißte die Feuersee, bis am Horizont Rot und Schwarz zusammentrafen.

Er verringerte die Flughöhe und brachte das Schiff in die Nähe der Küste. Steuerbord glaubte er etwas ausgemacht zu haben, das nicht aussah wie ein natürlicher Felsvorsprung. Die Umrisse waren zu gerade, zu gleichmäßig, und im Näherkommen erkannte er eine Art Pier, die vom Ufer in das Lavameer hinausragte.

Haplo ging tiefer, um Einzelheiten erkennen zu können. Plötzlich sprang Alfred auf. »Dak« rief er und fuchtelte mit der Hand. Die heftige Bewegung erschreckte den Hund, der ein grollendes Knurren ausstieß. »Da! Links von dir!«

Haplo riß den Kopf herum, er war überzeugt, im nächsten Atemzug einen Stalaktiten zu rammen. Doch es war weit und breit kein Hindernis zu sehen, und es dauerte einige Zeit, bis er begriff, was Alfred meinte.

Wolkenbänke, entstanden durch das Zusammentreffen der heißen Luft über der Lavasee und den kühleren Luftschichten unter der Höhlendecke, waren in der Ferne zu sehen. Wo sie sich teilten, kamen Myriaden winziger Lichtpunkte zum Vorschein, wie funkelnde Sterne am nächtlichen Himmel. Nur daß es in dieser unterirdischen Welt weder einen Nachthimmel noch Sterne geben konnte.

Die Wolken zogen weiter, Dunstschleier zerflatterten und ermöglichten Haplo einen ungehinderten Ausblick. In einiger Entfernung von dem Lavameer erhoben sich auf terrassenförmigen Stufen die Gebäude und Türme einer riesigen Stadt.

Glückshafen, Abarrach

»Wohin willst du denn?« erkundigte sich Alfred.

»Ich will an diesem Pier da drüben anlegen oder was immer es sein mag.« Haplo deutete mit einem Kopfnicken aus dem Fenster.

»Aber die Stadt liegt am anderen Ufer!«

»Stimmt.«

»Warum ...«

»Ich kann mir nicht vorstellen, Sartan, wie du es fertiggebracht hast, so lange am Leben zu bleiben. Wahrscheinlich liegt es an deinen berühmten Ohnmachtsanfällen im rechten Moment. Was würdest du denn tun? Vor die Tore einer fremden Stadt marschieren und höflich um Einlaß bitten? Und was antwortest du, wenn man fragt: Was dich herführt? Und warum du ihre schöne Stadt besuchen möchtest?«

»Ich würde antworten ... das heißt, ich würde ihnen sagen ... Nun ja, ich glaube, du hast recht«, gab Alfred verlegen zu. »Aber was gewinnen wir dadurch, daß wir da drüben landen?« Er deutete mit der Hand voraus. »Wenn das ein künstlich angelegter Pier ist, wird man uns auch dort Fragen stellen, auf die wir antworten müssen.«

»Vielleicht.« Haplo warf einen scharfen, forschenden Blick auf ihren Landeplatz. »Vielleicht auch nicht. Schau's dir genauer an.«

Alfred schickte sich an, zum Fenster zu gehen. Der Hund knurrte mißbilligend und ließ seine Zähne aufblitzen.

»Schon gut. Laß ihn. Paß nur auf, daß er keine Dummheiten macht«, sagte Haplo. Der Hund legte sich wieder, doch seine klugen Augen folgten jeder Bewegung Alfreds.

Das Schiff senkte sich in einem flachen Bogen hinab und landete sacht auf den trägen, von gelben Flammenbändern gekrönten Wellen.

Nach einem ängstlichen Blick auf den Hund setzte Alfred sich tolpatschig in Bewegung; das leichte Schwanken des Decks genügte, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Haplo schüttelte den Kopf und fragte sich, was zum Henker er mit Alfred anstellen sollte, wenn er an Land ging, um diese Welt zu erforschen. Der Sartan erreichte jedoch das Fenster ohne größere Schwierigkeiten, hielt sich mit den Händen am Rahmen

fest und schaute hinaus. Einen natürlichen Felssporn, der in den Magmasee hineinragte, hatte man zu einer Anlegestelle ausgebaut. Etliche Gebäude aus Obsidian zogen sich längs einer primitiven Straße am Kai hin.

»Siehst du irgendwelche Spuren von Leben?« fragte Haplo.

»Es bewegt sich nichts.« Alfred kniff angestrengt die Augen zusammen. »Weder zwischen den Häusern noch auf der Hafenmauer. Wir sind das einzige Schiff weit und breit. Der Ort ist verlassen.«

»Ja, vielleicht. Sicher ist es nicht. Es kann auch sein, daß für die Leute hier jetzt Nacht ist und alles schläft. Doch wenigstens gibt es keine Wachen. Mit etwas Glück bin *ich* derjenige, der Fragen stellt.«

Während Haplo das Drachenschiff an den Pier manövrierte, ließ er den Blick über die kleine Stadt wandern. Genaugenommen war es weniger eine Stadt als eine ausgedehnte Hafenanlage. Die Gebäude machten überwiegend den Eindruck von Lagerhallen, wenn er auch hier und da etwas erspähte, das aussah wie ein Laden oder ein Gasthaus.

Wer mochte wohl dieses todbringende Meer befahren? Todbringend für jeden, der nicht von starken magischen Kräften geschützt wurde, wie zum Beispiel Alfred und er. Diese seltsame, fremdartige Welt erfüllte Haplo mit einer verzehrenden Neugier, wie er es auf den beiden anderen Welten mit ihrer herkömmlicheren Beschaffenheit nicht erlebt hatte. Doch er wußte immer noch nicht, was er mit Alfred anfangen sollte.

Offenbar hatte der Sartan Haplos Gedankengang erraten. »Was wird aus mir?« fragte er schüchtern.

»Ich denke darüber nach«, knurrte Haplo, scheinbar völlig von dem schwierigen Anlegemanöver in Anspruch genommen, obwohl das in Wirklichkeit von der Magie der Runen auf dem Kompaßstein durchgeführt wurde.

»Ich will nicht zurückgelassen werden. Wenn du von Bord gehst, gehe ich mit.«

»Das hast du nicht zu entscheiden. Du wirst tun, was ich dir befehle, Sartan, und zwar bereitwillig und ohne aufzumucken. Und wenn ich sage, du bleibst hier, bewacht von dem Hund, dann bleibst du hier. Oder du wirst die Folgen zu tragen haben.«

Alfred schüttelte mit ruhiger Würde den Kopf. »Du kannst mir nicht drohen, Haplo. Die Magie der Sartan ist verschieden von der Magie der Patryn, aber beide haben denselben Ursprung und sind einander ebenbürtig. Du bist durch die Umstände gezwungen gewesen, stärker von deiner Magie Gebrauch zu machen als ich bisher. Aber ich bin älter als du, und du mußt zugeben, daß magische Kräfte jeglicher Art durch Alter und Weisheit gefördert werden.«

»Muß ich das, wahrhaftig?« spottete Haplo, obwohl ihm sofort sein Gebieter in den Sinn kam, der Herrscher des Nexus, und dessen ungeheure Macht, die er im Lauf eines langen Lebens angesammelt hatte.

Der Patryn musterte seinen Widersacher, diesen Angehörigen einer Rasse, die als einzige Kraft im Universum dem stolzen Ehrgeiz der Patryn Einhalt gebieten konnte, ihrem gerechtfertigten Streben nach der absoluten Vorherrschaft über die zaghaften Sartan und die untereinander verfeindeten, chaotischen Nichtigen.

Alfred war keine sonderlich beeindruckende Erscheinung. Sein sanftmütiges Gesicht zeugte nach Meinung des Patryns für einen weichen und schwachen Charakter, die geduckte Haltung für einen Mangel an Rückgrat. Daß er ein Feigling war, wußte Haplo bereits. Schlimmer noch – er trug die Kleidung eines Kammerdieners, der er gewesen war: abgeschabte, ärmellose Weste, enge Kniehose, Rüschenkragen, Rock mit Ärmelstulpen und Schnallenschuhe. Und doch hatte Haplo miterlebt, wie diese traurige Figur, dieser besonders klägliche Vertreter seiner Spezies, einen tobenden Drachen bannte, mit

nichts weiter als ein paar schwerfälligen Tanzschritten und Gebärden.

Der Patryn hegte nicht den geringsten Zweifel daran, wer aus einem Zweikampf als Sieger hervorgehen würde, und er vermutete, daß auch Alfred sich darüber im klaren war, aber ein Zweikampf kostete Zeit, und die von diesen beiden Wesen entfesselten Kräfte würden jedermann in Sicht- und Hörweite ihre Anwesenheit verkünden.

Und außerdem wollte er den Sartan eigentlich gar nicht auf dem Schiff zurücklassen. Der Hund würde Alfred daran hindern zu atmen, wenn Haplo es befahl. Aber die Bemerkung Alfreds von vorhin hatte das Mißtrauen des Patryns geweckt. *Ich weiß Bescheid über den Hund.* Was wußte er? Was gab es zu wissen? Der Hund war ein Hund, sonst nichts. Nur, daß er Haplo einmal das Leben gerettet hatte.

Der Patryn legte an dem verlassenen Pier an. Er hielt scharf Ausschau, denn er rechnete trotz allem mit irgendeiner Form von Begrüßung: ein Wächter, der herbeieilte, um nach ihren Absichten zu fragen; ein Müßiggänger, der aus Neugier ihre Ankunft beobachtete.

Keine lebende Seele ließ sich blicken. Haplo wußte nicht viel über Häfen, aber das schien ihm ein schlechtes Zeichen zu sein. Entweder lag alles in tiefem Schlaf, und niemand fühlte sich bemüßigt aufzupassen, was im Hafen vor sich ging, oder die Stadt war verlassen, wie Alfred gesagt hatte. Nun waren verlassene Städte im allgemeinen aus einem bestimmten, wenig angenehmen Grund aufgegeben worden.

Auf eine Handbewegung Haplos erloschen die Runen des Kompaßsteins, und er setzte ihn wieder auf sein Piedestal. Er traf Vorbereitungen, um von Bord zu gehen. Nach einigem Kramen fand er eine Rolle einfachen Leinenstoff und wickelte die Bandagen sorgfältig um seine Hände und Handgelenke, bis die Tätowierungen auf seiner Haut nicht mehr zu sehen waren.

Tätowierungen bedeckten fast seinen gesamten Körper, daher kleidete er sich in ein Hemd mit langen, bauschigen Ärmeln, ein Lederwams, lederne Hosen, kniehoch Stiefel, und um den Hals trug er ein eng geknotetes Tuch. Das ernste, kantige, bartlose Gesicht war nicht tätowiert, ebenso wenig die Finger, Handflächen und Fußsohlen. Sein Bewußtsein sowie Tast- und Geruchssinn, Gehör und Sehvermögen sollten von der Magie unbeeinflusst bleiben.

»Ich bin neugierig«, sagte Alfred, der Haplos Tun interessiert verfolgte. »Weshalb gibst du dir so viel Mühe, dich unkenntlich zu machen? Es ist Jahrhunderte her, seit – seit ...« Er stockte und suchte nach möglichst unverfänglichen Worten.

»Seit ihr uns in die Folterkammer geworfen habt, die ihr Gefängnis nennt?« beendete Haplo den Satz und musterte ihn kalt.

Alfred senkte den Kopf. »Ich wußte nicht ... Ich konnte mir nicht vorstellen ... Jetzt verstehe ich. Es tut mir leid.«

»Verstehen? Wie könntest du verstehen, solange du es nicht am eigenen Leib gespürt hast!« Wieder fragte sich Haplo unbehaglich, wie Alfred die Durchfahrt durch das Todestor erlebt hatte. »Und leid tun? Es wird dir noch sehr leid tun, Sartan. Wir werden sehen, wie lange *du* im Labyrinth überleben kannst. Um deine Frage zu beantworten: Falls man sich auf dieser Welt an die Patryn erinnert, möchte ich nicht als solcher erkannt werden. Es liegt nicht im Interesse meines Gebiets, daß man sich erinnert, wenigstens jetzt noch nicht.«

»Falls es auf dieser Welt welche von meiner Art gibt, die sich erinnern könnten und versuchen, sich dir in den Weg zu stellen. Hast du das gemeint?« Alfred seufzte. »Ich kann dich nicht aufhalten. Ich bin allein. Ihr seid viele – soweit ich weiß. Du hast auf Pryan keinen Hinweis darauf gefunden, daß von meinem Volk noch welche am Leben sind, nicht wahr?«

Haplo forschte in Alfreds Gesicht nach einer Hinterlist, obwohl er selbst nicht daran glaubte. Vor seinem inneren Auge

erschienen die Reihen der Sarkophage, die vielen, vielen Toten. Er versuchte sich die verzweifelte Suche vorzustellen, die Alfred in jenen Teil von Arianus geführt hatte – von dem Hohen Reich der durch eigene Machenschaften zum Untergang verurteilten Mysteriarchen bis zu der von Unwettern geschüttelten Heimat der wie Sklaven ausgebeuteten GEGS. Und schließlich der furchtbare Schmerz der Erkenntnis, daß er alleine von seinem ganzen Volk mit all den Träumen und Hoffnungen überlebt hatte.

Was war geschehen? Wie konnte ein ganzes Volk gottähnlicher Wesen hinweggerafft werden? Einfach so? Und wenn eine solche Katastrophe bei den Sartan möglich war, dann auch bei uns?

Zornig schüttelte Haplo diesen Gedanken ab. Die Patryn hatten sich in einer Umgebung behauptet, wie sie lebensfeindlicher nicht sein konnte – der eindeutige Beweis, daß sie von Anfang an im Recht gewesen waren. Sie allein besaßen die Kraft, den Willen, die Intelligenz; sie waren zum Herrschen prädestiniert.

»Ich habe auf Pryan keine Spur von den Sartan gefunden«, sagte Haplo. »Außer einer Stadt, die sie erbaut haben müssen.«

»Eine Stadt?« Alfred blickte hoffnungsvoll auf. »Verlassen. Schon vor langer Zeit. Eine Botschaft, die sie zurückließen, sagte etwas von einer Macht, die sie vertrieben hat.«

Alfred war verwirrt. »Aber das ist unmöglich. Was für eine Macht könnte das sein? Es gibt keine Macht, die imstande wäre, uns zu vernichten oder auch nur einzuschüchtern.«

Während Haplo daranging, seine rechte Hand zu bandagieren, musterte er Alfred unter gesenkten Brauen hervor. Er schien aufrichtig zu sein, aber Haplo hatte auf Arianus ein langes Stück Wegs mit Alfred zurückgelegt. Der Sartan war keineswegs so einfältig, wie er sich gebärdete. Alfred hatte Haplo als Patryn erkannt, lange ehe Haplo der

Verdacht kam, Alfred könne ein Sartan sein. Wenn er von einer solchen Macht wußte, behielt er es für sich. Nun, der Herrscher des Nexus würde ihn schon zum Sprechen bringen.

Haplo schob das Ende des Stoffstreifens unter den Ärmel- und und piff dem Hund, der erwartungsvoll aufsprang.

»Bist du fertig, Sartan?«

Alfred blinzelte überrascht. »Ja, ich bin fertig. Und da wir uns der Menschensprache bedienen, wäre es vielleicht besser, du würdest mich bei meinem Namen nennen.«

»Verdammt, ich nenne nicht einmal den Hund beim Namen, und das Tier bedeutet mir erheblich mehr als du.«

»Wir könnten Leuten begegnen, die sich nicht nur an die Patryn erinnern, sondern auch an die Sartan.«

Haplo nagte an der Unterlippe. Der Mann hatte nicht unrecht. »Also gut, ›Alfred‹.« Aus seinem Mund klang es wie eine Beleidigung. »Auch wenn das nicht dein richtiger Name ist, habe ich recht?«

»Ja. Ich habe ihn angenommen. Anders als bei dir, würde mein Name in den Ohren der Nichtigen sehr merkwürdig klingen.«

»Verrate ihn mir, deinen Sartan-Namen. Du brauchst dich nicht zu wundern, ich spreche eure Sprache – wenn auch nicht gerne.«

Alfred richtete sich auf. »Wenn du unsere Sprache sprichst, dann weißt du auch, daß unsere Namen auszusprechen bedeutet, die Runen auszusprechen und Macht von ihnen zu beziehen. Aus diesem Grund sind unsere Namen nur uns selbst bekannt und denen, die wir lieben. Der Name eines Sartan kann nur von einem anderen Sartan ausgesprochen werden. Genau wie dein Name in deine Haut geschrieben ist und nur von denen gelesen werden kann, denen deine Liebe und dein Vertrauen gehören. Du siehst, auch ich spreche deine Sprache. Wenn auch nicht gerne.«

»Liebe!« knurrte Haplo. »Wir lieben niemanden. Liebe ist die größte aller Gefahren im Labyrinth, denn was immer man liebt, ist über kurz oder lang dem Tode geweiht. Was das Vertrauen betrifft – das Labyrinth hat es uns gelehrt. Wir mußten einander vertrauen, denn nur so konnten wir überleben. Da wir gerade von Überleben sprechen – du solltest deinen Teil dazu beitragen, daß ich gesund bleibe, außer du hältst dich für fähig, mit diesem Schiff die Rückkehr durch das Todestor zu bewerkstelligen.«

»Und was geschieht, sollte mein Überleben von dir abhängen?«

»Oh, ich werde schon dafür sorgen, daß dir nichts passiert. Auch wenn du es mir später bestimmt nicht danken wirst.«

Alfred betrachtete den Kompaßstein mit den eingravierten Runen. Wahrscheinlich, dachte Haplo, kannte er jedes Sigel für sich genommen, doch ihre Anordnung mußte ihm Rätsel aufgeben. Die Elfen und Menschen bedienten sich desselben Alphabets, doch hatten die beiden Sprachen keinerlei Ähnlichkeit miteinander. Alfred mochte die Patrynsprache beherrschen, aber nie und nimmer die Patrynmagie.

»Nein, ich fürchte, ich wäre nicht in der Lage, dieses Schiff zu steuern«, gab Alfred zu.

Haplo lachte kurz auf und wandte sich zur Tür, aber dann schien ihm noch etwas einzufallen. Er drehte sich wieder herum und hob mahnend die Hand.

»Und hüte dich, alle Augenblicke in Ohnmacht zu fallen. Ich warne dich! Wenn du dabei zu Schaden kommst, hast du es dir selbst zuzuschreiben.«

Alfred schüttelte bekümmert den Kopf. »Ich kann diese Anfälle nicht kontrollieren, fürchte ich. Anfangs war es ein Trick, der mir half, meine magischen Kräfte geheimzuhalten, nicht viel anders als diese Bandagen, hinter denen du dich versteckst. Was blieb mir sonst übrig? Ich durfte ebensowenig wie du preisgeben, wer oder was ich war – ein Halbgott! Jeder hätte

versucht, mich zu benutzen. Habsüchtige, die Reichtum fordern. Elfen, die verlangen, daß ich Menschen ausrotte. Menschen, die sich mit meiner Hilfe der Elfen entledigen wollen ...«

»Also bist du in Ohnmacht gefallen.«

»Wegelagerer griffen mich an.« Alfred betrachtete nachdenklich seine Hände. »Ich hätte sie mit einem Wort in nichts auflösen können. Sie in Stein verwandeln. Ihre Füße mit dem Straßenpflaster verschmelzen ... Was ich nicht alles hätte tun können – und der Welt unauslöschlich mein Zeichen einprägen. Ich hatte Angst; nicht vor ihnen, sondern vor meiner eigenen Macht. Die Ratlosigkeit, die Verwirrung, der Zwiespalt – es war zuviel. Mir wurde schwarz vor Augen. Als ich wieder zu mir kam, wußte ich, wie es mir gelungen war, das Problem zu lösen: Ich war schlichtweg in Ohnmacht gefallen. Die Wegelagerer hatten mich ausgeraubt, aber sonst unbehelligt gelassen. Und jetzt kann ich diese Anwandlungen nicht mehr kontrollieren. Es überkommt mich einfach.«

»Du kannst schon. Du willst nur nicht. Es ist dir zur Gewohnheit geworden, dich auf diese bequeme Art aus der Verantwortung zu stehlen.« Der Patryn deutete mit einer ausholenden Armbewegung auf das gleißende Lavameer. »Wenn dich in dieser Welt etwas überkommt und du in eine Pfütze fallen solltest, wird das dein letzter Ohnmachtsanfall gewesen sein!

Hund, komm her! Wir gehen. Du auch, »Alfred!«

Kapitel 9

Glückshafen, Abarrach

Das Schiff lag am Pier, die Magie hielt es über den Magmafluten in der Schwebe. Haplo hatte keine Befürchtungen, es könnte gestohlen oder beschädigt werden. Die Runen schützten es besser, als er selbst es gekonnt hätte, und verwehrten es jedem Fremden, in seiner Abwesenheit an Bord zu gehen. Nicht, daß es aussah, als würde jemand es versuchen. Kein Hafenmeister verlangte zu wissen, woher, wohin und mit welcher Ladung; keine Schauerleute strömten herbei, um ihre Dienste anzubieten; keine Matrosen lungerten herum und musterten träge die Kluft und das Auftreten der Fremden.

Der Hund sprang vom Deck auf den tiefergelegenen Pier. Haplo folgte ihm; er kam fast ebenso geschmeidig und lautlos auf wie sein vierbeiniger Gefährte. Alfred lief unschlüssig an der Reling auf und ab.

Haplo wollte sich aufgebracht abwenden und gehen, da raffte Alfred seinen gesamten Mut zusammen, sprang und landete als Häufchen Elend auf dem Felsensteg. Er brauchte eine Weile, um seine Gliedmaßen zu ordnen, und es sah wahrhaftig so aus, als versuchte er herauszufinden, was wohin gehörte. Haplo schaute zu, beinahe willens, dem Tolpatsch zu helfen. Endlich hatte Alfred sich aufgerappelt und festgestellt, daß nichts gebrochen war, dann setzte er sich in Bewegung.

Nebeneinander – der Sartan, der Patryn und der Hund – gingen sie langsam den Pier entlang zum Kai. Haplo ließ sich Zeit. Einmal blieb er stehen, um etliche auf der Hafenmauer gestapelte Warenballen einer genaueren Prüfung zu

unterziehen. Der Hund beschnüffelte sie von allen Seiten, während Alfred sie interessiert musterte.

»Und? Was ist es?«

»Irgendein Rohmaterial«, antwortete Haplo und berührte zögernd einen der Ballen. »Faserig. Weich. Vielleicht zur Herstellung von Tuch bestimmt. Ich ...« Er verstummte und beugte sich tiefer über den Ballen, als wollte er ihn beschnüffeln wie sein Hund. Dann richtete er sich auf und deutete mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle. »Was hältst du davon?«

Es schien Alfred zu verblüffen, um seine Meinung gefragt zu werden, doch er bückte sich, kniff die Augen zusammen und bemühte sich, etwas zu erkennen. »Was denn? Ich kann ...«

»Sieh genauer hin. Diese Zeichen an der Seite.« Alfred stieß beinahe mit der Nase an den Ballen, wurde blaß und trat rasch zurück.

»Nun?« fragte Haplo.

»Ich – ich bin nicht sicher.«

»Den Teufel bist du!«

»Die Zeichen sind verwischt, kaum zu erkennen.«

Kopfschüttelnd ging Haplo weiter und piffte dem Hund, der glaubte, eine Ratte entdeckt zu haben, und aufgeregt am unteren Rand eines Ballens kratzte.

Die Stadt aus Obsidian war unheilvoll und bedrückend still. Keine Köpfe reckten sich aus den Fenstern, keine Kinder liefen durch die Straßen. Und doch war der Ort unzweifelhaft einmal mit Leben erfüllt gewesen, auch wenn es kaum glaubhaft erschien, so nah an der Magmasee, deren Hitze und Dämpfe jeden gewöhnlichen Sterblichen töten mußten.

Gewöhnliche Sterbliche. Nicht Halbgötter.

Haplo setzte seine Musterung der verschiedenen Kisten und Ballen auf dem Kai fort. Gelegentlich hielt er inne, betrachtete einen Packen genauer, und manchmal winkte er dann Alfred, der einen Blick darauf warf, Haplo anschaute und ratlos mit den Schultern zuckte.

Nach und nach gelangten sie in die eigentliche Stadt. Niemand rief sie an, begrüßte sie oder näherte sich ihnen drohend. Haplo war mittlerweile sicher, daß auch nicht mehr damit zu rechnen war, daß sie einen der Bewohner antrafen. Das Prickeln einiger Runen auf seiner Haut hätte ihn auf das Vorhandensein von Leben aufmerksam gemacht, aber seine Magie tat nichts weiter, als seine Körpertemperatur zu regulieren und schädliche Bestandteile aus der Luft zu filtern. Alfred machte einen verschreckten Eindruck, doch hätte Alfred nicht auch beim Betreten eines Kinderzimmers einen verschreckten Eindruck gemacht?

Die Fragen, die Haplo beschäftigten, lauteten: Wer hatte hier gelebt, und aus welchem Grund war die Stadt verlassen.

Die Gebäude des Ortes bestanden eins wie das andere aus dem schwarzen Obsidiangestein und säumten eine einzige Straße. Ein Haus gegenüber hatte Fensterscheiben aus dickem, schlierigem Glas aufzuweisen. Haplo schaute hindurch. Kugeln, die ein weiches, warmes Licht verströmten, hingen an den Wänden und erhellten einen großen Raum mit zahlreichen Tischen und Stühlen. Vielleicht ein Gasthaus.

Die Tür war aus einem schweren, groben, grasähnlichen Material gewoben, das wie Hanf aussah. Durch das Überziehen mit einer Art von dickflüssigem, glänzenden Lack wurde das Material geschmeidig und witterungsbeständig. Die Tür stand halb offen, nicht einladend, sondern als wäre der Besitzer in solcher Hast davongelaufen, daß er vergessen hatte, sie zu schließen.

Haplo wollte eintreten und sich umschauen, als ein Zeichen an der Tür seine Aufmerksamkeit erregte. Er starrte es an, der Verdacht im Hintergrund seines Bewußtseins erhärtete sich zu Gewißheit. Ohne etwas zu sagen, tippte er mit dem Finger auf das Zeichen.

»Ja«, sagte Alfred ruhig. »Ein Runengefüge.«

»Ein Runengefüge der Sartan«, berichtigte ihn Haplo mit schnarrender Stimme.

»Eine entstellte Sartanrune. Ich könnte sie weder artikulieren noch Gebrauch davon machen.« Mit dem kleinen Kopf auf dem langen, faltigen Hals zwischen den zusammengezogenen Schultern sah Alfred frappant einer Schildkröte ähnlich, die aus ihrem Panzer lugte. »Und ich habe keine Erklärung dafür.«

»Sie sehen aus wie die Zeichen auf den Warenballen am Hafen.«

»Ich weiß nicht, wie du das beurteilen willst.« Alfred war auf der Hut. »Sie waren kaum noch zu erkennen.«

Haplos Gedanken gingen zurück nach Fryan, zu der Stadt der Sartan, die er dort entdeckt hatte. Auch dort hatte er Runen gesehen, aber nicht an den Gasthäusern. Die Schänken und Tavernen hatten Schilder mit Aufschriften in den Sprachen der Menschen, Elfen und Zwerge gehabt. Er meinte sich auch zu entsinnen, daß der Zwerg – wie war noch sein Name gewesen? – einige Kenntnis der Runenmagie besessen hatte, aber nur auf einer primitiven, kindlichen Ebene. Sein Wissensstand entsprach etwa dem eines Sartankindes von drei Jahren.

Dieses Runengefüge hier mochte vielleicht entstellt sein, verfälscht, aber es war eine komplexe Struktur, Schutz für das Haus, Segen für den Gast. Endlich! Endlich hatte Haplo gefunden, was er sich gefürchtet hatte zu finden – den Feind. Und danach zu urteilen, was er bisher gesehen hatte, war er in eine ganze Zivilisation des Feindes hineingeraten.

Großartig. Einfach großartig.

Haplo trat ein; trotz der Stiefel klangen seine Schritte auf dem teppichbelegten Boden gedämpft.

Alfred kam schüchtern hinter ihm her und ließ erstaunt den Blick durch den Schankraum wandern. »Wer immer hier gewesen ist, muß das Haus in aller Eile verlassen haben.«

Haplo war nicht in der Stimmung, sich zu unterhalten. Er setzte seinen Rundgang schweigend fort. Als er die Lampen

näher betrachtete, stellte er zu seiner Verwunderung fest, daß sie keinen Docht hatten. Aus einem Röhrchen in der Mauer drang ein Luftstrom, und davon nährte sich die Flamme. Haplo blies die Flamme aus, schnupperte und krauste die Nase. Wer das zu lange einatmete, ohne von Magie geschützt zu sein, hörte binnen kurzem ganz auf zu atmen.

Ein Geräusch veranlaßte Haplo, sich umzudrehen. Alfred hatte geistesabwesend einen umgestürzten Stuhl aufgestellt. Der Hund schnüffelte an einem Stück Fleisch, das auf dem Boden lag.

Und überall, wohin der Patryn den Blick auch wandte, begegneten ihm Sartanrunen.

»Deine Leute sind noch nicht lange fort«, bemerkte er und horchte dem Sarkasmus in seiner Stimme nach, von dem er hoffte, daß er den Unterton von Angst überdeckte.

»Du solltest sie nicht so nennen!« protestierte Alfred. Versuchte er, sich keine allzu großen Hoffnungen zu machen, um nicht wieder enttäuscht zu werden? Oder war ihm ebenso unbehaglich zumute wie Haplo? »Es gibt keinen Beweis ...«

»Keinen Beweis? Könnten Menschen, auch Adepten der Magie, in dieser giftigen Atmosphäre existieren? Elfen? Zwerge? Nein! Nur dein Volk könnte hier leben!«

»Oder deins«, gab Alfred zu bedenken.

»Ha! Wir beide wissen, daß das höchst unwahrscheinlich ist.«

»Wir wissen überhaupt nichts. Nichtige könnten hier leben. Im Lauf der Zeit ...«

Haplo wandte sich ab; er bedauerte, daß er darauf zu sprechen gekommen war. »Es hat keinen Sinn zu spekulieren. Wir werden es vermutlich schon bald herausfinden. Die Leute, die hier wohnen, sind noch nicht lange fort.«

»Woran siehst du das?«

Als Antwort hielt der Patryn einen Laib Brot in die Höhe, den er eben durchgebrochen hatte.

»Außen zäh«, erläuterte er und bohrte den Finger in die Kruste, »in der Mitte weich. Läge es schon lange hier, wäre es hart. Und niemand hat sich die Mühe gemacht, es mit Haltbarkeitsrunen zu versehen, also sollte es gegessen und nicht gelagert werden.«

»Ich verstehe«, sagte Alfred bewundernd. »Das wäre mir nie aufgefallen.«

»Man lernt im Labyrinth, auf solche Kleinigkeiten zu achten. Die es nicht lernen, sterben.«

Mit sichtlichem Unbehagen wechselte der Sartan das Thema. »Was, glaubst du, war der Grund für ihre Flucht?«

»Krieg«, antwortete Haplo, nahm ein volles Weinglas vom Tisch und hielt es an die Nase. Der Inhalt roch scheußlich.

»Krieg!« Alfreds fassungsloser Ausruf ließ den Patryn aufmerken. »Ja, wenn man es recht bedenkt, *ist* es merkwürdig, nicht wahr? Dein Volk rühmt sich doch, mit friedlichen Lösungen für alle Probleme aufwarten zu können. Trotzdem sieht es für mich ganz danach aus.«

»Ich verstehe nicht ...«

Haplo winkte ungeduldig ab. »Die Tür offen, Stühle umgestürzt, das Essen auf dem Tisch, nicht ein Schiff im Hafen.«

»Ich fürchte, ich verstehe immer noch nicht.«

»Jemand, der nur kurz das Haus verläßt oder zu einer Reise aufbricht, nimmt sich die Zeit, die Tür hinter sich abzuschließen. Jemand, der um sein Leben fürchtet, läuft einfach davon. Dann sind die Leute vom gedeckten Tisch aufgesprungen und haben nicht einmal mitgenommen, was leicht zu greifen und zu transportieren ist – Teller, Besteck, Becher, Flaschen. Ich wette, wenn du nach oben gehst, findest du ihre Kleider noch in den Schränken. Man hat die Leute vor einer drohenden Gefahr gewarnt, und sie haben sich unverzüglich in Sicherheit gebracht.«

Alfreds Augen weiteten sich vor Entsetzen, als ihm plötzlich die volle Bedeutung dieser Worte zu Bewußtsein kam. »Aber, wenn das stimmt, was du sagst, dann ...«

»... dann nähert sich die Gefahr, vor der sie geflohen sind, jetzt uns«, vollendete Haplo den Satz. Er fühlte sich beinahe erleichtert. Alfred hatte recht. Die Bewohner dieser Welt konnten keine Sartan sein.

Nach allem, was er von ihrer Geschichte wußte, hatten die Sartan niemals Krieg geführt, nicht einmal gegen ihre ärgsten Feinde. Sie hatten für die Patryn ein Gefängnis erschaffen, einen magischen Kerker, von einem eigenen böartigen Willen beseelt, der nur darauf bedacht war, die Gefangenen zu töten. Wenn man den alten Aufzeichnungen glauben durfte, sollte dieses Gefängnis allerdings nur ein Ort der Läuterung sein und den Patryn Gelegenheit geben, ihren überheblichen Stolz und blinden Ehrgeiz zu mäßigen.

»Und da sie in solcher Hast geflohen sind, muß diese Gefahr bereits ganz nahe sein.« Alfred warf einen ängstlichen Blick aus dem Fenster. »Sollten wir nicht besser auch gehen?«

»Ja. Hier finden wir ohnehin nichts mehr, das uns weiterhilft.«

So unbeholfen er war, Alfred konnte sich erstaunlich schnell bewegen, wenn es drauf ankam. Noch vor Haplo und sogar dem Hund erreichte er die Tür, stürmte nach draußen und war schon auf halbem Weg zum Pier und dem rettenden Schiff, bevor er merkte, daß niemand ihm folgte. Er drehte sich um und rief nach Haplo, der sich in entgegengesetzter Richtung entfernte, zum Stadtrand hin.

Alfreds Stimme hallte laut zwischen den verlassenen Gebäuden. Haplo ging weiter, als hätte er nichts gehört. Der Sartan zog den Kopf zwischen die Schultern und verzichtete darauf, wieder zu rufen. Statt dessen setzte er sich ergeben in Trab, stolperte über seine Füße und fiel platt aufs Gesicht.

Getreu Haplos Befehl blieb der Hund an seiner Seite, und schließlich hatte Alfred den Patryn eingeholt.

»Wenn deine Vermutungen richtig sind«, keuchte er atemlos, »befindet sich der Feind genau da, wohin du unterwegs bist!«

»Allerdings«, antwortete Haplo kühl. »Schau.« Alfreds Blick folgte Haplos ausgestreckter Hand. Er sah frisches Blut, einen zerbrochenen Speer, einen geworfenen Schild, Fröstelnd strich er sich über den kahlen Schädel. »Aber dann ... Warum ...«

»Um sie zu begrüßen.«

Kapitel 10

Abarrach

Der schmale Weg, dem Haplo und sein widerstrebender Begleiter folgten, verlor sich zwischen gigantischen Stalagmiten am Fuß einer spiegelglatten Felswand. Magma brandete träge gegen den Obsidian, das schwarze Gestein schillerte düster im rotgelben Zwielight. Die Wand ragte lotrecht empor, bis sie sich hoch oben in der stumpfen Dunkelheit den Blicken entzog. Aus dieser Richtung näherte sich keine Armee.

Haplo drehte sich um und blickte über das weite, flache Land hinter der kleinen Küstenstadt. Er konnte nicht viel erkennen, das meiste blieb verborgen hinter dem Vorhang der Schatten dieser Welt, die keine andere Sonne kannte als die in ihrem eigenen Herzen. Doch ein Netz größerer und kleinerer Lavaströme durchzog das zerklüftete, steinige Land. Ihr vages Licht zeigte ihm Wüsteneien aus brodelndem, zähflüssigem Morast, vulkanische Hügelketten und – äußerst merkwürdig – zylindrische Pfeiler von gewaltigem Umfang, die in die Finsternis ragten.

»Keine natürlichen Formationen«, dachte Haplo und bemerkte zu spät, daß er seine Gedanken laut ausgesprochen hatte.

»Nein«, stimmte Alfred zu, legte den Kopf in den Nacken und beugte sich so weit zurück, daß er beinahe umgefallen wäre. Als ihm einfiel, was Haplo über die Pfützen in diesem Land gesagt hatte, richtete er sich hastig wieder auf und suchte den Boden um seine Füße nach heimtückischen Magmaströmen ab. »Sie reichen wahrscheinlich bis zur Decke dieser Höhle, nur – zu welchem Zweck? Als Stütze? Aber das scheint mir gar nicht notwendig zu sein.«

Niemals hatte Haplo sich vorgestellt, eines Tages mitten in einer Alptraumwelt mit einem Sartan geologische Formationen zu diskutieren. Er sprach nicht gerne mit Alfred und verabscheute es, dessen weinerliche Stimme zu hören. Doch er hoffte, durch Redseligkeit Alfred ein Gefühl trügerischer Sicherheit zu vermitteln und ihm beiläufig zu entlocken, was er über die Sartan und ihre Pläne wußte.

»Hast du Abbildungen von dieser Welt gesehen oder Berichte darüber gelesen?« fragte Haplo leichthin. Er schaute Alfred nicht an, als wäre er an einer Antwort nur mäßig interessiert.

Alfred warf ihm dennoch einen scharfen Blick zu und befeuchtete sich die Lippen. Er war ein sehr schlechter Lügner.

»Nein.«

»Nun, ich schon. Mein Gebieter entdeckte Karten und Zeichnungen von allen vier Welten, ein unfreiwilliges Geschenk deines Volkes, als es verschwand und uns im Labyrinth unserem Schicksal überließ.«

Alfred wollte etwas sagen, überlegte es sich anders und schwieg.

»Diese Welt aus Stein, die dein Volk erschaffen hat, erinnert auf den Bildern an einen von Mäusen ausgehöhlten Käse«, fuhr Haplo fort. »Sie besteht aus Höhlen wie dieser, in der wir jetzt stehen. In einer einzigen davon könnte man ohne Schwierigkeiten die gesamte Elfennation von Tribis unterbringen. Tunnel und Höhlen durchziehen den Fels, führen in die Tiefe, führen nach oben. Nach oben – wohin? Was ist an der Oberfläche?« Haplo musterte die gewaltigen Säulen, die majestätisch in unerforschte Höhen ragten. »Was *ist* an der Oberfläche, Sartan?«

»Ich dachte, wir hätten uns darauf geeinigt, daß du mich bei meinem Namen nennst«, meinte Alfred freundlich.

»Nur, wenn es wirklich sein muß«, knurrte Haplo. »Der Name hinterläßt einen schlechten Geschmack in meinem Mund.«

Alfred nickte traurig, dann seufzte er. »Um deine Frage zu beantworten: Ich habe keine Ahnung, wie es an der Oberfläche aussieht. Du weißt viel mehr über diese Welt als ich.« Er erwärmte sich merklich für das Thema. »Allerdings würde ich meinen ...«

»Still.« Haplo bedeutete ihm mit erhobener Hand zu schweigen.

Eingedenk der unbekannten Gefahr, die ihnen drohte, wurde Alfred leichenblaß, blieb stocksteif stehen und zitterte am ganzen Leib, während Haplo sich daranmachte, schnell und trotzdem nahezu lautlos über die zerklüfteten Felsen zu klettern. Er achtete sehr darauf, kein Steinchen ins Rollen zu bringen, das ihre Anwesenheit verraten konnte. Der Hund lief auf leisen Pfoten voraus, mit gespitzten Ohren und gesträubtem Nackenfell.

Es stellte sich heraus, daß der Weg nicht zu Ende war, wie es den Anschein gehabt hatte. Als schmaler Pfad führte er weiter zwischen den Stalagmiten am Fuß der Felswand entlang. Es war ein hastiger und flüchtiger Versuch gemacht worden, das Vorhandensein des Pfades zu kaschieren oder vielleicht unerbetenen Benutzern das Vorankommen zu erschweren. Die ersten Meter waren mit Geröll zugeschüttet; aufgrund der Lavatümpel war jeder Fehltritt lebensgefährlich. Haplo stieg über Geröll und verließ sich dabei auf den Hund, der ein bemerkenswertes Talent zu haben schien, für seinen Herrn die sichersten Stellen zu finden. Alfred blieb zitternd und bebend zurück. Haplo hätte schwören können, daß er die Zähne des Mannes klappern hörte.

Als er wieder einen Felsvorsprung umrundete, sah er vor sich den Eingang zu einem Tunnel. Von der Landseite war die hohe, bogenförmige Öffnung unsichtbar; nur vom Meer aus war

sie deutlich zu erkennen. Ein Magmastrom verschwand in dem Stollen, daneben – auf Haplos Seite – führte der Pfad in das vom Glosen der Lava erhellte Innere.

Neben dem Eingang blieb Haplo lauschend stehen. Die Geräusche, die er glaubte, gehört zu haben, klangen deutlicher – Stimmen hallten durch den Tunnel. Es mußte sich um eine große Anzahl von Leuten handeln, nach dem hin und wieder laut anschwellenden Getöse zu urteilen, obwohl manchmal alle anderen verstummten und nur einer redete. Die Worte erreichten ihn nur als verzerrtes Echo; er konnte nicht verstehen, welche Sprache gesprochen wurde. Jedenfalls hatte sie keine Ähnlichkeit mit den Idiomen der Menschen, Elfen und Zwerge, die er auf Arianus und Pryan kennengelernt hatte.

Der Patryn schaute sich den Tunnel genauer an. Der Pfad, der hineinführte, war breit, aber mit Steinen und Felstrümmern übersät. Der Lavastrom sorgte für Helligkeit, doch in der Tunnelwand gab es genügend Nischen und Alkoven, in denen ein Mann sich verbergen konnte. Haplo war ganz sicher, daß er keine Schwierigkeiten haben würde, sich an die bis jetzt noch mysteriösen Wesen in diesem Tunnel anzupirschen.

»Aber was zum Henker fange ich mit Alfred an?«

Haplo blickte über die Schulter und sah den langen, schlaksigen Sartan auf dem Felsblock balancieren, wie ein Storch auf einer Wetterfahne. Der Patryn dachte daran, wie die tolpatschigen Füße durch das Geröll schlurften, und schüttelte den Kopf. Alfred mitzunehmen kam nicht in Frage. Doch ihn zurücklassen? Auf irgendeine Art kam dieser Simpel garantiert zu Schaden. Und wenn er nur in eine Lavagrube fiel. Der Fürst würde nicht sehr erfreut sein zu hören, daß Haplo das wertvollste Mitbringsel von seiner Reise unterwegs verloren hatte.

Verdammt, der Sartan verfügte doch über Magie. Und es gab keinen Grund, das geheimzuhalten. So schnell und leise wie möglich kehrte Haplo zu der Stelle zurück, wo Alfred bleich

und zitternd auf dem Felsen hockte. Der Patryn legte ihm die Hand ans Ohr und flüsterte: »Sag nichts. Hör nur zu!«

Alfred nickte zum Zeichen, daß er verstanden hatte. Einen Abdruck seines Gesichts hätte man als Maske nehmen können für die Aufführung eines Schauspiels mit dem Titel ›Entsetzen‹.

»Es gibt einen Tunnel hier, der vermutlich in eine weitere Höhle führt. Daher kommen die Stimmen, die wir hören können. Wahrscheinlich sind sie ein gutes Stück weiter entfernt, als es klingt; der Schall täuscht sehr.«

Alfred schien sehr erleichtert zu sein und auch bereit, auf dem Absatz kehrzumachen, um zum Pier zurückzueilen. Haplo hielt ihn am Ärmel des abgewetzten blauen Samtrocks fest. »Wir gehen in den Tunnel hinein.«

Die rotgeränderten, blaßblauen Augen des Sartan weiteten sich. Er schluckte und würde abwehrend den Kopf geschüttelt haben, wäre sein Hals nicht vor Schreck steif geworden.

»Möchtest du nicht herausfinden, was es mit den Sartanrunen auf sich hat, die wir gesehen haben? Wenn wir jetzt gehen, erfahren wir es womöglich nie.«

Alfred zog den Kopf ein, seine Schultern sanken herab. Haplo wußte, er hatte den Fisch an der Angel; jetzt mußte er nur noch behutsam die Schnur einholen. Endlich kannte Haplo die treibende Kraft in Alfreds Leben. Der Sartan mußte um jeden Preis wissen, ob er tatsächlich als einziger überlebt hatte oder ob es irgendwo noch Kolonien seines Volkes gab.

Alfred schloß die Augen, holte tief und stockend Atem und nickte dann. »Ja«, formten seine Lippen fast unhörbar. »Ich komme mit.«

»Es ist gefährlich, also mach kein Geräusch. Der geringste Laut könnte uns beide Kopf und Kragen kosten. Verstanden?«

Bestürzt und beschämt richtete der Sartan den Blick ratlos auf seine viel zu großen Füße und Hände, die an den Handgelenken baumelten, als führten sie ein nicht dem Willen des Besitzers unterworfenen Eigenleben.

»Deine Magie! Benutze deine Magie!« drängte Haplo ungeduldig.

Alfred zuckte erschreckt zurück. Haplo sagte nichts mehr, er deutete nur stumm auf den steinigen, holprigen Pfad und die Lavatümpel zu beiden Seiten.

Schicksalsergeben begann Alfred zu singen, seine nasale Stimme brachte eigenartige, trillernde Laute hervor. Er sang leise, raunend, doch Haplo kam es vor, als müsse jeder Ton meilenweit zu hören sein, und er hätte ihm am liebsten den Mund zugehalten. Die Magie der Sartan bildete eine Einheit aus Sehen, Hören und Bewegung. Wenn Haplo wollte, daß Alfred von seiner Magie Gebrauch machte, mußte er sich mit diesem nervenzermürenden Singsang abfinden. Also faßte er sich in Geduld und beobachtete derweil die Umgebung.

Der Sartan tanzte, seine Hände formten die Runen, die seine Stimme heraufbeschwor, seine Füße übertrugen sie in komplizierte Schrittfolgen von graziöser Anmut. Plötzlich erhob er sich langsam in die Luft. Mit entschuldigend ausgebreiteten Armen lächelte er auf Haplo nieder.

»So ist es wohl am einfachsten«, meinte er.

Haplo gab ihm recht, doch insgeheim fand er es beunruhigend, eine Meinung, die der Hund zu teilen schien, der einen Alfred mit Bodenhaftung durchaus sympathisch fand, doch ein schwebender Alfred war ihm zutiefst suspekt.

Der Sartan hatte getan, was man von ihm erwartete. Wenn er jetzt den mit Steinen übersäten Pfad entlangschwebte, verursachte er weniger Geräusche als die heißen Luftströmungen, die sie umwehten. Was also stimmt dann nicht? fragte Haplo sich gereizt. Bin ich neidisch? Weil ich das nicht kann? Nicht, daß ich es können möchte!

Die Patryn beziehen ihre magische Energie aus den Möglichkeiten des Physischen; sie erhalten sie von den Pflanzen und Bäumen, den Felsen und allen Gegenständen ihrer Umgebung. Diese Realität zu verlassen bedeutet, in den

Abgrund des Chaos zu stürzen. Sartan-Magie nährte sich von der Luft, dem Unsichtbaren, den Möglichkeiten von Glaube und Phantasie. Haplo hatte das merkwürdige Gefühl, daß ein Geist ihm folgte.

Er kehrte dem schwebenden Sartan den Rücken zu, rief den Hund und richtete seine Aufmerksamkeit darauf, den sichersten Weg zu finden. Im stillen hoffte er, Alfred möge sich den Kopf an einem Felsen stoßen.

Der Pfad im Innern des Tunnels war zu Haplos Befriedigung sogar noch breiter und leichter zu begehen, als er geglaubt hatte. Ein großes Fuhrwerk hätte ihm bequem folgen können.

Haplo hielt sich dicht an der Seitenwand des Tunnels, wo die Schatten ihm Deckung boten. Der Hund, fasziniert von dem fliegenden Alfred, machte den Schluß und starrte in profundem Unglauben auf die bemerkenswerte Erscheinung.

Die Stimmen waren mittlerweile deutlich zu hören. Man hatte den Eindruck, daß hinter der nächsten Biegung die Sprechenden in Sicht kommen mußten. Doch zwischen den Felsen täuschte der Schall. Der Patryn und sein Gefährte legten eine beträchtliche Entfernung zurück, bevor der laute Klang der gesprochenen Worte Haplo warnte, daß sie sich dem Ziel näherten.

Der Lavastrom wurde schmaler, und im gleichen Maße nahm die Helligkeit ab. Alfred war in dem kümmerlichen Zwielft nur als verschwommene Silhouette zu erkennen; wenn der Hund in eine Schattenbahn geriet, wurde er völlig unsichtbar. Der Strom war früher einmal breit und tief gewesen, man konnte es an den Spuren im Fels ablesen. Doch jetzt war er zu kaum mehr als einem Rinnsal geschrumpft, und als Folge sank die Temperatur in dem unterirdischen Gang. Nicht mehr lange, und er versiegte ganz. Haplo und seine Begleiter bewegten sich in völliger Dunkelheit.

Der Patryn blieb stehen, und gleich fühlte er sich von einem schweren Gewicht im Rücken getroffen. Leise fluchend wehrte

er den schwebenden Alfred ab, der nichtsahnend gegen ihn geprallt war. Er hätte gerne Licht beschworen – eine Fertigkeit, die man schon als Kind lernte –, aber der bläuliche Schimmer der Sigel hätte ihn verraten. Alfred konnte aus demselben Grund auch nicht helfen.

»Bleib hier«, flüsterte er Alfred zu, der erleichtert nickte.
»Hund, paß auf ihn auf.«

Der Hund legte sich und behielt Alfred gehorsam im Auge, allerdings auf eine unverkennbar grübelnde, neugierige Art, als versuchte er dahinterzukommen, mit welchem Kniff dieser Zweibeiner es bewerkstelligte, so wider die Natur durch die Luft zu schweben.

Haplo tastete sich an der Felswand entlang. Der matte, geisterhafte Schimmer des versiegenden Lavastroms reichte eben aus, um den Weg zu erleuchten, so daß er sicher sein konnte, nicht unversehens in einen Abgrund zu stürzen. Er schob sich um eine weitere Biegung des Ganges und sah am Ende ein helles, gelbes Licht: Feuerschein. Von lebenden Wesen erzeugtes Licht, nicht die rote Glut des Magmas. Und um das Licht bewegten sich die schattenhaften Gestalten von Hunderten von Menschen.

Der Tunnel öffnete sich an dieser Stelle zu einer gewaltigen Grotte, die ohne Schwierigkeiten einer ganzen Armee Platz geboten hätte. Und hatte er eine Armee gefunden? War dies die Armee, vor der die Uferbewohner in panischer Angst die Flucht ergriffen hatten? Haplo beobachtete und lauschte. Er hörte sie sprechen, verstand, was sie sagten. Die Dunkelheit der Verzweiflung senkte sich über ihn, er rang gegen das Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das ihn zu übermannen drohte.

Er hatte eine Armee gefunden – eine Armee von Sardan!

Was tun? Fliehen! Zurück durch das Todestor und dem Fürsten die Hiobsbotschaft überbringen. Aber der Fürst würde Fragen stellen, Fragen, auf die Haplo keine Antwort wußte.

Und Alfred? Es war ein Fehler gewesen, ihn mitzunehmen. Haplo bereute es bitterlich. Er hätte den Sartan auf dem Schiff zurücklassen sollen und ihm seine Entdeckung verheimlichen. Dann wäre es möglich gewesen, ihn in den Nexus zu bringen, ahnungslos und in dem festen Glauben, der letzte seines Volkes zu sein. Vielleicht hätte man ihm irgendwann einmal gesagt, wie nahe er auf Abarrach daran gewesen war, die Seinen zu finden. So, wie die Dinge standen, konnte Alfred jetzt mit einem Ruf Haplos Mission den Gar aus machen.

»Barmherziger Sartan!« Bei dem unerwarteten Flüstern aus der Luft über ihm wäre Haplo beinahe vor Schreck aus seiner tätowierten Haut gefahren.

Als er sich herumdrehte, sah er Alfred dicht hinter sich schweben und auf die vom Fackellicht beschienenen Gestalten in der Höhle hinabschauen. Haplo ballte die Fäuste, wartete auf das Unvermeidliche und warf einen zornigen Blick auf den Hund, der nicht seine Pflicht getan hatte.

Wenigstens ist es mir vergönnt, noch einen Sartan zu töten, bevor ich sterbe.

Alfreds Gesicht schimmerte bleich in der vagen Helligkeit, seine Augen waren traurig und bestürzt.

»Worauf wartest du, Sartan?« zischte Haplo. »Nur zu! Ruf sie her. Es ist dein Volk!«

»Mein Volk?« wiederholte Alfred mit hohler Stimme. »Nie und nimmer.«

»Was soll das heißen? Hörst du nicht? Sie sprechen Sartan.«

»Nein, Haplo. Die Sprache der Sartan ist die Sprache des Lebens. Die Sprache jener dort ist die Sprache des Todes.«

Kapitel 11

Salfag-Grotten, Abarrach

»Was meinst du damit, ›Sprache des Todes‹? Komm runter!« Haplo packte Alfred an der Jacke und zog ihn zu sich heran. »Jetzt rede!« befahl er leise, aber in scharfem Tonfall.

»Ich verstehe es ebensowenig wie du«, stotterte der Sartan hilflos. »Und ich bin gar nicht sicher, was ich meine. Es ist nur ... Nun ja, hör doch selber hin. Bemerkest du nicht den Unterschied?«

Haplo befolgte den Rat. Er bemühte sich, den Aufruhr der Gefühle, der in ihm tobte, zu unterdrücken, lauschte angespannt und mußte zugeben, daß Alfred recht hatte. Die Sprache der Sartan war den Patryn ein Greuel. Gewohnt an präzise, kurze, nüchterne Worte, die geeignet waren, sich knapp, schnell und unmißverständlich auszudrücken, betrachteten die Patryn die Sprache ihrer Feinde als weitschweifig, umständlich und übermäßig befrachtet mit blumigen Phrasen, einem ausufernden Wortschatz und dem unerklärlichen Bedürfnis zu erklären, was keiner Erklärung bedurfte.

Aber was diese Leute redeten, gemahnte an ein ins triste, sogar abstoßende Gegenteil verkehrte Sartan. Ihre Worte hatten keine Schwingen, sie krochen wie Gewürm. Wenn Haplo ihnen zuhörte, erwachten in ihm nicht Erinnerungen an Regenbogen und Sonnenschein in einer grünen Welt, sondern er sah ein fahles, kränkliches Licht vor sich, wie von Tod und Verwesung. Der Tonfall der Worte vermittelte ihm den Eindruck von einer Trauer, die tiefer war als die dunklen Tiefen dieser Welt. Haplo war stolz darauf, niemals von ›weichen‹

Empfindungen bewegt zu werden, aber diese Trauer rührte ihn bis ins Innerste.

Langsam entließ er Alfred aus seinem harten Griff. »Hast du eine Vorstellung davon, was hier vor sich geht?«

»Nein, habe ich nicht. Doch ich glaube, ich könnte lernen, mich an diese Sprache zu gewöhnen.«

»O ja, ich auch. Genauso wie an eine Schlinge um den Hals. Was hast du vor?« Haplo musterte Alfred aus schmalen Augen.

»Ich?« Alfred war verdutzt. »Vorhaben? Was meinst du?«

»Wirst du mich ihnen ausliefern? Ihnen sagen, daß ich der Feind bin? Vermutlich brauchst du es ihnen überhaupt nicht zu sagen. Sie werden sich erinnern.«

Alfred antwortete nicht gleich. Er machte etliche Male den Mund auf und zu, als wollte er etwas sagen, könnte sich aber nicht entscheiden. Haplo glaubte zu ahnen, daß Alfred nicht versuchte, sich darüber klar zu werden, was er tun, sondern wie er seine Entscheidung erklären sollte.

»Es mag dir unverständlich erscheinen, Haplo, aber ich hege nicht den Wunsch, dich zu verraten. Ja, ich habe deine Drohungen gehört, und glaub mir, ich nehme sie nicht auf die leichte Schulter. Ich weiß, was mich im Nexus erwartet. Doch vorläufig sind wir Fremde in einer fremden Welt – einer Welt, die um so fremdartiger erscheint, je genauer wir sie erkunden.«

Alfred räusperte sich verlegen. »Ich kann es nur schlecht erklären, aber ich fühle mich dir irgendwie – verbunden. Vielleicht liegt es daran, was beim Passieren des Todestores mit uns geschehen ist. Haben wir nicht die – die Leben getauscht? Ich drücke mich wirklich recht unverständlich aus, nicht wahr?«

»Verbunden! Zum Henker mit dem Geschwätz! Merk dir nur eins: Mein Schiff und ich sind deine einzige Möglichkeit, von hier wegzukommen. Deine einzige Möglichkeit.«

»Das stimmt«, meinte Alfred ernsthaft. »Du hast recht. Dann scheint es, daß wir aufeinander angewiesen sind, um zu überleben. Willst du, daß ich dir mein Wort darauf gebe?«

Haplo schüttelte den Kopf, weil er fürchtete, seinerseits etwas versprechen zu müssen. »Du willst deine Haut retten, und dazu brauchst du mich – das zu wissen genügt mir.«

Alfred nickte, als hätte er nichts anderes erwartet, dann schaute er sich unruhig nach allen Seiten um. »Da wir das nun geklärt haben, sollten wir nicht vielleicht zum Schiff zurückkehren?«

»Sind diese Leute Sartan?«

»Jaa.«

»Interessiert es dich nicht, Genaueres über sie in Erfahrung zu bringen? Wie sie auf dieser Welt leben?« »Ich glaube schon ...« Alfred stockte.

Haplo ignorierte sein Zögern. »Wir schleichen uns näher heran und sehen zu, ob wir herausfinden können, was das alles zu bedeuten hat.«

Die beiden Männer und der Hund bewegten sich im Schatten der Tunnelwand langsam vorwärts, bis Haplo glaubte, daß sie nahe genug waren, um zu sehen, ohne gesehen zu werden, zu hören, ohne gehört zu werden. Er hob warnend die Hand. Alfred schwebte lautlos neben ihn; der Hund legte sich hin und schaute abwechselnd zu seinem Herrn und zu Alfred.

Es waren tatsächlich Sartan, die sich in diesem unterirdischen Felsensaal versammelt hatten. Was das Aussehen betrifft, sind die Sartan den Menschen sehr ähnlich, nur daß es bei ihnen keine unterschiedlichen Haarfarben gibt. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist schon bei Kindern das Haar weiß, mit braunen Spitzen. Bei den Patryn ist es genau umgekehrt: Haplos am Ansatz braunes Haar färbte sich zu den Spitzen hin weiß. Alfred war im Lauf der Zeit nahezu vollständig kahl geworden und deshalb nicht ohne weiteres als Patryn oder Sartan zu identifizieren.

Überdies waren die Sartan größer als die Angehörigen der minderen Rassen. Das Bewußtsein ihrer magischen Fähigkeiten und großen Macht verlieh ihren Zügen Schönheit und einen besonderen Glanz. (Alfred war die Ausnahme von der Regel.) Diese Leute waren ohne Zweifel Sartan. Haplo musterte rasch die Gesichter in der Menge. Er sah nur Sartan, keine Elfen, keine Menschen, keine Zwerge.

Doch etwas stimmte nicht mit ihnen. Der Patryn kannte einen lebenden Sartan – Alfred. Auf Pryan hatte er lebenssechte Projektionen von Sartan gesehen. Selbstverständlich empfand er nichts als Verachtung für sie, dennoch mußte er zugeben, daß sie ein schönes Volk waren, von einem inneren Leuchten erfüllt. Die Sartan hier wirkten müde, blaß, alt; ihr Licht schien dem Erlöschen nahe zu sein. Einige von ihnen sahen wahrhaftig erschreckend aus. Haplo fühlte sich von ihnen abgestoßen und bemerkte den gleichen Widerwillen in Alfreds Gesicht.

»Sie haben sich zu irgendeiner Zeremonie versammelt«, flüsterte Alfred.

Haplo wollte ihm über den Mund fahren, als ihm der Gedanke kam, daß er vielleicht etwas Nützliches erfahren konnte, wenn er Alfred reden ließ. Er schluckte die groben Worte hinunter und zwang sich zur Geduld – eine der harten Lektionen, die er im Labyrinth gelernt hatte.

»Ein Begräbnis«, sagte Alfred mitleidig. »Es sind Begräbnisfeierlichkeiten für ihre Toten.«

»Wenn das stimmt, haben sie sich reichlich Zeit damit gelassen«, brummte Haplo.

Zwanzig Leichname aller Altersstufen, von einem kleinen Kind bis zu einem hochbetagten Greis, lagen auf dem felsigen Boden der Höhle nebeneinander aufgereiht. Die Menge hielt sich in respektvollem Abstand und ermöglichte den heimlichen Beobachtern einen ungehinderten Blick. Man hatte den Toten die Hände auf der Brust gekreuzt und die Augen zum ewigen

Schlaf geschlossen. Einige waren offenbar schon vor geraumer Zeit gestorben. Der Geruch von Verwesung hing in der Luft, obwohl es den Sartan – vermutlich durch ihre Magie – gelungen war, den Verfall des Fleisches aufzuhalten.

Die Haut der Toten schimmerte bleich und wächsern, die Wangen und Augen waren eingesunken, die Lippen blau verfärbt. Manche hatten unnatürlich lange Nägel und wirres, struppiges Haar. Irgend etwas an dem Anblick mutete Haplo vertraut an, doch er wußte nicht was genau. Als er Alfred daraufhin ansprechen wollte, bedeutete der ihm, still zu sein.

Ein Mann war vorgetreten und stand neben den Toten. Vor seinem Erscheinen war die Höhle vom Flüstern und Raunen der Menge erfüllt gewesen, doch jetzt herrschte plötzlich Schweigen, und alle Augen richteten sich auf ihn. Haplo spürte fast körperlich die Liebe und den Respekt, die man dem Unbekannten entgegenbrachte. Er war nicht überrascht, Alfred leise sagen zu hören-. »Ein Sartanprinz.«

Der Prinz hob um Aufmerksamkeit heischend die Hände, eine überflüssige Geste, denn die Blicke sämtlicher Anwesenden ruhten auf ihm.

»Mein Volk« – es schien, als spräche der Mann ebenso zu den Toten wie zu den Lebenden – »wir haben unsere Heimat, unsere geliebte Heimat, weit hinter uns gelassen ...«

Seine Stimme brach, und er schwieg einen Moment, bis er seine Fassung wiedergewonnen hatte. Es sah aus, als liebe sein Volk ihn um so mehr für seine Schwäche. Haplo sah auf vielen Gesichtern Tränen schimmern.

Der Sprecher holte tief Atem und fuhr fort: »Aber das ist jetzt Vergangenheit. Was geschehen ist, ist geschehen. Es ist an uns, den Blick nach vorn zu richten, auf den Trümmern des alten ein neues Leben aufzubauen.« Der Prinz streckte die Hand aus und deutete, ohne es zu ahnen, auf Haplo und einen erschreckten Alfred. »Vor uns liegt die Stadt der Unseren ...«

Zorniges Gemurmel durchbrach die Stille. Der Prinz gebot mit einer freundlichen, aber dennoch entschiedenen Gebärde zu schweigen, und das Gemurmel verstummte.

»Ich sage ›die Unseren‹, und ich meine ›die Unseren‹. Sie sind Angehörige unseres Volkes, vielleicht die letzten Angehörigen unseres Volkes überhaupt, auf dieser Welt oder den anderen.

Was sie uns Böses getan haben, haben sie unwissentlich getan. Das schwöre ich!«

»Sie haben uns alles geraubt, was wir besaßen!« rief schrill eine alte Frau und schüttelte die knochige Faust. Das Gewicht der Jahre gab ihr das Recht zu sprechen. »Uns allen sind die Gerüchte zu Ohren gekommen, auch wenn du versucht hast, sie uns zu verheimlichen. Sie stahlen uns das Wasser und die Wärme! Durch ihre Schuld wären wir verdurstet, wenn uns die Kälte nicht schon vorher getötet hätte oder der Hunger. Und du sagst, sie wußten es nicht! Ich behaupte, sie wußten sehr wohl, was sie taten, und es kümmerte sie nicht einen Deut!« Die alte Frau kniff die Lippen zusammen und nickte heftig.

Der Prinz lächelte sie geduldig und liebevoll an. Offenbar weckte sie in ihm angenehme Erinnerungen. »Dennoch bleibe ich dabei, daß sie nichts von uns wußten, Marta, und ich bin sicher, daß ich recht habe. Wie konnten sie es wissen?« Der Prinz hob den Blick zu der Felsendecke über seinem Kopf, aber seine Augen schienen das Gestein zu durchdringen und in eine andere Welt zu schauen. »Wir, die wir dort droben lebten, sind lange von denen unseres Blutes getrennt gewesen, die hier unten wohnen. Wenn sie ebenso schwer zu kämpfen hatten wie wir, ist es nicht verwunderlich, daß sie unsere Existenz ganz und gar vergessen haben. Wir können uns glücklich schätzen, weise Männer in unseren Reihen zu haben, die die Geschichte unseres Volkes bewahren und die Erinnerung daran, woher wir gekommen sind.«

Der Prinz legte die Hand auf den Arm eines Mannes, der unauffällig neben ihn getreten war. Als er dieses Mannes ansichtig wurde, holte Alfred tief und bestürzt Atem.

Der Prinz und die meisten der Umstehenden waren dick ver mummt, überwiegend in Pelze und Felle, als stammten sie aus einer Region extremer Kälte. Der Mann, dem sich der Prinz zugewandt hatte, war gänzlich anders gekleidet. Er trug ein schwarzes Käppchen und lange, schwarze Gewänder, die abgewetzt, aber peinlich sauber waren. Haplo musterte die Verbrämung aus silbernen Runen und erkannte sie als Sartan, doch er vermochte sie nicht zu deuten.

Haplo wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Sartan zu.

»Wir haben unsere Toten über all diese langen und schweren Meilen mit uns geführt. Viele sind unterwegs gestorben.« Der Prinz kniete bei einer der Leichen nieder, die vor den übrigen lag und auf dem schütterten weißen Haar eine goldene Krone trug. »Unter ihnen mein eigener Vater. Und ich schwöre euch im Angesicht unserer Verstorbenen, daß ich die Bevölkerung von Kairn Nekros für schuldlos halte an dem Leid, das sie uns zugefügt haben. Ich glaube, wenn sie davon erfahren, werden sie bittere Tränen vergießen und uns bei sich aufnehmen, wie wir es tun würden, kämen sie zu uns. Davon bin ich so fest überzeugt, daß ich selbst zu ihnen gehen werde, allein und unbewaffnet, um mich ihrer Gnade auszuliefern!«

Die Männer hoben Speere und schlugen damit gegen die Schilde. Lautes, erschrecktes Stimmengewirr erhob sich. Auch Haplo erschrak – die friedliebenden Sartan trugen tatsächlich Waffen. Hände deuteten anklagend auf die Reihen der Toten, und Haplo bemerkte, daß vier davon junge Männer waren, die auf ihren Schilden lagen.

Der Prinz sah sich gezwungen, die Stimme zu erheben, um den Lärm zu übertönen. Er schaute sich mit funkelnden Augen um, und die Menge verstummte, eingeschüchtert von seinem Zorn. »Ja, sie haben uns angegriffen. Was habt ihr erwartet?

Ohne Vorwarnung in ihre Stadt einzudringen, bis an die Zähne bewaffnet und Forderungen stellen! Hättet ihr Geduld bewahrt ...«

»Es ist nicht leicht, Geduld zu bewahren, wenn man seine Kinder hungern sieht!« knurrte ein Mann und schaute auf den kleinen, mageren Jungen, der sich an sein Bein klammert. Er strich tröstend über das lockige Köpfchen. »Wir haben nur um Speise und Trank gebeten.«

»Mit der Waffe in der Hand«, sagte der Prinz, aber die Strenge seiner Züge milderte sich, und ein Unterton von Mitleid nahm den Worten die Schärfe. »Raef, glaubst du denn, ich könnte das nicht verstehen? Ich hielt den Leichnam meines Vaters in den Armen. Ich ...«

Er senkte den Kopf und legte die Hand vor die Augen.

Der Mann im schwarzen Gewand sagte etwas zu ihm, der Prinz nickte und hob wieder den Blick. »Es ist geschehen und nicht mehr zu ändern. Ich trage die Schuld. Im nachhinein begreife ich, daß es unklug war, euch vorzuschicken, während ich zurückblieb, um den Leichnam meines Vaters für die Reise vorzubereiten. Ich werde die Unseren um Verzeihung bitten. Bestimmt werden sie Verständnis für uns haben.«

Das Murren seiner Zuhörer verriet, daß kaum jemand seine Überzeugung teilte. Die alte Frau brach in Tränen aus. Sie trippelte auf den Prinzen zu, umfaßte mit ihren kraftlosen Händen seinen Arm und bat ihn, um ihrer aller willen, sich nicht so leichtfertig in Gefahr zu begeben.

»Was soll ich denn deiner Meinung nach tun, Marta?« fragte der Prinz und streichelte sanft die verkrümmten Finger.

Plötzliche Wildheit verzerrte das von Runzeln durchzogene Gesicht. »Kämpfen wie ein Mann! Zurückholen, was man uns gestohlen hat!«

Das unwillige Raunen der Menge wurde lauter; wieder klirrten Speere gegen Schilde. Der Prinz stieg auf einen Felsen, von wo aus er sein Volk überblicken konnte, während er

seinerseits für alle zu sehen war. Er stand mit dem Rücken zu Haplo und Alfred, aber der Patryn konnte an der steifen Haltung und den verkrampften Schultern erkennen, daß der Mann fast am Ende seiner Kräfte war.

»Mein Vater, euer König, ist tot. Erkennt ihr mich als seinen Nachfolger an?« Die herrische Stimme schnitt durch das Getöse wie eine blitzende Schwertklinge. »Oder gibt es jemanden, der gegen mich ist? Wenn ja, möge er vortreten! Wir werden es hier und jetzt miteinander austragen!«

Der Prinz warf den Pelzumhang ab und enthüllte einen jungen, muskulösen Körper. Nach der Art zu urteilen, wie er sich bewegte, war er gelenkig, flink und offenbar geübt im Gebrauch des Schwertes an seiner Hüfte. Trotz seines Zorns blieb er ruhig und beherrscht. Haplo hätte es sich zweimal überlegt, gegen diesen Mann anzutreten, und auch keiner aus der Menge schien gewillt zu sein, die Herausforderung des Prinzen anzunehmen. Ein paar Atemzüge lang herrschte beschämtes Stillschweigen, dann erhob sich ein Jubel, der womöglich bis in die weit entfernte Stadt zu hören war. Erneut schlugen die Speere gegen die Schilde, aber diesmal als Huldigung und nicht aus Trotz.

Der schwarzgekleidete Mann trat vor und ergriff zum erstenmal das Wort. »Niemand stellt Euer Recht auf die Krone in Frage, Edmund. Ihr seid unser Prinz, und wir werden Euch folgen wie zuvor Eurem Vater. Doch es ist verständlich, daß wir um Eure Sicherheit besorgt sind.

Wenn wir Euch verlieren, wer soll uns dann führen?«

Der Prinz ergriff die Hand des Mannes, schaute auf sein Volk, und als er sprach, war aus seiner Stimme deutlich die Bewegung herauszuhören, die er empfand. »Jetzt bin ich es, der sich beschämt fühlt. Ich habe die Beherrschung verloren. Wer bin ich schon, außer daß ich die unverdiente Ehre habe, der Sohn eines edlen Vaters zu sein? Jeder von euch könnte unser Volk führen. Ihr alle seid würdig.« Viele seiner Untertanen

weinten, auch Alfred rannen Tränen über das Gesicht. Haplo, der nie für möglich gehalten hätte, daß er Mitleid oder Erbarmen für jemanden empfinden könnte, der nicht seinem Volk angehörte, betrachtete diese Leute, bemerkte ihre schäbige Kleidung, die verhärmten Gesichter und abgemagerten Kinder und mußte sich streng ermahnen, daß es Sartan waren, die er vor sich sah, seine Feinde von altere her.

»Wir sollten mit der Zeremonie fortfahren«, sagte der Mann in Schwarz, und der Prinz pflichtete ihm bei. Er sprang von dem Felsblock hinunter und gesellte sich zu seinem Volk.

Der schwarzgewandete Mann hob beide Hände, malte verschlungene Symbole in die Luft und begann gleichzeitig mit hoher Stimme eine Litanei zu singen. Während er die Reihen der leblosen Gestalten abschritt, machte er über jeder ein Zeichen. Der beklemmende Singsang wurde lauter, gebieterischer.

Haplo spürte, wie sich die Haare in seinem Nacken aufrichteten, und ein unangenehmes Prickeln durchlief seinen Körper, obwohl er kein Wort von dem Gesang verstehen konnte.

»Was tut er da? Was hat das zu bedeuten?«

Alfreds Gesicht war grau, in seinen aufgerissenen Augen stand das blanke Entsetzen. »Er will die Toten nicht zur Ruhe betten! Er erweckt sie zu neuem Leben!«

»Nekromantie!« flüsterte Haplo ungläubig, bestürmt von widerstreitenden Gefühlen und verworrenen Gedanken. »Mein Gebieter hatte recht! Die Sartan beherrschen die Kunst, die Toten zu erwecken!«

»Ja!« stöhnte Alfred und rang die Hände. »Wir besaßen, besitzen das Wissen. Aber es war tabu! Niemals sollte Gebrauch davon gemacht werden! Niemals!«

Der Mann in Schwarz hatte angefangen zu tanzen. Er bewegte sich mit anmutigen Schritten zwischen den Toten umher, wob um sie ein Netz aus Gebärden und schrieb immer

wieder die einzelnen Zeichen in die Luft, von denen Haplo jetzt ahnte, daß es mächtige Runen waren. Und plötzlich wußte er auch, weshalb ihn der Anblick der Leichen so merkwürdig vertraut angemetet hatte. Als er den Blick auf die Menge richtete, entdeckte er unter den Lebenden viele, die alles andere als lebendig waren. An sie hatte er sich beim Anblick der Toten erinnert gefühlt; sie hatten die gleiche wächserne Haut, eingesunkene Wangen und stumpfe Augen. Bei diesem Volk waren die Toten in der Überzahl!

Der Nekromant näherte sich anscheinend dem Ende der Zeremonie. Weiße, körperlose Schemen lösten sich von den Leichnamen. Ohne Substanz, jedoch von erkennbarer Gestalt, verharrten die Schemen dicht bei den Körpern, denen sie entstammten. Auf einen befehlenden Wink des Nekromanten wichen sie zurück, doch blieben sie in der Nähe ihres Toten, wie Schatten in einer Welt ohne Sonne.

Diese Schatten besaßen die Gestalt des Leichnams, mit dem sie verbunden gewesen waren. Einige standen groß und kräftig neben den Körpern großer, kräftiger Männer, andere standen greisenhaft gebückt bei denen, die im hohen Alter gestorben waren. Ein kleiner Schemen schwebte über der Leiche eines Kindes. Sie alle schienen sich nicht von ihren Toten trennen zu mögen, aber der Nekromant scheuchte sie mit einem strengen Befehl zurück.

»Ihr Schemen habt nichts mehr mit diesen Leibern zu schaffen. Fort mit euch! Sie sind nicht mehr tot! Das Leben kehrt zurück! Fort mit euch, oder ich sende euch und den Körper ins ewige Vergessen!«

Die Art, wie er sprach, ließ kaum einen Zweifel daran, daß der Magier die Geistwesen am liebsten endgültig verbannt hätte, aber vielleicht war das unmöglich. Demütig und bekümmert taten die Schemen, wie ihnen geheißen, und entfernten sich von ihren Toten, doch nicht allzuweit; gleich schwebten sie zaghaft wieder heran, so nahe sie glaubten, es

wagen zu können, ohne den Zorn des Magiers zu erregen. »Was hat mein Volk getan? Was hat mein Volk getan?« jammerte Alfred.

Plötzlich sprang der Hund auf und stieß ein scharfes, warnendes Bellen aus. Alfred vergaß seine Magie und fiel zu Boden. Haplo riß sich die Bandagen von den Händen und bereitete sich darauf vor zu kämpfen – oder zu fliehen. Die Sigel auf seiner Haut leuchteten blau und rot, die Magie pulsierte in seinem Körper, doch als er der Bedrohung von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, fühlte er sich machtlos.

Wie bekämpft man etwas, das bereits tot war?

Haplo stand wie gelähmt, betäubt; unfähig, an der Magie vorbeizudenken. Das kurze Zögern war sein Verderben. Finger schlossen sich mit einem kalten Griff um seinen Arm, der ihm das Blut in den Adern erstarren ließ. Er hatte das Gefühl, daß die Sigel auf seiner Haut unter der grausigen Berührung verdorren. Gegen seinen Willen stieß er einen Schmerzensschrei aus und sank auf die Knie. Der Hund klemmte den Schwanz zwischen die Beine, duckte sich flach auf den Boden und heulte.

»Alfred!« knirschte Haplo mit zusammengebißenen Zähnen. »Tu irgendwas!«

Doch Alfred warf nur einen Blick auf ihre Überwältiger und verlor die Besinnung.

Tote Soldaten führten Haplo und trugen den ohnmächtigen Alfred in den unterirdischen Saal. Der Hund trabte hinterher, obwohl er sich ängstlich hütete, den Wiedergängern zu nahe zu kommen, die nicht zu wissen schienen, was sie mit dem Tier anfangen sollten. Alfred legten sie vor dem Nekromanten auf den Boden. Haplo, finster und trotzig, brachten sie vor ihren Prinzen.

Nach der von dem Herrscher des Nexus eingeführten Zeiteinteilung in ›Tore‹ (auf der Basis der Tore, die ein Patryn bei dem Versuch, aus dem Labyrinth zu fliehen, durchqueren

mußte), wäre Edmund etwa achtundzwanzig und damit in Haplos Alter gewesen. Es kam Haplo vor, als er in die ernsten, klugen, verhangenen Augen des Prinzen schaute, daß er einem Mann gegenüberstand, der in diesen achtundzwanzig Jahren viel gelitten hatte, vielleicht ebensoviel wie Haplo selbst.

»Sie haben spioniert«, sagte einer der toten Soldaten. Die Stimme des Wiedergängers war beinahe ebenso grauenerregend wie sein totes Fleisch. Haplo bemühte sich um eine gelassene Haltung, obwohl der Schmerz der leblosen Finger, die sich in sein Fleisch gruben, kaum erträglich war.

»Ist dieser Mann bewaffnet?« fragte Edmund.

Die Wiedergänger – es waren drei – schüttelten verneinend die grausigen Köpfe.

»Und jener dort?« Der Prinz musterte Alfred mit einem halben Lächeln. »Nicht, daß es etwas ausmachen würde.«

Die Wiedergänger gaben zu verstehen, daß man auch bei dem zweiten Gefangenen keine Waffen gefunden hatte. Die lebenden Toten hatten Augen, doch Augen wie aus Glas, die keiner Bewegung folgten, niemals aufleuchteten, sich nie mit Tränen füllten und niemals schlossen. In den Augen ihrer Schemen, die sehnsüchtig im Hintergrund ausharrten, stand noch das Wissen und die Weisheit der Lebenden, aber sie hatten offenbar keine Stimme. Sie konnten nicht sprechen.

»Bring ihn zu sich und behandelt ihn freundlich. Laßt diesen Mann los.« Haplo hätte sich am liebsten vor Ekel geschüttelt, als der unbarmherzige Griff der toten Finger sich lockerte. »Kehrt auf eure Posten zurück.«

Die Wiedergänger schlurften davon; die Kleidung, die sie im Leben getragen hatten, war zerschissen und hing bei einigen in Fetzen.

Der Prinz musterte Haplo forschend, insbesondere seine tätowierten Hände. Der Patryn wartete stumm darauf, daß man Verdacht schöpfte, in ihm den Erbfeind erkannte und ihn tötete.

Er hoffte nur, daß man es dabei beließ. Edmund streckte die Hand aus, um ihn zu berühren.

»Habt keine Angst«, sagte er, langsam und überdeutlich, wie man zu jemandem spricht, der die Landessprache nicht beherrscht. »Ich tue Euch nichts.«

Ein greller Blitz zuckte ihm von den Runen entgegen und lief an seinen Fingern entlang. Der Prinz schrie auf, mehr vor Schreck als vor Schmerz. Es war nur ein leichter Schlag gewesen.

»Allerdings nicht«, sagte Haplo in seiner eigenen Sprache, um herauszufinden, ob man ihn verstand. »Versucht das wieder, und Ihr seid tot.«

Verblüfft wich der Prinz zurück. Der Nekromant, der Alfreds Schläfen massierte, in dem vergeblichen Bemühen, ihn zur Besinnung zu bringen, hielt inne und blickte verwundert auf.

»Was für eine Sprache ist das?« Der Prinz bediente sich des verfremdeten Sartan, das Haplo verstand, aber nicht sprechen konnte. »Es ist merkwürdig. Ich weiß, was Ihr gesagt habt, obwohl ich schwören könnte, solche Worte nie zuvor gehört zu haben. Und Ihr versteht mich, könnt mir aber nicht in meiner Sprache antworten. Noch etwas Merkwürdiges – das war Runenmagie, derer Ihr Euch bedient habt. Ich erkenne das Gefüge. Woher kommt Ihr? Aus Nekropolis? Haben sie Euch geschickt? Seid Ihr tatsächlich ein Spion?«

Haplo warf einen mißtrauischen Blick auf den Nekromanten. Der Magier schien mächtig und klug zu sein und stellte für ihn vielleicht die größte Gefahr dar. Doch auch in den durchdringenden, schwarzen Augen des Nekromanten zeigte sich kein Erkennen, und Haplo wurde leichter zumute. Diese Leute hatten so schwer mit der Gegenwart zu ringen, daß ihnen keine Zeit blieb, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Der Patryn überlegte, was er antworten sollte. Aus den belauschten Gesprächen hatte er genug erfahren, um zu wissen, daß es ihm keinen Nutzen brachte, wenn er

behauptete, aus diesem Nekropolis zu kommen – aller Wahrscheinlichkeit nach die große Stadt, die Alfred und er aus der Ferne gesehen hatten. Diesmal schien es klüger zu sein, bei der Wahrheit zu bleiben. Außerdem – sobald Alfred wieder bei Bewußtsein war und man anfang, ihn auszufragen, würde er in seiner Einfalt ohnehin jedes Lügengebäude zum Einsturz bringen.

»Nein, ich komme nicht aus der Stadt, die Ihr genannt habt. Ich bin ein Fremder in diesem Teil der Welt. Ein Schiff hat mich über den Lavasee gebracht. Ihr könnt es dort sehen.« Haplo deutete in die Richtung des Hafens. »Ich bin ... Wir sind keine Spione.«

»Nein? Wie soll man es dann nennen? Ich weiß von den Wiedergängern, daß Ihr geraume Zeit am Höhlenausgang gestanden und uns belauscht habt.«

Haplo reckte das Kinn vor und schaute dem Prinzen offen ins Gesicht. »Nach einer langen Reise über eine Entfernung, wie Ihr sie Euch nicht vorstellen könnt, ankerten wir in dem Hafen dort draußen. Wir betraten die kleine Stadt, entdeckten Spuren eines Kampfes und daß die Einwohner allesamt geflohen waren. Wir hörten Stimmen, eure Stimmen, die durch den Tunnel hallten. Was hättet Ihr an meiner Stelle getan? Hättet Ihr nicht auch erst abgewartet, Augen und Ohren offengehalten und versucht, Genaueres in Erfahrung zu bringen?«

Der Prinz lächelte ein wenig, aber seine Augen blieben ernst. »Ich an Eurer Stelle wäre vielleicht zu meinem Schiff zurückgekehrt und davongesegelt, ohne mich um Dinge zu kümmern, die mich nichts angehen. Und wie kommt es, daß Ihr einen solchen Begleiter habt? Jemanden, der so verschieden ist von Euch?«

Alfred kam langsam zu sich. Der Hund stand über ihm und leckte sein Gesicht ab. Haplo sprach lauter, um Alfreds Aufmerksamkeit zu erregen, denn er wußte, daß man sich an

ihn wenden würde, um die Geschichte des Patryns zu bestätigen.

»Der Name meines Gefährten ist Alfred. Und Ihr habt recht. Er ist anders. Wir kommen aus verschiedenen Städten. Er kam zu mir, weil er sonst niemanden hat. Er ist der Letzte seines Volkes.«

Ein mitfühlendes Raunen erhob sich in der Menge. Alfred setzte sich schwerfällig auf und blickte sich furchtsam um. Die toten Posten waren verschwunden. Er atmete auf, und mit der Unterstützung des Nekromanten gelang es ihm, sich zu erheben. Nachdem er seine Kleider glattgestrichen hatte, verbeugte er sich ungelenk vor dem Prinzen.

»Stimmt das?« fragte Edmund in freundlicherem Tonfall. »Seid Ihr der Letzte Eures Volkes?«

»Ich dachte, ich wäre es«, erwiderte Alfred auf Sartan, »bis ich euch gefunden habe.«

»Aber Ihr seid nicht einer von uns«, meinte Edmund verwirrt. »Ich verstehe, was Ihr sagt, wie ich ihn verstehen kann.« Er deutete mit einer Handbewegung auf Haplo. »Aber auch Eure Sprechweise mutet fremdartig an. Redet weiter.«

Alfred hob ratlos die Schultern. »Ich – ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Erzählt uns, wie Ihr hierhergekommen seid«, schlug der Nekromant vor.

Alfred warf dem Patryn einen verzweifelten Blick zu. »Ich – wir sind gesegelt ... In einem Schiff. Es ankert da – irgendwo.« Er deutete vage in eine beliebige Richtung, weil er längst die Orientierung verloren hatte. »Wir hörten Stimmen und wollten nachsehen, wem sie gehörten.«

»Aber es gab doch Grund zu der Annahme, daß es sich um eine feindliche Armee handeln könnte«, sagte der Prinz. »Warum seid Ihr nicht davongelaufen?«

Alfred lächelte matt. »Wir fanden keine feindliche Armee. Wir fanden Euch und Euer Volk, im Begriff, den Toten die letzte Ehre zu erweisen.«

Sehr hübsch ausgedrückt, dachte Haplo. Der Prinz war beeindruckt von der Antwort.

»Ihr seid einer von uns. Eure Worte sind meine Worte, trotz aller Verschiedenheit. Wenn Ihr redet ...« Der Prinz suchte nach Worten. »... sehe ich strahlendes Licht und ein schier endloses, leuchtendes Blau. Ich höre den Wind und atme frische, reine Luft, die nicht erst durch Magie geläutert werden muß, um sie von den Giften zu befreien. Anders ausgedrückt, ich höre *Leben*. Und im Vergleich dazu klingt meine Sprache so düster und kalt wie der Fels, auf dem wir stehen.«

Edmund wandte sich an Haplo. »Und auch Ihr seid einer von uns – und doch wieder nicht. In Euren Worten hörte ich Zorn und Haß. Ich sehe Dunkelheit, die nicht kalt und leblos ist, sondern atmet und sich bewegt, wie ein lebendes Wesen. Ich fühle mich eingesperrt, gefangen, sehne mich nach Freiheit.«

Haplo war beeindruckt, auch wenn er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. In der Gegenwart dieses scharfsinnigen jungen Mannes würde er vorsichtig sein müssen. »Ich bin nicht wie Alfred«, sagte er und wählte seine Worte mit Bedacht, »schon allein deshalb, weil mein Volk noch lebt. Doch es wird gefangengehalten, an einem Ort, der furchtbarer ist, als Ihr es Euch vorzustellen vermögt. Der Haß und Zorn gelten jenen, die uns dort eingekerkert haben. Ich bin einer der Glücklichen, denen es gelungen ist zu entkommen. Jetzt bin ich auf der Suche nach einer neuen Heimat für uns ...«

»Die werdet Ihr hier nicht finden«, unterbrach ihn der Nekromant schroff.

»Nein«, stimmte Edmund zu. »Nein, hier werdet Ihr keine Heimat finden. Dies ist eine sterbende Welt. Schon jetzt sind die Toten zahlreicher als die Lebenden. Wenn sich nichts ändert,

sehe ich eine Zeit kommen, da Abarrach allein den Toten gehört.«

Kapitel 12

Salfag-Grotten, Abarrach

»Jetzt müssen wir mit der Wiedererweckung fortfahren, doch anschließend würden wir uns geehrt fühlen, wenn Ihr unsere Gäste sein und mit uns speisen wollt. Wir haben nicht viel«, Edmund lächelte bedauernd, »aber wir teilen es gern.«

»Nur, wenn es uns gestattet ist, unseren Beitrag zum Mahl zu leisten«, sagte Alfred mit einer weiteren ungelassenen Verbeugung.

Der Prinz sah Alfred an, senkte den Blick auf seine leeren Hände. Er musterte Haplo, seine leeren, tätowierten Hände. Ihm war anzumerken, daß er nicht wußte, was er von all dem halten sollte, aber die Höflichkeit verbot ihm, Fragen zu stellen. Haplo schaute zu Alfred, um sich zu vergewissern, ob dieser ebenso verblüfft über die rätselhafte Bemerkung des Prinzen war. Wie konnten die Nahrungsmittelvorräte von Sartan begrenzt sein, wenn ihnen nahezu unbegrenzte magische Fähigkeiten zu Gebote standen, um sie nach Belieben zu vermehren? Haplo begegnete Alfreds Blick, der ihn seinerseits mit hochgezogenen Augenbrauen ansah. Rasch wandte der Patryn sich ab; er wollte dem Sartan nicht die Genugtuung verschaffen zu wissen, daß sie beide das gleiche Gefühl der Verwunderung teilten.

Auf einen Wink Edmunds geleiteten tote Soldaten die beiden Fremden in einen abgelegenen Winkel der Höhle, wo sie allein waren; fern von der Menge, deren neugierige Blicke ihnen folgten, und fern von den Leichnamen, die immer noch regungslos auf dem Boden ausgestreckt lagen.

Der Nekromant kehrte an seinen Platz inmitten der Toten zurück, deren Schemen sich neigten und wiegten, wie von einem heißen Wind gestreift; ihre Körper jedoch bewegten sich nicht. Wieder begann der Nekromant seinen beschwörenden Sprechgesang, hob die Hände und schlug sie hart zusammen. Es hörte sich an wie ein scharfer Knall. Die leblosen Körper durchfuhr ein Ruck, als hätte ein Blitz sie getroffen. Das tote Kind, ein Mädchen, erwachte beinahe sofort und stand auf. Die Augen des Schemens hinter ihm glitten suchend über die Menge. Eine Frau, in Tränen aufgelöst, drängte sich nach vorn, und das auferstandene Kind lief ihr entgegen, die kalten, bleichen Hände sehnsüchtig ausgestreckt. Die Frau breitete die Arme aus, doch ein Mann, das Gesicht von Trauer gezeichnet, war ihr gefolgt und zog sie zurück. Das untote Mädchen stand vor ihnen und starrte sie aus leeren Augen an. Langsam sanken die Arme des Leichnams herab, während die geisterhaften Arme des Schemens verlangend ausgestreckt blieben.

»Mein Volk ... Was haben sie getan?« wiederholte Alfred mit tränenenerstickter Stimme. »Was haben sie getan?«

Einer nach dem anderen erwachten die Toten zu einer grausigen Art von Leben. Unfehlbar suchten die Augen des Schemens unter den Lebenden die Gesichter derer, die es geliebt hatte, aber die Lebenden wandten sich ab. So wanderten die Auferstandenen einer nach dem- ändern in den Hintergrund der Höhle zu ihresgleichen, die eine Gruppe für sich bildeten. Die jungen Soldaten gesellten sich zu ihren gefallenen Kameraden.

Männer und Frauen, die hochbetagt eines friedlichen Todes gestorben waren, erhoben sich zuletzt, müden Schläfern gleich, die sich endlich zur Ruhe legen durften und nur widerwillig erwachten. Das Mädchen blieb noch einige Zeit in der Nähe der Eltern, bis es sich schließlich entfernte und den übrigen untoten Kindern anschloß. Haplo bemerkte, daß es unter den Wiedergängern viele Kinder gab, bei den Lebenden nur wenige.

Edmunds Worte fielen ihm ein: *Dies ist eine sterbende Welt*, und er begriff, was der Prinz gemeint hatte.

Doch Haplo begriff noch etwas. Diese Leute besaßen den Schlüssel zum ewigen Leben! Welch größeres Geschenk konnte Haplo seinem Fürsten bringen, seinem Volk? Nicht länger wären die Patryn der Gnade des Labyrinths ausgeliefert. Wenn das Labyrinth sie tötete, würden sie einfach aufstehen und in immer größerer Zahl weiterkämpfen, bis die Macht des magischen Kerkers gebrochen war. Und dann – keine Armee im Universum würde sie aufhalten können, denn keine Armee der Lebenden konnte hoffen, über ein Heer von Toten den Sieg zu erringen!

Ich brauche nichts weiter zu tun, als das Geheimnis der Runenmagie zu lernen. Und hier, dachte Haplo und richtete den Blick auf Alfred, steht mein Lehrer. Aber ich muß mich in Geduld fassen und abwarten. Noch weiß er nicht viel mehr als ich. Doch er wird lernen, er kann gar nicht anders. Und dann gehört er mir!

Der letzte Tote, der sich erhob, war der alte Mann mit dem goldenen Kronreif. Anfangs sah es aus, als könnte es ihm gelingen, ihnen allen die Stirn zu bieten. Sein Schemen war stärker als das Schattenbild der anderen, er behauptete sich mutig gegen die Beschwörungen und sogar Drohungen des Nekromanten. Endlich schüttelte der schwarzgewandete Magier finster den Kopf, breitete die Hände aus und gab sich geschlagen. Edmund selbst trat vor und richtete das Wort an den Leichnam zu seinen Füßen.

»Ich weiß, wie müde du des Lebens bist, Vater, und wie sehr du dich nach Ruhe sehnst und sie auch verdient hast. Aber hast du die Folgen bedacht? Du wirst zu Staub. Dein Verstand arbeitet weiter, und du erfährst die bittere Qual der Ohnmacht, der Unfähigkeit, die Welt um dich herum zu beeinflussen. Jahrhunderte wirst du so existieren, gefangen im Nichts! Aufzuerstehen ist viel besser, Vater! Dann bist du bei uns, bei deinem Volk, das dich braucht. Du kannst uns raten ...«

Der Schemen des alten Mannes geriet in Bewegung, wie von einem Wind geschüttelt, den niemand sonst spürte. Es schien mit aller Kraft darum zu ringen, den Lebenden etwas mitzuteilen, und an dem Unvermögen zu verzweifeln, sich verständlich zu machen.

»Vater, bitte!« flehte Edmund. »Komm zurück! Wir brauchen dich!« Das Schattenbild flackerte, die Umrisse zerflossen, es wurde durchsichtig, fast unsichtbar. Der Leichnam regte sich. Ihn durchfuhr der gleiche Ruck, wie er bei den anderen dem Erwachen vorausgegangen war, und er machte schwerfällig Anstalten, sich zu erheben.

»Vater, mein König«, sagte Edmund und verneigte sich tief.

Der Schemen wand sich in der Luft wie Nebel über einem Teich. Der Wiedergänger hob die abgezehrte, wächserne Hand zum Dank für die Huldigung, aber dann drehte sich der Kopf mit der goldenen Krone und den starren, ausdruckslosen Augen hierhin und dorthin, als wisse er nicht, was tun. Der Prinz wandte sich halb zur Seite, seine Schultern sanken herab. Lautlos trat der Nekromant neben ihn.

»Es tut mir leid, Hoheit.«

»Ihr habt keine Schuld, Baltasar. Ich wußte es ja.«

Der Leichnam des Königs stand vor seinen Untertanen, in der ihm zu Lebzeiten eigenen gebieterischen Pose, die jetzt wie ein trauriges Zerrbild seiner früheren Größe wirkte.

»Wider alle Vernunft hatte ich gehofft, bei ihm könnte es anders sein«, sagte Edmund leise, wie um von seinem Vater nicht gehört zu werden. »Im Leben war er so stark, so tatkräftig ...«

»Die Auferstandenen können nicht mehr sein, als sie sind, Hoheit. Für sie endet das Leben, wenn das Gehirn stirbt. Wir können dem Körper das Leben wiedergeben, aber damit endet unsere Macht. Wir können ihnen nicht die Fähigkeit verleihen zu lernen, auf die Welt der Lebenden zu reagieren. Euer Vater wird

auch weiterhin König sein, aber nur für jene, die schon vor ihm gestorben sind.«

Edmunds Blick folgte der Handbewegung des Nekromanten. Sein Vater hatte die leeren Augen auf die Schar der Toten gerichtet, die im hinteren Teil der Höhle standen. Die Wiedergänger verneigten sich ehrerbietig, und der Leichnam des Königs, dessen Schemen kummervoll raunte und wisperte, kehrte sich von den Lebenden ab, die ihn nicht mehr kannten, und schritt zu den Toten, die ihn erwarteten.

Edmund wollte ihm folgen, doch Baltasar hielt ihn am Ärmel fest.

»Hoheit ...« Mit einem Blick gab der Nekromant ihm zu verstehen, daß er unter vier Augen mit ihm reden wollte. Die beiden gingen ein Stück abseits, und die Menge machte ihnen respektvoll Platz.

Mit einer unauffälligen Handbewegung befahl Haplo dem Hund, ihnen zu folgen. Das Tier gehorchte und drängte sich an Edmunds Bein. Unbewußt bückte sich der Prinz ein wenig und streichelte über das seidige Fell. Durch die Ohren seines vierbeinigen Vasallen hörte Haplo jedes Wort, das gesprochen wurde.

»... solltet Ihr die Krone nehmen!« sagte der Nekromant mit leiser, drängender Stimme. »Nein!« Die Antwort des Prinzen klang entschieden. Er schaute zu dem Leichnam seines Vater, der mit einem Ausdruck maskenhaften Stolzes ziellos zwischen seinen toten Untertanen umherging. »Er würde es nicht verstehen. Er ist der König.«

»Aber, Hoheit, wir brauchen einen lebenden Herrscher ...«

»Tatsächlich?« Edmund lächelte bitter. »Warum? Die Toten sind zahlreicher als wir. Wenn die Leute zufrieden sind, mir als ihrem Prinzen zu folgen, bin ich zufrieden, ihr Prinz zu bleiben. Genug, Baltasar. Ich lasse mich nicht drängen.«

Die junge Stimme wurde hart, die Augen blitzten. Der Nekromant verneigte sich stumm und entfernte sich, um seinen

Pflichten nachzukommen, zu denen auch die Beaufsichtigung der Toten gehörte. Edmund blieb allein zurück, in sich gekehrt und gedankenversunken. Der Hund winselte und beschnupperte die Hand, die ihn geistesabwesend streichelte. Der Prinz blickte zu ihm hinunter und lächelte matt.

»Danke für deinen Trost, Freund«, meinte er. »Und du hast recht, ich bin ein nachlässiger Gastgeber.« Gemeinsam kehrten sie zu Haplo und Alfred zurück, und Edmund ließ sich neben ihnen auf dem felsigen Boden nieder.

»Auch bei uns gab es früher solche Tiere.« Edmund zauste den Hund, der mit dem Schwanz wedelte und seine Hand ableckte. »Ich kann mich erinnern, an meine Jugend ...« Er verstummte, seufzte und schüttelte dann den Kopf. »Aber das ist für Euch nicht von Interesse.« Mit einem entschuldigenden Lächeln schaute er von einem zum anderen. »Ihr müßt über die Formlosigkeit des Empfangs hinwegsehen. Wären wir in meinem Palast, in meinem Land, würde ich Euch mit allem königlichen Pomp bewirten, doch andererseits – dort würden wir erfrieren, also nehme ich an, Ihr fühlt Euch wohler hier. Ich jedenfalls tue es. Oder glaube es wenigstens.«

»Was für eine schreckliche Katastrophe ist denn über Eure Heimat hereingebrochen?« erkundigte sich Alfred.

Der Prinz betrachtete ihn aus zusammengekniffenen Augen. »Dieselbe wahrscheinlich, die Eure zerstört hat. Wenigstens vermute ich das, nach allem, was ich auf meinen Reisen gesehen habe.«

Edmunds Mißtrauen schien wieder erwacht zu sein. Alfred stammelte unzusammenhängende Erklärungen. Haplo mischte sich ein, um die Situation dadurch zu retten, daß er das Thema wechselte. »War vorhin nicht die Rede von einer Mahlzeit?«

Edmund winkte. »Marta, bring unseren Gästen zu essen!«

Die alte Frau näherte sich respektvoll. Sie brachte mehrere getrocknete Fische, die sie vor ihnen niederlegte. Dann richtete sie sich auf und ging, doch bevor sie sich umdrehte, sah Haplo,

wie ihr Blick voller Neid über den Fisch und dann zu Alfred und ihm huschte.

»Geh!« befahl der Prinz streng. Eine leichte Röte war ihm in die Wangen gestiegen, offenbar hatte er den Blick auch bemerkt.

»Warte«, rief Haplo der Frau zu. Er beugte sich vor und gab ihr einen Teil der Fische zurück. »Nimm das für dich selbst. Wie mein Begleiter gesagt hat, Prinz«, fügte er hinzu, als Edmund Einwände erheben wollte, »wir haben die Mittel, uns selbst zu verpflegen.«

»Ja«, stimmte Alfred begeistert zu. Froh darüber, etwas zu tun zu haben, griff er nach dem Fisch, während die alte Frau sich nach kurzem, ungläubigem Zögern eilig entfernte.

»Ich bin zutiefst beschämt«, begann Edmund, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

Alfred sang die Runen vor sich hin, mit der hohen, nasalen Stimme, die sich wie eine Nadel in Haplos Kopf bohrte. Der Sartan hielt einen Fisch in der Hand, dann waren es zwei, drei. Er hörte auf zu singen und reichte einen der Fische dem Prinzen, der ihn mit großen Augen ansah. Den anderen gab er Haplo, mit einer Miene, als wäre ihm peinlich, was er getan hatte.

Die Runen auf der Haut des Patryns leuchteten rot und blau, und wo ein Fisch gelegen hatte, lagen zwölf, dann vierundzwanzig. Haplo vergaß auch den Hund nicht, der mit einem schrägen Blick auf die Untoten seine Mahlzeit in einen dunklen Winkel trug, wo er sie sich ungestört zu Gemüte führen konnte.

»Diese Magie ist wunderbar, einfach wunderbar«, sagte der Prinz ehrfürchtig.

»Aber – das könnt Ihr doch auch tun«, meinte Alfred und schluckte einen Bissen von dem salzigen Fleisch hinunter. Er hörte ein Geräusch und blickte auf.

Ein Kind, ein Junge, starrte neiderfüllt auf den Hund. Alfred winkte den Jungen zu sich und gab ihm seinen Fisch. Der Kleine nahm ihn, lief weg und zeigte die Gabe einem Mann, der ihm erstaunte Fragen stellte. Der Junge zeigte auf die Fremden, und Haplo konnte sich des bestimmten Gefühls nicht erwehren, daß er im Begriff war, vorübergehend ins Fischgeschäft einzusteigen.

»Es steht geschrieben, daß wir in den alten Tagen fähig waren, solche Wunder zu vollbringen«, erklärte der Prinz, der den fassungslosen Blick nicht von dem getrockneten Fisch in seinen Händen abwenden zu können schien. »Aber jetzt dient alle Magie dazu, unser Überleben in dieser Welt zu ermöglichen ...« Er schaute zu den Wiedergängern, die geduldig in den Schatten ausharrten. »Und ihr Überleben.«

Alfred erschauerte und schien etwas sagen zu wollen, aber Haplo versetzte ihm einen Rippenstoß. Der Sartan schwieg gehorsam und beschäftigte sich damit, noch mehr Fisch herbeizuzaubern.

»In dem kleinen Ort gibt es alles, was ihr braucht«, bemerkte Haplo und deutete über die Schulter in den Tunnel. »Blieb euch keine Zeit, etwas mitzunehmen, bevor es zu den Feindseligkeiten kam?«

»Wir sind keine Diebe!« Edmund hob stolz den Kopf. »Wir nehmen nicht, was uns nicht gehört. Wenn unsere Freunde in der Stadt es uns aus freiem Willen geben, das ist etwas anderes. Wir werden arbeiten, wir werden es wiedergutmachen.«

»Einige von uns denken, daß wir es sind, die von unseren ›Brüdern‹ eine Wiedergutmachung fordern könnten, Hoheit.« Der Einwurf stammte von Baltasar. Er verfolgte mit strengem Gesicht das Tun der so plötzlich aufgetauchten, rätselhaften Fremden.

Ruhig und mit gelassener Selbstverständlichkeit ließ Haplo Fisch um Fisch erscheinen und verteilte ihn an die Hungrigen,

die sich scheu und zaghaft näherten. Alfred tat dasselbe. Der Nekromant schwieg, bis jeder seinen Anteil bekommen hatte und gegangen war. Dann setzte er sich, kreuzte die Beine unter den langen, schwarzen Gewändern und nahm sich ein Stück Fisch. Er musterte es prüfend von allen Seiten, als rechnete er damit, daß es sich zwischen seinen Fingern in Luft auflöste.

»Dann habt ihr die Kunst also noch nicht verlernt.«

»Vielleicht«, sagte der Prinz an Alfred gewandt, »ist Euer Land anders als unseres. Vielleicht gibt es ja doch noch Hoffnung. Ich neige dazu, nach dem Augenschein zu urteilen. Sagt mir, daß ich mich geirrt habe!«

Alfred konnte nicht lügen und durfte nicht die Wahrheit sagen. Er blinzelte hilflos, öffnete den Mund und schloß ihn wieder.

»Das Universum ist groß«, meinte Haplo leichthin. »Wir sind neugierig auf Euren Teil davon. Was hat es damit auf sich, was Euer Nekromant über die Bewohner jener Stadt gesagt hat, die Eurem Volk Wiedergutmachung schulden?«

»Seid vorsichtig, Hoheit«, warnte Baltasar. »Haltet Ihr es für richtig. Fremde ins Vertrauen zu ziehen? Wir haben nur ihr Wort als Gewähr, daß sie nicht doch Spione aus Nekropolis sind!«

»Wir haben ihr Mahl geteilt, Baltasar.« Ein müdes Lächeln flog über das Gesicht des Prinzen. »Es ist das mindeste, daß wir dafür ihre Fragen beantworten. Was macht es auch schon, wenn sie Spione sind? Sollen sie in Nekropolis über uns berichten. Wir haben nichts zu verbergen. Die Heimat meines Volkes ist – oder war – dort oben.« Edmunds Blick verlor sich in den Schatten unter der Höhlendecke. »Weit, sehr weit über uns ...«

»Auf der Oberfläche dieser Welt?« fragte Haplo.

»Nein, nein. Das wäre unmöglich. Die Oberfläche Abarrachs besteht zu einem Teil aus kaltem, unfruchtbarem Fels und zum anderen aus riesigen Eisflächen unter einem Mantel der

Dunkelheit. Baltasar ist dort gewesen. Er kann es besser schildern als ich.«

»Abarrach bedeutet in Eurer und unserer Sprache Welt aus Stein.« Baltasar nickte Haplo und Alfred zu. »Und genau das ist sie, wenigstens soweit es die Ahnen, die Muße und Neigung hatten, sich den Studien zu widmen, in Erfahrung bringen konnten. Unsere Welt besteht aus massivem Fels, durchzogen von zahllosen Höhlen, Grotten und Tunneln. Unsere ›Sonne‹ ist Abarrachs Herz aus flüssigem Feuer. Die Oberfläche sieht aus, wie Seine Hoheit es beschrieben hat. Dort gibt es kein Leben. Aber dicht unterhalb der Oberfläche, wo wir zu Hause waren ... Dort war das Leben angenehm.« Baltasar seufzte versonnen. »Die Kolosse«, wollte er dann fortfahren.

»Die was?« fragte Alfred.

»Kolosse. Gibt es das nicht in Eurer Welt?«

»Er kennt das Wort nicht«, warf Haplo ein. »Erklärt uns, was Ihr meint.«

»Gigantische runde Pfeiler aus Stein ...«

»Die das Höhlendach stützen? Die haben wir gesehen.«

»Sie stützen nicht das Höhlendach. Das wäre ganz unnötig.

Die Ahnen haben sie kraft ihrer Magie erschaffen, zu dem Zweck, die Wärme aus diesem Teil der Welt zu uns hinaufzuleiten. Es funktionierte. Wir hatten von allem reichlich – Nahrung, Wasser. Wodurch alles, was später geschah, noch unerklärlicher wird.«

»Und das war ...«

»Ein Absinken der Geburtenziffern. Mit jedem Jahr kamen weniger Kinder zur Welt. In mancher Beziehung war das Phänomen jedoch ein Glücksfall für uns. Unsere fähigsten Magier konzentrierten sich auf das Studium der Mittel und Wege, Leben zu erschaffen. Statt dessen entdeckten wir ...«

»... die Möglichkeit, das Leben über den Tod hinaus zu verlängern!« rief Alfred mit vor Entsetzen bebender Stimme aus.

Glücklicherweise hielt Baltasar das Entsetzen für Ehrfurcht. Er lächelte und nickte selbstzufrieden. »Die Eingliederung der Toten in die Bevölkerung erwies sich als äußerst segensreich. Sie am Leben zu erhalten beansprucht einen großen Teil unserer magischen Kräfte, aber damals hatten wir es nicht nötig, von unserer Magie übermäßig viel Gebrauch zu machen. Die Toten verrichteten sämtliche körperlichen Arbeiten. Als wir merkten, daß der Magmafluß in der Nähe unserer Stadt sich abzukühlen begann und mehr und mehr erstarrte, schien uns das kein Grund zur Beunruhigung zu sein. Die Kolosse versorgten uns nach wie vor mit Wärme und Energie. Das Kleine Volk schürfte im Fels nach Metall und edlen Steinen; es baute unsere Häuser und wartete die Kolosse ...«

»Einen Moment!« fiel Haplo dem Nekromanten ins Wort. »Kleines Volk? Was für ein Kleines Volk?«

Baltasar runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht viel über sie. Es gibt sie nicht mehr.«

»Ich kann mich erinnern, von meinem Vater Geschichten über das Kleine Volk gehört zu haben«, sagte Edmund. »Und er hat mich einmal zu ihnen mitgenommen. Mehr als alles andere liebten sie es, sich ins Gestein zu graben und zu wühlen. Sie trachteten nach den Metallen, die dort zu finden waren, gaben ihnen Namen wie ›Gold‹ und ›Silber‹ und förderten Juwelen zutage, von seltener, bezaubernder Schönheit ...«

»Zwerge?« schlug Alfred vor.

»Das klingt eigenartig. Zwerge.« Baltasar schaute den Prinzen an, der nachdenklich mit dem Kopf nickte. »Wir hatten einen anderen Namen für sie, aber das hört sich doch recht ähnlich an. Zwerge.«

»Es gibt noch zwei Völker, von denen man glaubt, daß sie auf dieser Welt heimisch sind.« Entweder ignorierte Alfred Haplos Versuche, ihn am reden zu hindern, oder er bemerkte sie überhaupt nicht, »Menschen und Elfen.«

Weder Baltasar noch Edmund schienen damit etwas anfangen zu können.

»Nichtige«, versuchte es Haplo mit dem Begriff, der bei den Patryn wie auch bei den Sartan für die minderen Rassen gebräuchlich ist.

»O ja. Nichtige!« Baltasars Miene erhellte sich. Er zuckte die Schultern. »In alten Schriften werden sie hin und wieder erwähnt, aber schon unsere Großväter kannten sie nur vom Hörensagen. Diese Nichtigen müssen außerordentlich schwach gewesen sein. Bereits kurze Zeit nach ihrer Ankunft auf Abarrach siechten sie dahin und waren bald völlig ausgestorben.«

»Ihr wollt sagen – von diesen drei Völkern hat nicht eines überlebt?! Aber sie waren in eure Obhut gegeben!« Alfred schien es nicht fassen zu können. »Ihr müßt doch ...«

Jetzt reichte es wirklich. Haplo stieß einen Pfiff aus der Hund unterbrach seine Mahlzeit, kam herbeigetrabt, setzte sich neben Alfred und leckte ihm vergnügt über das Gesicht.

»Ihr müßt doch ... Was soll das. Hör auf damit! Guter Hund. Weg ... Geh doch weg!« Alfred versuchte den Hund abzuwehren, der das Ganze für ein neues Spiel hielt und bereitwillig darauf einging. »Sitz! Guter Hund. Nein, bitte! Willst du wohl! Ich ...«

»Ihr habt recht, Nekromant«, meinte Haplo kühl.

»Diese Nichtigen sind schwach. Ich weiß ein wenig über sie Bescheid; sie konnten in einer Welt wie dieser nicht überleben, eine Tatsache, die gewisse Leute hätten berücksichtigen sollen, bevor sie sie hierherbrachten. Doch was Euer Volk betrifft, könnte man glauben, daß ihr das wahre Leben gefunden habt. Was ist geschehen?«

Ein schmerzlicher Ausdruck trat auf Baltasars Gesicht. »Eine Katastrophe brach über uns herein, nicht auf einen Schlag, sondern es geschah langsam, schleichend, und das machte es noch schlimmer. Widrigkeiten häuften sich. Der Zustrom an

Wasser wurde geringer, ohne daß wir es uns erklären konnten. Die Temperaturen sanken, giftige Gase schwängerten unsere Luft. Wir waren gezwungen, mehr und mehr von unserer Magie darauf zu verwenden, uns vor dem Gift zu schützen, die Wasserversorgung aufrechtzuerhalten, ausreichende Ernten zu gewährleisten. Das Kleine Volk – die Zwerge, wie Ihr sie nennt – hatte nicht genügend Widerstandskraft. Es ging unter. Wir konnten nichts tun, um zu helfen, ohne uns selbst zu gefährden.«

»Aber ... Die Magie ...« protestierte Alfred, dem es endlich gelungen war, den Hund abzuwehren.

»Habt Ihr nicht zugehört? Wir brauchten die Magie für uns selbst. Wir waren die stärksten, wir taten, was wir konnten, für diese Zwerge, aber sie starben, wie die anderen Nichtigen vor ihnen gestorben waren. Und dann war es für uns wichtiger als je zuvor, unsere Toten wiederzuerwecken.«

Haplo schüttelte mit ungeheuchelter Bewunderung den Kopf. »Arbeitskräfte, die niemals ausruhen müssen, die nicht essen und nicht trinken, keine Kälte spüren und keine Ansprüche stellen. Perfekte Sklaven, perfekte Soldaten!«

»Ja«, stimmte Baltasar zu. »Ohne unsere Toten wären wir Lebenden verloren gewesen.«

»Aber begreift ihr denn nicht, was ihr getan habt?« rief Alfred verstört. »Ist euch nicht klar ...«

»Hund!« sagte Haplo befehlend.

Das Tier sprang schweifwedelnd auf.

Alfred hob schützend die Hand vors Gesicht, warf Haplo einen furchtsamen Blick zu und schwieg.

»Aber natürlich ist uns klar, was wir getan haben«, erwiderte der Nekromant forsch. »Wir haben eine Kunst wiederentdeckt, die, nach den alten Schriften zu urteilen, bei unseren Vorfahren vergessen war.«

»Nicht vergessen«, sagte Alfred bekümmert, aber viel zu leise. Haplo hörte die Worte durch die Ohren des Hundes.

»Ihr dürft nicht glauben, daß wir uns keine Mühe gegeben haben, die Ursache dieser besorgniserregenden Entwicklung herauszufinden«, fügte Edmund hinzu. »Wir suchten und forschten und kamen schließlich widerstrebend zu dem Schluß, daß die Kolosse, denen wir Leben und Wohlergehen verdankten, uns im Stich ließen. Einst hatten sie uns mit Wärme und reiner Luft versorgt. Jetzt schien die Zufuhr unterbrochen zu sein ...«

»Von den Leuten in der großen Stadt?« Haplo winkte mit der Hand in die Richtung der jenseitigen Küste. »Das vermutet ihr doch, nicht wahr?«

Genaugenommen waren ihm die Schwierigkeiten dieser Leute gleichgültig. Er hätte brennend gern das Gespräch auf die Geheimnisse der Nekromantie gebracht, doch wagte er nicht, durch allzu unverhohlenes Interesse womöglich Verdacht zu erregen. *Geduld*, ermahnte er sich.

»Es war keine böse Absicht. Die Bevölkerung von Nekropolis konnte nicht wissen, daß sie mit ihrem Tun den Untergang eines anderen Volkes herbeiführte«, sagte Edmund an den Nekromanten gewandt. Baltasar runzelte die Stirn, und Haplo begriff, daß es sich um eine alte Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen handelte.

Der Nekromant verzichtete darauf, in Gegenwart von Fremden eine der seines Souveräns entgegengesetzte Ansicht zu äußern. Haplo überlegte, wie er es unauffällig bewerkstelligen konnte, wieder auf die Untoten zu sprechen zu kommen, als eine plötzliche Unruhe in der Höhe und das Geräusch hastiger Schritte die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Mehrere Wiedergänger, an den zerschissenen Uniformresten als Soldaten zu erkennen, stürmten aus dem Tunnel, der zum Ufer des Magmasees führte.

Der Prinz sprang auf, und auch der Nekromant erhob sich. Er legte dem Prinzen eine Hand auf den Arm und deutete mit der anderen auf die Vorgänge am Tunneleingang. Der tote

König näherte sich mit den steifen, eckigen Bewegungen des Auferstandenen den Soldaten, um sie zu befragen.

»Ich habe Euch gewarnt, Prinz, daß es Schwierigkeiten geben würde«, sagte er halblaut.

Dem Prinzen stieg die Zornesröte ins Gesicht. Er schien eine heftige Antwort geben zu wollen, besann sich aber eines Besseren.

»Ihr hattet recht, und ich hatte unrecht«, meinte er statt dessen nach kurzem Überlegen. »Freut es Euch, mich das sagen zu hören?«

»Ihr mißverstehst mich«, entgegnete der Nekromant besänftigend. »Es war nicht meine Absicht ...«

»Ich weiß.« Edmund seufzte müde. Die hitzige Röte war verschwunden, sein Gesicht blaß vor Erschöpfung. »Verzeiht mir.« An seine Gäste gewandt, fügte er hinzu: »Bitte entschuldigt uns«, dann eilte er zu der Stelle, wo der untote König mit den wiederbelebten Leichen seiner Offiziere sprach.

Haplo gab dem Hund ein Zeichen, und das Tier trabte unbemerkt hinter dem Prinzen her. Die Lebenden in der Höhle waren still geworden. Sie wechselten besorgte oder auch kämpferische Blicke und packten hastig zusammen, was sie an Gerätschaften hervorgeholt hatten, um ihre kärgliche Mahlzeit einzunehmen. Kaum waren sie fertig, richteten sich alle Augen auf den Prinzen.

»Es ist nicht ehrenhaft von dir, sie zu bespitzeln, Haplo«, sagte Alfred mit gedämpfter Stimme, während er unglücklich den Hund betrachtete, der neben Edmund stand.

Haplo würdigte ihn keiner Antwort.

Alfred rutschte unruhig hin und her. »Was sagen sie?« fragte er schließlich.

»Was kümmert's dich? Es ist unehrenhaft, sie zu bespitzeln«, gab Haplo zurück. »Es interessiert dich aber vielleicht zu erfahren, daß diese Toten, die offenbar

Kundschafter sind, von einem Heer berichten, das hier an Land gegangen ist.«

»Ein Heer? Und das Schiff?«

»Es wird von den Runen geschützt. Niemand kann sich ihm nähern, geschweige denn es beschädigen. Viel größere Kopfschmerzen sollte es dir bereiten, daß das Heer in diese Richtung marschiert.«

»Ein Heer der Lebenden?« fragte Alfred beinahe flüsternd, und seinem Gesicht war anzusehen, daß er sich vor der Antwort fürchtete.

»Nein«, antwortete Haplo, ohne Alfred aus den Augen zu lassen. »Ein Heer von Toten.«

Alfred stöhnte auf und legte die Hand vor die Augen.

Haplo beugte sich vor. »Hör mir zu, Sartan«, sagte er leise, drängend. »Ich brauche Informationen über diese Nekromantie, und ich brauche sie schnell.«

»Was bringt dich auf den Gedanken, ich könnte etwas darüber wissen?« Alfred vermied es, Haplo anzusehen.

»All das Seufzen und Stöhnen, mit dem du mir auf die Nerven gehst, seit wir hergekommen sind. Was weißt du über diese Untoten?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich es dir erzählen soll«, murmelte Alfred und zog den Kopf zwischen die Schultern, wie eine Schildkröte, die Anstalten macht, sich in ihren Panzer zu verkriechen.

Haplo umklammerte das Handgelenk des Sartan und verdrehte es mit einem harten Ruck. »Selbst du mußt begreifen, daß wir mitten in einen Krieg hineingeraten sind, Sartan! Du bist absolut unfähig, dich zu verteidigen, damit trage ich allein die Verantwortung für deine und meine Sicherheit. Wirst du jetzt reden?«

Alfred verzog schmerzlich das Gesicht. »Ich – ich werde dir sagen, was ich weiß.«

Mit einem befriedigten Knurren ließ Haplo ihn los.

Alfred rieb sich das blutunterlaufene Gelenk. »Die Auferstandenen sind lebendig, aber nur in dem Sinne, daß sie fähig sind, sich zu bewegen und Befehle auszuführen. Sie erinnern sich an ihr Wissen und ihre Fertigkeiten, die sie als Lebende besaßen, etwas Neues lernen können sie nicht.«

»Der König also ...« Haplo geriet ins Stocken.

»Hält sich immer noch für den König«, erklärte Alfred. Sein Blick richtete sich auf den lebenden Leichnam mit dem Kronreif auf dem greisen Haupt. »Er versucht immer noch zu herrschen, weil er glaubt, der Herrscher zu sein. Aber natürlich hat er keine Vorstellung von der gegenwärtigen Situation, weiß nicht einmal, wo er sich befindet. Ihm kommt es vermutlich vor, als wäre er wieder in seiner Heimat.«

»Aber die untoten Soldaten wissen ...«

»Sie wissen, wie man kämpft, weil man sie im Leben dazu ausgebildet hat. Ein lebender Befehlshaber braucht nichts weiter zu tun, als auf einen Feind zu deuten.«

»Und diese Wesen, die den Wiedergängern folgen wie Schatten? Was hat es damit auf sich?«

»In gewisser Hinsicht *sind* es ihre Schatten, die Essenz dessen, was sie waren, als sie noch lebten. Man weiß nicht sehr viel über diese Schemen, wie sie genannt werden. Im Gegensatz zu den Wiedergängern ist der Schemen offenbar imstande, wahrzunehmen und zu begreifen, was um ihn herum vorgeht, doch handeln oder sich äußern kann er nicht.«

Alfred seufzte, als er von dem toten König zu Edmund schaute. »Armer, junger Mann. Anscheinend hat er geglaubt, sein Vater würde eine Ausnahme sein. Hast du gesehen, wie der Schemen des alten Mannes sich dagegen wehrte, zu dieser perversen Form von Leben gezwungen zu werden? Fast, als ob er wüßte ... Oh, was haben sie getan! Was haben sie getan!«

»Zum Henker, was *haben* sie getan, Sartan?« verlangte Haplo ungeduldig zu wissen. »Mir kommt es vor, als hätte Nekromantie durchaus ihre Vorteile.«

Alfred betrachtete den Patryn mit zwingendem, melancholischem Ernst. »Ja, das haben wir auch vor langer Zeit gedacht. Aber dann machten wir eine furchtbare Entdeckung. Das Gleichgewicht muß erhalten bleiben. Für jeden, der unzeitig in diese Art von Leben zurückgerufen wird, muß – irgendwo – ein anderer unzeitig sterben.« Er ließ den hoffnungslosen, resignierten Blick durch die Höhle gleiten. »Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Leute hier unwissentlich das Schicksal unserer gesamten Rasse besiegelt haben.«

Kapitel 13

Salfag-Grotten, Abarrach

»Unsinn! Hanebüchener Unsinn!« knurrte Haplo angewidert.
»Das kannst du nicht beweisen!«

»Vielleicht wurde es schon bewiesen«, erwiderte Alfred.

Haplo stand auf. Er hatte nicht vor, länger hier zu sitzen und sich das Geschwätz des Sartans anzuhören. Dann hatten die Untoten also ein schlechtes Gedächtnis, ein nur geringes Begriffsvermögen. Na und? Wenn er, Haplo, an ihrer Stelle wäre, hätte er vermutlich auch keine große Lust, sich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen. Wenn er an ihrer Stelle wäre ... Würde es ihm gefallen, zu einem Scheinleben wiedererweckt zu werden?

Bei dem Gedanken kam er nicht weiter. Er stellte sich vor, wie er auf dem felsigen Boden lag, der Nekromant über ihm auftrug ... Wie sein Körper sich bewegte, steif, willenlos ...

Haplo schüttelte sich und ging weiter. Es gab Wichtigeres zu überlegen.

Vielleicht auch nicht, wisperte eine Stimme in seinem Kopf. Wenn du auf dieser Welt sterben solltest – wie um Haaresbreite auf den beiden anderen –, sieht so dein Leben nach dem Tode aus!

Die glasigen Augen, die ausdruckslos in die Vergangenheit stierten. Die wächserne, bleiche Haut, die blauen Nägel und Lippen, das strähnige, zottige Haar. Sein Magen krampfte sich vor Ekel zusammen, und einen flüchtigen Moment lang verspürte er den Wunsch zu fliehen, wegzulaufen.

Entrüstet rief er sich zur Ordnung. Was zum Henker ist los mit mir? Fliehen! Weglaufen! Vor was? Ein paar jämmerlichen Kadavern!

»Der Sartan ist schuld«, brummte er wütend. »Der winselnde Feigling hat mich mit seinen Hirngespinsten angesteckt. Wenn ich tot bin, läßt mich das eine wie das andere vermutlich im wahrsten Sinne des Wortes kalt.« Doch unwillkürlich flog sein Blick von den Wiedergängern zu den Schemen, die als mitleiderregende Schattengestalten ihren Körpern folgten, zum Greifen nah und doch unerreichbar fern.

»Vater, überlaß das mir«, wiederholte Edmund mit unendlicher Geduld. »Bleib hier, bei unserem Volk. Ich werde mit den Soldaten gehen und nachsehen, was dies alles zu bedeuten hat.«

»Wir werden von den Bewohnern der Stadt angegriffen? Welcher Stadt? Ich weiß nichts von einer Stadt.« Das fahle Gesicht des toten Königs war von gespenstischer Ausdruckslosigkeit, seine Stimme klang nörgelnd und schrill.

»Es ist keine Zeit für Erklärungen, Vater!« Der Prinz schien allmählich die Selbstbeherrschung zu verlieren. »Bitte, mach dir keine Gedanken. Ich kümmere mich darum. Du bleibst bei unserem Volk.«

»Ja, das Volk.« Der König klammerte sich an dieses Wort wie ein Ertrinkender an einen Strohalm. »Mein Volk. Es bedarf meiner Führung. Aber was kann ich tun? Unser Land stirbt! Wir müssen es verlassen, eine neue Heimat suchen. Mein Sohn, hörst du, was ich sage? Wir müssen eine neue Heimat suchen!«

Doch Edmund schenkte ihm keine Aufmerksamkeit mehr, er hastete mit den toten Soldaten durch die Höhle zum Tunnelleingang. Dem Nekromanten blieb es überlassen, sich die wirren Reden des alten Königs anzuhören. Da ihm nichts anderes befohlen worden war, heftete sich der Hund getreulich

an die Fersen des Prinzen, und Haplo wiederum folgte dem Hund.

Der Patryn hatte Edmund bald eingeholt, doch als er in dessen Gesicht den unverhüllten Schmerz sah und die Tränen auf seinen Wangen, blieb er einen Schritt zurück und beschäftigte sich mit dem Hund, um dem Prinzen Gelegenheit zu geben, die Fassung zurückzugewinnen. Edmund blieb stehen, wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und schaute sich nach Haplo um.

»Was wollt Ihr?« fragte er ungehalten.

»Meinen Hund holen«, antwortete Haplo. »Er ist Euch nachgelaufen, bevor ich ihn zurückhalten konnte. Was ist denn geschehen?«

»Keine Zeit ...« Edmund ließ Haplo stehen und eilte weiter.

Die toten Soldaten bewegten sich schnell, wenn auch unbeholfen. Gehen war für sie ein großes Problem. Es fiel ihnen schwer, die Füße richtig aufzusetzen oder die Richtung zu ändern, wenn vor ihnen ein Hindernis auftauchte. Folglich liefen sie stracks gegen Höhlenwände, prallten gegen Felsblöcke, stolperten über Unebenheiten. Doch obwohl sie scheinbar nicht in der Lage waren, zu begreifen, daß man Hindernissen ausweichen konnte, gab es kein Hindernis, das sie aufzuhalten vermochte. Sie stapften ohne Zögern auch durch glutrote Magmatümpel. Die feurige Lava verbrannte, was sie noch an Kleidung oder Rüstung auf dem Leib trugen, und verwandelte das tote Fleisch in verkohlte Klumpen, aber die verkohlten Klumpen marschierten unverdrossen weiter.

Wieder fühlte Haplo den Ekel in sich aufsteigen. Er, der im Labyrinth *Zeuge* von Grausamkeiten gewesen war, die manch anderen um den Verstand gebracht hätten, mußte sich zwingen, dieser schaurigen Armee zu folgen und nicht einfach kehrtzumachen.

Edmund warf ihm Blicke zu, als wünschte er sich, diesem Eindringling sagen zu können, er möge sich zum Teufel

scheren, deshalb bemühte Haplo sich bewußt um einen teilnahmsvollen, verbindlichen Gesichtsausdruck.

»Was, sagtet Ihr, ist geschehen?«

»Eine Armee aus Nekropolis ist im Hafen vor Anker gegangen«, antwortete Edmund kurz. Dann schien ihm etwas einzufallen, und er fügte freundlicher hinzu: »Es tut mir leid. Wenn ich mich recht entsinne, habt Ihr erwähnt, daß auch Euer Schiff dort liegt.«

Haplo wollte zur Antwort geben, daß sein Schiff von Runen geschützt wurde, die nicht so ohne weiteres außer Kraft zu setzen waren, aber dann hielt er es für klüger, davon nichts zu erwähnen. »Ja«, nickte er, »ich bin in ziemlicher Sorge. Hoffentlich ist es nicht beschädigt.«

»Ich würde die Toten beauftragen, für Euch nach dem Rechten zu sehen, aber leider sind sie äußerst unzuverlässig, was die Berichterstattung angeht. Es kann durchaus sein, daß sie einen Feind beschreiben, gegen den sie vor zehn Jahren gekämpft haben.«

»Warum verwendet man sie dann als Kundschafter?« »Weil wir die Lebenden nicht entbehren können.« Dann stimmte es also, was Alfred ... Alfred! Der Sartan war ganz allein zurückgeblieben – unbeaufsichtigt ... »Geh zurück«, befahl Haplo dem Hund. »Geh zu Alfred.«

Das Tier gehorchte.

Alfred fühlte sich ausgesprochen elend und war beinahe froh über die Rückkehr seines vierbeinigen Aufpassers, obschon er genau wußte, daß Haplo ihn als Spion geschickt hatte. Der Hund legte sich hin und schob den Kopf unter die Handfläche des Mannes, damit Alfred ihn kraulte.

Das Auftauchen des Nekromanten beglückte Alfred weit weniger. Baltasar war ein kräftiger Mann in besten Jahren. Seine aufrechte Haltung und gebieterische Ausstrahlung ließen ihn größer erscheinen, als er war. Er hatte den

elfenbeinfarbenen Teint dieses Volkes, das keinen Sonnenschein kannte.

Anders als bei den meisten Sartan war sein Haar blauschwarz; der Bart schimmerte wie das Obsidiangestein seiner Heimat. Die dunklen Augen blickten außerordentlich intelligent, scharfsinnig und durchdringend, spießten förmlich auf, was ihr Interesse erregte, und hielten es zur genaueren Überprüfung ins Licht. Diese erbarmungslosen Augen nahmen Alfred ins Visier, der zu spüren glaubte, wie eine scharfe Klinge in ihn eindrang und sein Innerstes bloßlegte.

»Ich bin froh über die Gelegenheit, ungestört mit Euch reden zu können«, sagte Baltasar.

Alfred war nicht froh darüber, aber er hatte einen großen Teil seines Lebens bei Hofe zugebracht und konnte mit einer höflichen Belanglosigkeit aufwarten. »Droht uns – Gefahr?« fügte er hinzu und wand sich innerlich unter dem Blick der schwarzen Augen.

Der Nekromant gab Alfred lächelnd und vollendet höflich zu verstehen, das alles ginge ihn nichts an. Nun war das ein Standpunkt, über den man hätte streiten können, schließlich befand Alfred sich in einer Lage, die mit der volkstümlichen Wendung ›mitgefangen – mit- gehangen‹ treffend beschrieben wurde, aber dem Sartan fehlte das Talent zum Streiten, und deshalb hielt er es für besser, still zu sein. Der Hund gähnte und blinzelte die beiden Männer schläfrig an.

Baltasar schwieg. Die Lebenden in der Höhle schwiegen, horchten und warteten. Die Toten schwiegen, aber sie warteten nicht, denn es gab nichts, worauf sie hätten warten können. Sie standen einfach da und würden stehenbleiben, bis einer der Lebenden ihnen neue Anweisungen gab. Der Leichnam des Königs schien nicht zu wissen, was er mit sich anfangen sollte. Keiner der Lebenden sprach zu ihm, und schließlich wanderte er trübsinnig in den hinteren Teil der Grotte, wo er seinen Leidensgenossen beim Nichtstun Gesellschaft leistete.

»Ihr haltet nichts von Nekromantie, habe ich recht?« fragte Baltasar plötzlich.

Alfred fühlte sich, als hätte der Magmafluß seinen Lauf geändert und wäre durch seine Beine und seinen Leib geradewegs in sein Gesicht gestiegen. »N – nein, allerdings nicht.«

»Weshalb habt Ihr Euch dann nicht mehr um uns gekümmert? Warum habt Ihr uns unserem Schicksal überlassen?«

»Ich – ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht.«

»O doch, Ihr wißt es!« Die Wut in der Stimme des Nekromanten wirkte um so bedrohlicher, weil er leise sprach, sehr leise und beherrscht, damit nur Alfred ihn hören konnte.

Er ahnte nichts von dem Hund.

»Ihr wißt es. Ihr seid ein Sartan. Ihr seid einer von uns. Und Ihr seid *nicht* von dieser Welt.«

Alfred brachte vor Erstaunen kein Wort heraus. Er konnte nicht lügen. Doch wie sollte er die Wahrheit sagen, wenn er sie gar nicht kannte?

Baltasar lächelte, aber es war ein furchteinflößendes Lächeln, erfüllt von einer plötzlichen, aggressiven Euphorie. »Ich sehe die Welt, von der Ihr kommt, sehe sie in Euren Worten. Eine reiche Welt, eine Welt des Lichts und der reinen Luft. Die alten Legenden sind also wahr! Unsere lange Suche nähert sich dem Ende!«

»Suche wonach?« erkundigte sich Alfred in dem verzweifelten Bestreben, das Thema zu wechseln. Es gelang ihm.

»Dem Weg! Dem Rückweg zu jenen anderen Welten. Dem Fluchtweg aus dieser Höhle!« Baltasar beugte sich näher zu ihm, seine Stimme war zu einem heiseren Flüstern herabgesunken: »Dem Todestor!«

Alfred konnte nicht atmen; er glaubte, ersticken zu müssen. »Wenn – wenn Ihr mich entschuldigen wollt«, stammelte er,

versuchte aufzustehen, zu entkommen. »Ich – ich fühle mich nicht wohl ...«

Baltasar hielt Alfred mit der Hand auf dem Arm zurück. »Ich kann dafür sorgen, daß Ihr Euch noch erheblich schlechter fühlt.« Er warf einen vielsagenden Blick auf die große Schar der Wiedergänger.

Alfred röchelte, schnappte nach Luft und sank kraftlos in sich zusammen. Der Hund hob den Kopf und knurrte, als wollte er fragen, ob der Sartan Hilfe brauchte.

Baltasar schien bestürzt über die Wirkung zu sein, die er mit seinen Worten erzielt hatte. »Es tut mir leid«, sagte er, »ich hätte Euch nicht bedrohen dürfen. Glaubt mir, ich bin kein schlechter Mann, aber ich bin verzweifelt.«

Alfred setzte sich mit zitternden Knien, streckte zögernd die Hand aus und tätschelte ungeschickt den Hund, der den Kopf auf die Vorderpfoten bettete und weiter seine Rolle als stiller Beobachter spielte.

»Euer Begleiter, der mit den Tätowierungen – wer ist er? Er ist kein Sartan wie Ihr oder ich. Und doch hat er mehr Ähnlichkeit mit uns als diese anderen – das Kleine Volk.« Baltasar hob einen kleinen, scharfkantigen Stein auf und drehte ihn in dem weichen, gelblichen Licht, das die Höhle erfüllte. »Dieser Stein hat zwei Facetten, jede individuell und doch Teil eines Ganzen. Ihr und ich, wir sind die eine Facette, er ist die andere. Dennoch sind wir gleich.«

Der Blick des Nekromanten heftete den verstörten Alfred an die Felswand. »Ich will es wissen! Die Wahrheit über ihn! Die Wahrheit über Euch! Seid Ihr durch das Todestor gekommen? Wo liegt es?«

»Über Haplo kann ich Euch nichts erzählen«, setzte Alfred sich matt zur Wehr. »Eines anderen Mannes Geschichte ist sein Eigentum, über das nur er verfügt.« In seiner Bedrängnis verfiel der Sartan darauf, sich in die Wahrheit zu flüchten, oder

zumindest die halbe Wahrheit. »Hierhergekommen bin ich durch Zufall. Ich wollte es gar nicht!«

Die schwarzen Augen durchbohrten ihn, sezierten seine Gedanken und sein Ich, bis zu guter Letzt der hitzige Funke in ihnen erlosch, Baltasar den Blick abwandte.

»Ihr lügt nicht«, meinte der Nekromant nach längerem Schweigen. »Ihr seid nicht fähig zu lügen. Aber Ihr sprecht auch nicht die Wahrheit. Wie könnt Ihr diese Widersprüche miteinander vereinbaren?«

»Weil ich die Wahrheit nicht kenne. Nur einen winzigen Ausschnitt vermag ich zu ahnen, und wenn ich das wenige preisgebe, das ich zu wissen glaube, könnte ich damit Schaden anrichten, den ich nicht wieder reparieren kann. Es ist besser, wenn ich es für mich behalte.«

In Baltasars zornigen Augen spiegelte sich der gelbe Feuerschein. Alfred hielt seinem Blick stand, ruhig und unerschütterlich. Es war der Nekromant, der sich endlich geschlagen gab; seine ohnmächtige Wut verebbte zu düsterer Trauer.

»Es heißt, daß auch wir einst solche Tugenden besaßen. Es heißt, daß die bloße Vorstellung, jemand aus unserem Volk könnte das Blut eines anderen vergießen, so grotesk war, daß es in unserer Sprache kein Wort dafür gab. Nun, jetzt haben wir diese Worte: Mord, Krieg, Betrug, Verrat, Lüge, Tod.«

Baltasar erhob sich. Sein heißer Zorn kühlte ab und wurde hart wie Lava, die in einen Teich mit eiskaltem Wasser fließt. »Ihr werdet mir verraten, was Ihr über das Todestor wißt, wenn nicht mit Eurer lebenden Stimme, dann mit der Stimme des Toten.« Er drehte sich halb herum und deutete auf die Wiedergänger. »Sie vergessen nie, wo sie gewesen sind, was sie getan haben – nur weshalb und warum sie es taten! Aus diesem Grund sind sie klaglos bereit, es wieder und wieder zu tun.«

Der Nekromant wandte sich ab, durchquerte die Höhle und verschwand in dem Tunnel, um als treuer Ratgeber seinen Platz an der Seite des Prinzen einzunehmen. Alfred blickte ihm nach, vor Entsetzen stumm und unfähig, sich vom Fleck zu rühren.

Kapitel 14

Salfag-Grotten, Abarrach

»Ich wußte doch, daß ich diesen Schwachkopf nie hätte allein lassen dürfen!« Haplo schäumte innerlich, als er durch die Ohren des Hundes Alfreds stammelnde und konfuse Antworten mit anhören mußte. Am liebsten hätte er auf dem Absatz kehrtgemacht, um zu retten,

was noch zu retten war, doch sagte ihm die Vernunft, daß er in jedem Fall zu spät kommen würde, und deshalb folgte er dem Prinzen und dem Heer der Toten zum Ausgang der Höhle.

Am Ende des Gesprächs zwischen Baltasar und Alfred war er froh, sich nicht eingemischt zu haben. Jetzt wußte er genau, was der Nekromant plante. Und wenn Baltasar so an einem kleinen Ausflug durch das Todestor gelegen war, wollte Haplo ihm gern behilflich sein. Natürlich würde Alfred Einspruch erheben, doch angesichts der neuen Situation konnte man auf Alfred notfalls verzichten. Ein Sartan, der die Kunst der Nekromantie beherrschte, war ungleich wertvoller als ein Sartan, der nörgelte, moralisierte und ständig über die eigenen Füße stolperte.

Die neue Situation barg freilich auch Probleme. Baltasar war ein Sartan und als solcher ein Wesen von höchster Integrität. Daß er Alfred sogar mit Mord gedroht hatte, bewies nur das Ausmaß seiner Verzweiflung und die tief verwurzelte Loyalität gegenüber seinem Volk und seinem Prinzen. Es war unwahrscheinlich, daß er ohne weiteres allem den Rücken kehrte, das bisher sein Leben ausgemacht hatte, um sich allein davonzustehlen, und Haplos Gebieter würde kaum begeistert sein über ein ganzes Heer von Sartan, das durch das Todestor

in den Nexus einmarschierte! Aber, sagte der Patryn sich, ihm würde schon beizeiten eine Lösung einfallen.

»Der Feind.« Edmund, vor Haplo, blieb stehen.

Sie waren am Ausgang des Tunnels angelangt. Verborgен in den Schatten der bogenförmigen Öffnung, konnten sie die anrückende Streitmacht beobachten – eine zerlumpte Armee wandelnder Leichen, die sich schlurfend und staksend in dumpf erinnelter militärischer Formation fortbewegte. Die vorderen Linien waren bereits mit den Truppen des Prinzen zusammengetroffen, und es kam zu ersten Scharmützeln.

Es war das merkwürdigste Gefecht, das Haplo je gesehen hatte. Die Toten kämpften, wie sie es zu Lebzeiten gelernt hatten, teilten Schwerthiebe aus, parierten, attackierten, und jeder war verbissen darauf aus, seinen Gegner zu töten, doch ob nun wirklich diesen Gegner oder einen aus ferner Vergangenheit, eine Truggestalt ihres erstarrten Gedächtnisses – wer konnte das sagen?

Ein toter Soldat parierte einen Hieb, den sein Gegner gar nicht geführt hatte; ein anderer unternahm keinen Versuch auszuweichen, als ihm die Klinge die Brust durchbohrte. Entschlossen, aber ziellos wurden Hiebe ausgeteilt, manchmal abgewehrt und manchmal nicht. Schwertklingen, von toten Händen geführt, drangen tief in totes Fleisch, das nichts davon spürte. Die Wiedergänger hoben die Schwerter erneut und droschen aufeinander ein, doch obwohl sie erhebliche Wunden schlugen, richteten sie kaum etwas aus.

Der Kampf zwischen den Toten hätte noch lange so weitergehen können, wären beide Seiten gleich stark gewesen. Die Armee von Nekropolis befand sich jedoch in einem erheblich fortgeschritteneren Stadium der Verwesung und Auflösung als die des Prinzen; die einen Toten waren sozusagen in einem besseren Zustand als die anderen.

Die Wiedergänger aus der Stadt waren kaum mehr als spärlich von Fleisch umhüllte Knochengerüste. Jeder von ihnen

hatte zahlreiche Verletzungen erlitten. Vielen der toten Soldaten fehlten etliche Körperteile – hier und da ein Knochen, ein Stück vom Arm, ein Teil des Beins. Ihre Rüstungen waren arg verrostet, die Lederriemen fast alle verrottet, so daß Brustpanzer an einem Fädchen hingen und Beinschienen zu gefährlichen Stolperfallen wurden.

Die Jammergestalten versuchten stur und unbelehrbar, über Hindernisse hinweg oder mittendurch zu marschieren, und wurden von ihren scheppernden, klirrenden und baumelnden Rüstungsteilen behindert. Sie fielen hin und rappelten sich wieder auf, was zur Folge hatte, daß die Armee der Toten zwar ständig in Bewegung war, aber doch nicht vorwärtskam. Diejenigen, die sich in ein Handgemenge verwickelt sahen, wurden zu formlosen Bündeln aus Knochen- und Rüstungstrümmern zusammengedroschen, über denen ihre Schemen in unsäglichem Kummer flehend die weißen Nebelarme reckten. Es hätte ein komisches Schauspiel sein können, wäre es nicht so grausig gewesen.

»Veteranen«, sagte der Prinz, der die groteske Schar ebenfalls beobachtete.

»Wie bitte?« fragte Haplo. »Was meint Ihr damit?«

»Nekropolis hat seine alten Toten geschickt, die Toten aus früheren Generationen.« Edmund winkte dem toten Hauptmann seiner Streitmacht. »Einer Eurer Männer soll Baltasar holen.« Wieder zu Haplo gewandt, erklärte er: »Man erkennt die alten Toten sofort. Damals fehlte es den Nekromanten noch an Erfahrung. Man wußte noch nicht, wie man verhindern konnte, daß das Fleisch verweste, oder wie die Leistungsfähigkeit der Auferstandenen über einen langen Zeitraum hinweg aufrechtzuerhalten war.«

»Werden eure Kriege immer von Toten geführt?«

»Ja, seit wir über genügend kampffähige Soldaten verfügen. Früher einmal sollen Lebende in die Schlacht gezogen sein.« Edmund schüttelte den Kopf. »Eine tragische Verschwendung.

Aber das war vor vielen Jahren, lange vor meiner Geburt. Nekropolis hat also die alten Toten geschickt. Ich frage mich, was das zu bedeuten hat.«

»Was könnte es bedeuten?«

»Es könnte Taktik sein, ein Versuch, uns zu zwingen, unsere wahre Truppenstärke zu verraten. Das würde Baltasar sagen.« Der Prinz lächelte. »Doch es könnte auch ein Fingerzeig der Bevölkerung von Nekropolis sein, daß man vorläufig noch nicht gewillt ist, allen Ernstes gegen uns vorzugehen. Wie Ihr seht, könnten unsere neuen Toten diesen jämmerlichen Haufen mit Leichtigkeit zurückschlagen. Ich glaube, daß Nekropolis verhandeln will.«

Edmund beschirmte mit der Hand die Augen gegen das feurige Gleißeln der Magmasee und spähte in die

Ferne. »Es müssen Lebende bei ihnen sein. Ja, ich sehe sie. Hinter den letzten Reihen.«

Zwei schwarzgekleidete Nekromanten, die Gesichter von Kapuzen verhüllt, folgten in sicherem Abstand der schäbigen Armee. Haplo war überrascht, doch nachdem er sie eine Zeitlang beobachtet hatte, begriff er, daß die Nekromanten nicht nur gebraucht wurden, um die Armee zu lenken und den Zauber aufrechtzuerhalten, der die morsche Leiber zusammenhielt, sondern sie fungierten auch als eine Art von makabren Schafhirten.

Mehr als einmal kam es vor, daß ein Toter stehenblieb und aufhörte zu kämpfen, oder es fiel einer hin und stand nicht wieder auf. Sofort waren die Nekromanten zur Stelle, gaben Befehle und scheuchten ihre Herde weiter. War ein Toter gestürzt, marschierte er, nachdem er sich aufgerafft hatte, womöglich in die falsche Richtung davon. Gleich einem pflichtbewußten Hirtenhund eilte der Nekromant ihm nach, drehte den in die Irre gegangenen Soldaten herum und bugsierte ihn wieder zum Ort des Geschehens.

Edmunds Tote, die er als »neue Tote« bezeichnet hatte, schienen nicht mit solchen Mängeln behaftet zu sein. Die kleine Vorhut kämpfte tapfer und verminderte die Zahl der Gegner, indem sie die Veteranen regelrecht zerschmetterte. Die Hauptstreitmacht formierte sich im Tunnel hinter dem Prinzen, ein fähiges Heer, das diszipliniert den Befehl zum Angriff erwartete. Edmunds einzige Vorsichtsmaßnahme bestand darin, den toten Hauptmann in gewissen Abständen an seine Order zu erinnern. Jedesmal nickte der Offizier, als wären ihm die Instruktionen völlig neu. Haplo fragte sich, ob der Bote des Prinzen sich wohl nach der Hälfte des Wegs noch daran erinnerte, was man ihm aufgetragen hatte.

Edmund schien von einer mühsam unterdrückten Ungeduld beherrscht zu werden. Plötzlich sprang er auf einen Felsblock und zeigte sich der anrückenden Armee. »Halt!« rief er und hob die offene Hand in der Geste des Unterhändlers.

»Halt!« riefen auch die feindlichen Nekromanten, und nach einem Moment der Ratlosigkeit kamen beide Heere zum Stillstand. Die Nekromanten blieben abwartend hinter ihren Truppen, wo sie sehen und hören konnten und doch von ihren Toten geschützt wurden.

»Warum marschiert Ihr gegen mein Volk?« verlangte Edmund zu wissen.

»Warum hat Euer Volk die Bewohner von Glückshafen überfallen?« Es war eine Frau, die sprach; laut und klar tönte ihre Stimme durch die von Schwefeldämpfen erfüllte Luft.

»Wir haben niemanden überfallen«, entgegnete der Prinz. »Wir kamen, um Proviant zu kaufen oder einzutauschen, und wurden attackiert ...«

»Ihr kamt bewaffnet!« unterbrach ihn die Frau schroff.

»Selbstverständlich kamen wir bewaffnet! Wir haben einen langen, gefährvollen Weg hinter uns. Ein Feuerdrache hat viele aus unserer Mitte getötet. Eure Leute haben uns aus heiterem Himmel angegriffen! Natürlich haben wir uns verteidigt, aber wir

wollten ihnen nichts Böses, und zum Beweis könnt Ihr Euch überzeugen, daß wir in dem Ort alles unberührt gelassen haben und abgezogen sind, ohne etwas mitzunehmen, obwohl mein Volk hungert.«

Die beiden feindlichen Nekromanten berieten leise. Der Prinz blieb auf dem Felsen stehen, eine stolze, eindrucksvolle Gestalt.

»Was Ihr sagt, entspricht der Wahrheit. Wir haben uns bereits davon überzeugt«, sagte schließlich der andere Nekromant, ein Mann. Während er sich vom rechten Flügel her näherte, schob er die Kapuze zurück und enthüllte sein Gesicht. Er war jung, jünger als Prinz Edmund, mit großen, grünen Augen und dem langen, kastanienbraunen Haar der Sartan, dessen weiße Spitzen sich auf seinen Schultern ringelten. Seine Miene war ernst und furchtlos. »Wollt Ihr mit uns verhandeln?«

»Das will ich mit Freuden«, antwortete Edmund und schickte sich an, zu Boden zu springen, aber der junge Nekromant hob abwehrend die Hand. »Nein, bitte. Wir möchten Euch gegenüber nicht ungerecht im Vorteil sein. Habt Ihr einen Hüter der Toten, der Euch begleiten kann?«

»Soeben sehe ich meinen Nekromanten kommen«, sagte Edmund und verneigte sich in Anerkennung dieser ritterlichen Geste.

Bei einem Blick über die Schulter sah Haplo die schwarzgewandete Gestalt Baltasars eilig näher kommen. Entweder hatte der Bote ihm tatsächlich die Nachricht des Prinzen überbracht, oder der Nekromant kam aus eigenem Antrieb, um zur Stelle zu sein, falls er gebraucht wurde. Hinter ihm tauchte Alfred auf, ungelenk und tapsig wie einer der Toten, begleitet von dem treuen Hund.

Während er darauf wartete, daß Baltasar ihn erreichte, ließ Edmund die Soldaten zu einer Formation aufmarschieren, die den Feind beeindrucken, ihn jedoch über die wirkliche

Truppenstärke im unklaren lassen sollte. Der Nekromant der Gegenseite wartete geduldig an der Spitze seiner eigenen Armee. Falls Edmunds Manöver ihn tatsächlich beeindruckte, war es dem jugendlichen Gesicht nicht anzumerken.

Haplo, dessen Neugier durch den vollen, melodischen Klang ihrer Stimme erregt worden war, hätte gerne das Gesicht seiner Begleiterin gesehen, aber sie zog es vor, ihre Züge weiterhin im Schatten der Kapuze zu verbergen, und stand so regungslos auf ihrem Platz wie die Felsen ringsum. Manchmal hörte er sie leise die Runen singen, von denen die Toten am ›Leben‹ gehalten wurden.

Baltasar gesellte sich zu Edmund, und gemeinsam begaben sie sich in den neutralen Bereich zwischen den beiden Heeren. Der junge Nekromant kam ihnen entgegen. Man traf sich auf halbem Wege. Auf Haplos Befehl folgte der Hund dem Prinzen. Der Patryn lehnte sich derweil bequem gegen den Bogen des Tunnelausgangs.

Ächzend und schnaufend stolperte Alfred gegen ihn. »Hast du Baltasar gehört? Er weiß über das Todestor Bescheid!«

»Pst!« fuhr Haplo ihn an. »Rede noch etwas lauter, und jeder hier an diesem vermaledeiten Ort weiß über das Todestor Bescheid! Ja, ich habe ihn gehört. Und wenn er darauf besteht, werde ich ihn mitnehmen.«

Alfred starrte ihn fassungslos an. »Das kannst du nicht ernst meinen!«

Haplo zog die Augenbrauen hoch, beobachtete die Unterhändler und würdigte ihn keiner Antwort.

»Ich verstehe.« Alfreds Stimme bebte. »Du hast es auf dieses – dieses Wissen abgesehen.« Er deutete auf die Wiedergänger, die vor ihnen in Reih und Glied standen.

»Verflucht richtig.«

»Du wirst Unheil über uns bringen! Du wirst alles zerstören, was wir erschaffen haben!«

»Nein!« Haplo fuhr unvermittelt herum und stieß Alfred bei jedem Wort mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Ihr *Sartan* habt alles zerstört! Wir Patryn werden alles wieder aufbauen, wie es gewesen ist! Jetzt halt den Mund und laß mich zuhören!«

»Ich werde dich aufhalten!« verkündete Alfred mit dem Mut der Verzweiflung. »Ich werde es nicht zulassen! Ich ...« Lose Steine gerieten unter seinem Fuß in Bewegung. Er taumelte und schwankte. Seine Hände griffen haltsuchend in die Luft, doch es gab nichts, woran er sich festhalten konnte, also landete er mit einem heftigen Krachen auf dem harten Felsboden.

Haplo senkte den Blick auf den fast kahlköpfigen, ältlichen Mann, der als Häufchen Elend zu seinen Füßen lag. »Ja, tu das nur«, meinte der Patryn grinsend. »Halte du mich auf.« Mit einem Kopfschütteln wandte er sich ab und verfolgte aufmerksam, was die beiden gegnerischen Parteien sich zu sagen hatten.

»Was führt Euch her?« fragte der junge Nekromant, nachdem den Formalitäten Genüge getan war.

Der Prinz erzählte die Leidensgeschichte seines Volkes; er sprach mit Würde und Stolz. Er brachte keine Anschuldigungen gegen die Bevölkerung von Kairn Nekros vor, sondern billigte den Urhebern der Katastrophe, die sein Volk betroffen hatte, Ahnungslosigkeit zu und Unkenntnis der wirklichen Situation. Die Sprache der *Sartan* besitzt die Eigenschaft, im Bewußtsein des Zuhörers Bilder heraufzubeschwören. Seinem Gesicht war anzusehen, daß der junge Nekromant hinter die Fassade von Edmunds Worten zu schauen vermochte. Er war sichtlich bemüht, sich nichts anmerken zu lassen, doch aufkeimendes Schuldbewußtsein krauste die glatte Stirn, und seine Lippen zuckten. Er warf als stumme Bitte um Hilfe einen verstohlenen Blick auf die Frau hinter den Reihen der toten Soldaten.

Die Frau verstand, verließ ihren Posten und kam gerade zurecht, um das Ende des Berichts zu hören.

Nachdem sie mit der anmutigen Bewegung graziler Hände die Kapuze zurückgeschoben hatte, richtete die Frau den Blick aus sanften, freundlichen Augen auf Edmund. »Ihr habt wahrhaftig viel gelitten. Es tut mir leid für Euch und Euer Volk.«

Der Prinz verneigte sich. »Dieses Mitgefühl ehrt Euch ... Sagt mir, wie darf ich Euch nennen?«

»Mein öffentlicher Name ist Jera.⁶ Dieser Mann«, sie blickte mit einem Lächeln auf den Nekromanten neben ihr, »ist mein Gemahl, Jonathan, aus dem Haus der Herzöge Felsengard.«

»Herzog Jonathan, Ihr seid um Eure Gemahlin zu beneiden«, sagte Edmund galant. »Und Ihr, Herzogin, habt einen Gemahl, dem ich die größte Achtung entgegen bringe.«

»Vielen Dank, Hoheit. Eure Geschichte ist in der Tat besonders traurig«, fuhr Jera fort. »Und ich fürchte, daß mein Volk in vieler Hinsicht an Eurem Unglück schuld ist ...«

»Davon habe ich kein Wort gesagt«, warf Edmund ein.

»Nein, Hoheit.« Die Frau lächelte. »Aber es fällt nicht schwer, die unausgesprochenen Vorwürfe in den Bildern zu erkennen, die Eure Worte heraufbeschwören. Ich kann jedoch nicht glauben, daß der Herrscher sich herzlos zeigen wird gegen seine Untertanen, die als Bittsteller zu ihm kommen ...«

Edmund richtete sich zu voller Höhe auf. Baltasar, der bisher geschwiegen hatte, zog ein finsternes Gesicht, die schwarzen Augen unter den zusammengezogenen schwarzen Brauen reflektierten düster den roten Glanz des Magmaozeans.

»Herrscher«, wiederholte Baltasar ungläubig. »Welcher Herrscher? Und wen bezeichnet Ihr als Untertanen? Wir sind eine unabhängige Monarchie ...«

⁶ Sartan haben zwei Namen, einen persönlichen und einen allgemeinen Rufnamen. Wie Alfred Haplo an früherer Stelle erklärt hat, verleiht der persönliche Name eines Sartans denen, die ihn kennen. Macht über den Träger, deshalb wird ein Sartan seinen persönlichen Namen nur jemandem verraten, den er liebt und dem er vertraut.

»Friede, Baltasar.« Edmund legte dem Magier die Hand auf den Arm. »Herzogin, wir sind nicht gekommen, um von unseren *Freunden* Almosen zu erbetteln. Bei unseren Toten haben wir Bauern, erfahrene Handwerker, Soldaten. Wir bitten nur um die Erlaubnis, arbeiten zu dürfen, um unser Brot zu verdienen, und um Wohnung in eurer Stadt.« Die Frau musterte ihn ungläubig. »Ihr habt wahrhaftig nicht gewußt, daß ihr unter der Oberhoheit Unserer Allerheiligsten Majestät steht?«

»Herzogin«, widersprach Edmund zaudernd, »ich bin der Herrscher meines Volkes, der alleinige Herrscher ...«

»Aber natürlich!« Jera faltete die Hände, ihre Augen glänzten froh. »Das erklärt alles. Es handelt sich um ein fürchterliches Mißverständnis! Ihr müßt Euch sofort in die Hauptstadt begeben, Hoheit, und Seiner Majestät als Eurem Souverän huldigen. Meinem Gemahl und mir wird es eine Ehre sein. Euch zu begleiten und vorzustellen.«

»Huldigen!« Baltasars schwarzer Bart stach krasser denn je von seiner bleichen Haut ab. »Eigentlich müßte dieser selbsternannte Herrscher ...«

»Ich danke Euch für Eure liebenswürdige Einladung, Herzogin Jera.« Edmunds Hand umklammerte den Unterarm seines Ministers mit festem Druck. »Es ist *mir* eine Ehre, sie anzunehmen. Doch Ihr müßt verstehen, daß ich mein Volk nicht allein lassen kann, solange es sich der Bedrohung durch eine feindliche Armee ausgesetzt sieht.«

»Wir ziehen unsere Armee zurück«, bot der Herzog an. »Wenn Ihr Euer Wort gebt, daß Eure Truppen am diesseitigen Ufer bleiben.«

»Da meine Truppen nicht über Schiffe verfügen, sind Eure Befürchtungen grundlos, Herzog.«

»Vergebung, Hoheit, aber in Glückshafen liegt ein Schiff. Eins, wie wir es nie zuvor gesehen haben, und wir nahmen an ...«

»Ah, nun verstehe ich!« Edmund nickte und schaute zu Haplo und Alfred. »Ihr habt das Schiff gesehen und geglaubt, wir hätten die Absicht überzusetzen. Wie Ihr gesagt habt, Herzogin, es gibt viele Mißverständnisse zwischen uns. Das Schiff gehört zwei Fremden, die erst heute in Glückshafen gelandet sind. Es war für uns eine Selbstverständlichkeit, sie als Gäste zu bewirten, obwohl sie uns mehr gegeben haben, als wir ihnen anbieten konnten.«

Alfred stand auf. Haplo straffte sich erwartungsvoll. Die Herzogin wandte sich ihnen zu. Ihr Gesicht – nicht eigentlich schön zu nennen – gewann einen eigenen Reiz durch den Ausdruck lebhafter Intelligenz und eines offenbar starken und furchtlosen Willens. Die grünlich flimmernden braunen Augen waren besonders schön und spiegelten die Flinkheit des Verstandes wider, der dahinter arbeitete. Ihr Blick erfaßte die beiden Fremden, und sofort erkannte Jera in Haplo den Eigner des ungewöhnlichen Schiffs.

»Wir sind an Eurem Schiff vorbeigekommen, Sire, und fanden es besonders interessant ...«

»Was für Runen sind das auf dem Rumpf?« unterbrach ihr Mann sie mit jungenhaftem Eifer. »Ich habe nie ...«

»Liebster«, wurde seine Begeisterung von Jera gedämpft, »dies ist kaum die Zeit oder der Ort für ein Gespräch über Runenkunde. Prinz Edmund wird sein Volk von der Ehre unterrichten wollen, die ihm durch den Empfang bei Seiner Hoherrschaftlichen Majestät zuteil werden wird.« Sie wandte sich an Edmund. »Wir erwarten Euch in Glückshafen, Hoheit, sobald Ihr bereit seid aufzubrechen.« Jeras grüne Augen suchten Haplo und Alfred, der halb verdeckt hinter ihm stand. »Wir würden uns gleichfalls geehrt fühlen, wenn diese Fremden sich entschließen könnten, uns in unsere schöne Stadt zu folgen.«

Haplo betrachtete die Frau nachdenklich. Der Prinz hatte ihn nicht als den Erbfeind erkannt, aber im Lauf dieses Gesprächs

hatte Haplo erfahren, daß Edmunds Volk nur ein kleiner Satellit war, der um eine größere und hellere Sonne kreiste. Eine Sonne, die möglicherweise erheblich besser informiert war.

Ich war entschlossen, dieser Welt so schnell wie möglich den Rücken zu kehren, und niemand hätte mir einen Vorwurf gemacht, nicht einmal mein Gebieter. Doch er und ich würden immer wissen, daß ich gekniffen habe und geflohen bin.

Der Patryn verneigte sich. »Die Ehre und das Vergnügen wären ganz auf unserer Seite, Herzogin.«

Jera schenkte ihm ein Lächeln, dann richtete sie den Blick auf Prinz Edmund. »Wir werden Nachricht von Eurem Kommen vorausschicken, Hoheit, damit alles zu Eurem Empfang vorbereitet werden kann.«

»Ihr seid sehr liebenswürdig, Herzogin«, erwiderte Edmund.

Man verneigte sich höflich und ging auseinander. Der Herzog und seine Gemahlin kehrten zu ihrer Armee von Toten zurück, die mittlerweile zwiefach in Auflösung begriffen war (etliche der alten Kämpen irrten ziellos umher und hatten sich schon ziemlich weit entfernt), ließen sie wieder in Marschordnung Aufstellung nehmen und führten sie zurück nach Glückshafen.

Baltasar und der Prinz traten in den Tunnel. »Ein Herrscher«, sagte der Nekromant grimmig. »Die Angehörigen der souveränen Nation von Kairn Telest sind nichts weiter als seine Untertanen! Behauptet Ihr immer noch, daß die Bevölkerung von Nekropolis uns unwissentlich ins Verderben gestürzt hat?«

Der Prinz war offensichtlich beunruhigt. Seine Augen wanderten zu der fernen Stadt, kaum sichtbar unter der tiefhängenden Wolkendecke. »Was soll ich tun, Baltasar? Wie kann ich meinem Volk helfen, wenn ich nicht gehe?«

»Ich will es Euch sagen, Hoheit! Diese beiden«, der Nekromant deutete auf Haplo und Alfred, »wissen, wo sich das

Todestor befindet. Das ist der Weg, auf dem sie in diese Welt gekommen sind!«

Der Prinz musterte sie überrascht. »Das Todestor? Wirklich? Besteht die Möglichkeit ...«

Haplo schüttelte den Kopf. »Ich fürchte nein. Es ist weit, sehr weit von hier. Ihr würdet Schiffe brauchen, viele Schiffe, um Euer ganzes Volk zu transportieren.«

»Schiffe!« Edmund lächelte traurig. »Wir haben nichts zu essen, und Ihr sprecht von Schiffen. Sagt mir«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, »wissen die Bewohner der Stadt von dem – Todestor?«

»Weshalb fragt Ihr mich, Hoheit?« Haplo zuckte die Schultern. »Ich bin ein Fremder hier.«

»Falls er die Wahrheit sagt«, zischte Baltasar. »Und Schiffe können wir uns leicht beschaffen! Sie haben Schiffe!« Er deutete in die Richtung von Nekropolis.

»Und womit sollen wir sie bezahlen?«

»Bezahlen, Hoheit! Haben wir nicht genug bezahlt? Mit unserem Leben, unserer Existenz?« Der Nekromant ballte die Fäuste. »Ich sage, es ist Zeit, daß wir uns nehmen, was wir brauchen! Geht nicht zu ihnen und bittet um das, was uns von Rechts wegen zusteht, Edmund! Wir alle sind bereit, Euch zu folgen! Führt uns in den Kampf!«

»Nein! Der Herzog und seine Frau haben beide Mitgefühl und einen edlen Charakter bewiesen. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, ihr Herrscher könne weniger bereit sein, uns anzuhören und zu helfen. Ich werde erst eine friedliche Einigung versuchen.«

»Wir versuchen eine friedliche Einigung, Hoheit. Selbstverständlich gehe ich mit Euch ...«

»Nein.« Edmund ergriff die Hand des Nekromanten und hielt sie fest. »Ihr bleibt bei unserem Volk. Sollte mir etwas zustoßen, werdet Ihr es führen.«

»Endlich sprecht Ihr aus, was Ihr wirklich denkt.« Baltasars Worte drückten die Bitterkeit und Sorge aus, die er empfand.

»Ich bin aufrichtig überzeugt, daß uns keine Gefahr droht, doch ich wäre ein schlechter Herrscher, würde ich nicht für den schlimmsten Fall Vorsorge treffen.« Edmund drückte die Hand seines Beraters. »Ich kann mich auf Euch verlassen, mein Freund? Mehr als Freund – Mentor, mein zweiter Vater?«

»Ihr könnt Euch auf mich verlassen, Hoheit.« Die letzten Worte waren kaum mehr als ein ersticktes Flüstern.

Edmund kehrte in die Höhle zurück, um zu seinem Volk zu sprechen. Baltasar folgte ihm nicht gleich, er mußte sich erst fassen.

Als der Prinz gegangen war, hob der Nekromant den Kopf. Unaussprechlicher, herzerreißender Kummer hatte die bleichen Züge verheert; der Mann schien um Jahre gealtert zu sein. Der Blick der zwingenden, schwarzen Augen fiel auf Alfred, der wie vor einem tätlichen Angriff zurückzuckte, glitt von dem zitternden Körper des Sartan ab und durchbohrte Haplo. Ich bin kein schlechter Mann. Aber ich bin verzweifelt. Haplo glaubte den Nachhall der Worte des Nekromanten in der feuerhellen Dunkelheit zu hören.

»Ja, mein Prinz«, gelobte Baltasar leise, entschlossen. »Ihr könnt Euch auf mich verlassen. Unser Volk ist in guter Obhut.«

Nekropolis, Abarrach

»Euer Majestät, eine Nachricht von Jonathan, dem Herzog Felsengard.«

»Herzog Felsengard? Ist er nicht gestorben?«

»Der jüngere. Euer Majestät. Ihr erinnert Euch, Sire, daß Ihr ihm und seiner Frau die Aufgabe übertragen habt, die Eindringlinge zu vertreiben, die am jenseitigen Ufer aufgetaucht sind ...«

»Ach ja. Tatsächlich.« Der Herrscher runzelte die Stirn. »Das Schreiben betrifft die Invasoren?«

»Ganz recht, Euer Majestät.«

»Laßt den Thronsaal räumen«, ordnete der Herrscher an.

Der Kanzler, wohl wissend, daß in dieser Angelegenheit Diskretion vonnöten war, hatte bewußt leise gesprochen, nur für Seiner Majestät Ohren bestimmt. Der Befehl, den Thronsaal zu räumen, kam nicht überraschend, noch brachte er ihn in Verlegenheit. Er brauchte nichts weiter zu tun, als dem stets wachsamem Hofmarschall einen Blick zuzuwerfen, schon pochte der Zeremonienstab auf den Boden. »Die Audienz Seiner Majestät ist beendet«, verkündete der Hofmarschall.

Diejenigen, die gekommen waren, um Petitionen einzureichen, rollten knisternd ihre Schriften zusammen, verstaute sie in röhrenförmigen Behältern und entfernten sich unter zahlreichen Kratzfüßen. Die Schranzen und adligen Müßiggänger, die es zu ihrem Lebensinhalt gemacht hatten, um Seine Majestät herumzuscharwenzeln und auf einen gnädigen Blick aus dem allererhabensten Auge zu hoffen, reckten sich gähnend und verabredeten sich zu einer Partie Runenstein, um sich die leeren Stunden eines weiteren langweiligen Tages zu vertreiben. Die Leibgarde aus besonders gut erhaltenen Toten geleitete die Schar der Höflinge hinaus, sie schlossen die Türflügel und postierten sich davor, um anzuzeigen, daß Seine Majestät nicht gestört zu werden wünschte.

Als es im Thronsaal leer und still geworden war, bedeutete der Herrscher dem Kanzler mit einem Wink seiner Hand, fortzufahren. Der Kanzler gehorchte. Er entrollte ein Pergament und begann zu lesen:

»Seine Herzogliche Gnaden entbieten die respektvollsten ...«

»Nur das Wesentliche.«

»Wie Majestät befehlen.« Es dauerte eine Weile, bis der Kanzler sich durch den Wust der Artigkeiten und Lobpreisungen hindurchgearbeitet hatte. Endlich war er zum Kern der Botschaft vorgedrungen und konnte weiterlesen:

»Die Invasoren stammen von der äußeren Ebene, Majestät, einem Land namens Kairn Telest – die Grünen Höhlen – aufgrund der ehemals üppigen Vegetation in besagtem Gebiet. Es scheint, daß seither die Region von einer Reihe von Mißgeschicken betroffen wurde. Der Magmastrom ist erkaltet, der Wasserzufluß der Bevölkerung ist versiegt.«

»All das erweckt den Eindruck, Majestät«, erlaubte der Kanzler sich zu bemerken und hob den Blick von dem eng beschriebenen Pergament, »daß man die Grünen Höhlen heutzutage mit einiger Berechtigung die Blankstein-Höhlen⁷ nennen könnte.«

Seine Majestät äußerten sich lediglich mit einem Brummen zu diesem geistreichen Wortspiel des Kanzlers. Der las weiter vor: »Infolge dieser Mißhelligkeiten sah die Bevölkerung von Kairn Telest sich gezwungen, die Heimat zu verlassen. Auf ihrem Exodus mußten sie unzählige Gefahren bestehen, unter anderem ...«

»Ja, ja«, erklärte der Herrscher ungeduldig. Er fixierte seinen Kanzler mit einem listigen Blick. »Erwähnt der Herzog, weshalb diese Leute ausgerechnet *hierher* gekommen sind?«

Hastig las der Kanzler den Brief bis zu Ende, überflog ihn nochmals, um sicherzugehen, daß ihm nichts entgangen war, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, Sire. Nach dem Tenor des Briefs zu urteilen, scheint es fast, daß es die Telester durch Zufall nach Nekropolis verschlagen hat.«

»Ha!« Die Lippen des Herrschers verzogen sich zu einem dünnen, verschlagenen Lächeln. »Nicht doch, Pons. Nicht doch! Nun weiter. Das Wesentliche. Was sind ihre Forderungen?«

⁷ Ein Verweis auf einen bestimmten Zug im Runensteinenspiel, bei dem ein Spieler sämtlicher Runensteine verlustig geht. Das Spiel hat in mancher Hinsicht Ähnlichkeit mit dem Mah-Jongg aus der Zeit vor der Großen Teilung.

»Sie stellen keine Forderungen, Sire. Ihr Anführer, ein Prinz Edmund aus einem unbekannten Haus, erbittet die Gnade, Eurer Majestät seine Ehrerbietung erweisen zu dürfen. Abschließend fügt der Herzog hinzu, daß diese Telester in einem erbarmungswürdigen Zustand sein sollen. Er hat den Eindruck gewonnen, es sei möglicherweise nicht ganz ausgeschlossen, daß wir in irgendeiner Weise für das Unglück dieser Leute verantwortlich sind, und er verleiht der Hoffnung Ausdruck, »daß Eure verehrungswürdige Majestät so bald wie möglich die Zeit finden, den Prinzen zu empfangen.«

»Ist der junge Felsengard gefährlich, Pons? Oder ist der Mann lediglich unglaublich dumm?«

Der Kanzler nahm sich Zeit, die Frage zu überdenken. »Ich würde ihn nicht für gefährlich halten, Sire. Er ist auch nicht dumm, vielmehr jung, idealistisch, geistreich. In Bezug auf Politik ein wenig naiv. Man muß in Betracht ziehen, daß er der jüngere Sohn war und nicht darauf vorbereitet, so plötzlich den Titel und die damit verbundenen Pflichten übernehmen zu müssen. Er läßt sich von seinem Herzen leiten, nicht vom Verstand. Ich bin überzeugt, daß er nicht weiß, was er sagt.«

»Ganz im Gegensatz zu seiner Frau.«

Der Kanzler nickte ernst. »Das fürchte ich auch, Majestät. Herzogin Jera ist hochintelligent.«

»Und ihr Vater gefällt sich immer noch in der Rolle des ewigen Querulanten.«

»Aber das ist auch alles, was er in diesen Zyklen noch tun kann, Sire. Ihn in die alten Provinzen zu verbannen war – mit Verlaub gesagt – ein Geniestreich. Der Graf muß alle Kraft aufwenden, nur um überleben zu können. Er ist zu schwach, um uns ernsthaft zu schaden.«

»Ein Geniestreich, für den Wir Euch zu danken haben, Pons. Wir haben es nicht vergessen; Ihr braucht Uns nicht ständig daran zu erinnern. Und dieser alte Mann mag vielleicht

geschwächt sein, doch er hat noch genügend Energie, um weiter gegen Uns zu hetzen.«

»Aber wer hört ihm zu? Eure Untertanen sind loyal. Sie lieben Euch ...«

»Genug! Jeder hier fühlt sich bemüßigt, Uns tagtäglich diesen Mist über die Füße zu schaufeln. Von Euch hätten Wir etwas gesunden Menschenverstand erwartet.«

Der Kanzler verneigte sich, dankbar für die gute Meinung seines Herrschers, doch wußte er auch, daß die Blume der Majestät nicht gedeihen konnte ohne den eben erwähnten Mist.

Der Herrscher schenkte seinem Kanzler keine Beachtung. Er hatte sich von dem Thron aus Gold und Diamanten und anderen kostbaren Mineralien erhoben, um das große Podest zu umrunden. Es war eine Gewohnheit des Monarchen, er behauptete, die Bewegung helfe ihm, seine Gedanken zu ordnen. Mitunter brachte er zum Beispiel Klageführer vollkommen aus der Fassung, wenn er unvermittelt aufsprang und mehrere Male um den Thron herumging, bevor er sich wieder setzte und den Urteilsspruch verkündete.

Wenigstens trug es dazu bei, die Höflinge auf dem Quivive zu halten, dachte Pons nicht ohne Belustigung. Wenn Seine Majestät sich zu erheben geruhte, war das für die Anwesenden ein Zeichen, ihre Gespräche zu unterbrechen, sich dem Thron zuzuwenden und respektvoll zu verneigen. Also verstummten in unregelmäßigen Abständen sämtliche Unterhaltungen, man faltete die Hände vor der Brust und verbeugte sich bis fast zum Boden – wann immer es dem Monarchen einfiel, sich die Lösung eines Problems zu erwandern.

Dieses Herumschreiten war nur eine der zahlreichen exzentrischen Gewohnheiten des Herrschers, zu denen außerdem ein bemerkenswertes Faible für den ritterlichen Zweikampf gehörte, zudem war er ein fast schon besessener Runensteinspieler. Jeder neuerweckte Tote, der für eine gewisse Meisterschaft auf diesen Gebieten bekannt gewesen

war, wurde in den Palast gebracht, wo er nichts weiter zu tun hatte, als Seiner Majestät in der Wachhälfte des Zyklus als Gegner beim Tjost zu dienen oder mit Seiner Majestät bis weit in die Schlafhälfte hinein beim Runenspiel zu sitzen. Solche Eigentümlichkeiten hatten manchen dazu verleitet, den Herrscher zu unterschätzen und für eine oberflächliche Spielernatur zu halten. Pons wußte es besser. Sein Respekt wie auch seine Furcht vor dem Herrscher waren groß und wohlbegründet. Deshalb wartete der Kanzler in ehrerbietigem Schweigen, bis der Herrscher von Nekropolis sich herabließ, ihn in seine Gedankengänge einzuweißen. Die Angelegenheit war offenbar ernst. Der Herrscher widmete ihr fünf komplette Umrundungen des Podiums, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Kleitus XIV. inzwischen Mitte Fünfzig, war ein breitschultriger, kräftiger Mann, eine imposante Erscheinung, dessen Schönheit man in seiner Jugend in Liedern und Versen gepriesen hatte. Die Jahre waren gnädig mit ihm umgegangen, er würde, wie der Volksmund sagte, eine schöne Leiche abgeben. Als mächtiger Nekromant verfügte er allerdings über die Gabe, dieses Schicksal noch viele lange Jahre hinauszuschieben.

Schließlich hielt der Monarch inne. Seine Gewänder aus schwarzem Pelz, kunstvoll mit einem Schimmer von königlichem Purpur versehen, rauschten leise, als er sich wieder auf seinem Thron niederließ.

»Das Todestor«, murmelte er und pochte mit dem Ring auf die Armlehne des Thronsessels. Gold auf Gold erzeugte einen klingenden, metallischen Ton. »Das ist der Grund.«

»Vielleicht auch nicht. Wie der Herzog geschrieben hat, könnte der Zufall sie zu uns verschlagen haben ...«

»Zufall! Nächstens redet Ihr von ›Glück‹, Pons. Ihr hört Euch an wie ein unfähiger Runenspieler. Strategie, Taktik – darauf

kommt es an. Nein, merkt Euch meine Worte. Die Suche nach dem Todestor hat sie hergeführt.«

»Dann laßt sie gehen, Majestät. Wir haben schon mit solchen Verrückten zu tun gehabt. Immer weg mit Schaden ...«

Kleitus runzelte die Stirn. »Dieses Mal nicht. Bei diesen Leuten wagen Wir es nicht.«

Der Kanzler zögerte, die nächste Frage zu stellen; er war nicht sicher, ob er die Antwort hören wollte. Doch er wußte, 'was von ihm erwartet wurde – dem getreuen Prüfstein für seines Herrn Gedanken. »Warum nicht, Sire?«

»Weil diese Leute keine Verrückten sind. Weil sich das Todestor geöffnet hat, Pons. Es hat sich geöffnet, und es war Uns vergönnt, einen Blick hindurchzuwerfen!«

Nie zuvor hatte der Kanzler den Herrscher so reden gehört, mit dieser gedämpften, ehrfürchtigen, sogar ängstlichen Stimme. Pons überlief ein Frösteln, wie das erste Anzeichen eines schweren Fiebers. Der Blick des Herrschers verlor sich in einer Ferne jenseits der dicken Granitmauern des Palastes, suchte einen Ort, den der Kanzler weder sehen noch sich auszumalen vermochte.

»Es geschah kurz vor Anbruch der Wachzeit, Pons. Ihr wißt, daß Wir einen leichten Schlaf haben. Wir erwachten plötzlich, aufgeschreckt von einem Geräusch, das Wir nicht einzuordnen wußten. Es hörte sich an wie eine Tür, die sich öffnete – oder schloß. Wir richteten Uns auf und zogen die Bettvorhänge zur Seite, in dem Glauben, jemand wäre mit einer wichtigen Nachricht ins Zimmer getreten. Doch es war niemand gekommen.

Der Eindruck, eine Tür schlagen gehört zu haben, war so stark, daß Wir die Lampe neben dem Bett entzündeten und die Wachen rufen wollten. Wir erinnern uns genau: Mit einer Hand hielten Wir den Vorhang, die andere war noch zur Lampe ausgestreckt, als alles um Uns herum – Wellen schlug.«

»Wellen schlug, Sire?« Pons runzelte die Stirn.

»Ja, es klingt unglaublich.« Kleitus streifte seinen Kanzler mit einem beinahe verlegenen Blick. »Wir können es nicht anders beschreiben. Alles ringsumher verlor Form und Substanz, Dimension. Es kam Uns vor, als wären Wir selbst, das Bett, die Vorhänge, die Lampe und der Tisch auf einmal nicht mehr als ein Ölfilm auf stillem Wasser. Die Wellenbewegung erfaßte Uns, den Boden, das Bett, den Tisch. Innerhalb eines Augenblicks war alles vorüber.«

»Ein Traum, Sire. Schlaftrunken ...«

»Das hätten Wir vielleicht auch geglaubt. Aber in diesem Augenblick, Pons ... Dies ist, was Uns vergönnt wurde, zu sehen.«

Der Herrscher war ein Magier mit besonders großen Fähigkeiten. Was er sagte, ließ im Bewußtsein des Kanzlers Bilder entstehen. Sie huschten in so rascher Folge vorüber, daß Pons verwirrt war. Er konnte nichts deutlich erkennen, hatte nur einen schwindelerregenden Eindruck von einem wirbelnden Szenario, wie damals, in seiner Kindheit, wenn seine Mutter ihn bei den Händen faßte und spielerisch im Kreis herumschwenkte.

Pons sah eine gigantische Maschine, deren metallene Glieder den Teilen des menschlichen Körpers nachgebildet waren und die mit absurdem Eifer sinnlose Tätigkeiten verrichtete. Er sah eine Menschenfrau mit schwarzer Haut und einen Elfenprinzen Krieg führen gegen des Prinzen eigenes Volk. Er sah ein Volk von Zwergen sich gegen Tyrannei erheben. Er sah eine sonnenbeschienene grüne Welt und eine herrliche, glänzende Stadt, leer, verlassen. Er sah riesige Kreaturen, grausig, augenlos, eine fremde Gegend durchstreifen, morden, was ihnen in den Weg kam, und er hörte sie rufen: »Wo ist die Zitadelle?« Er sah Geschöpfe, den Sartan ähnlich, grimmig, furchteinflößend in ihrem Haß und Zorn, mit Runenzeichen tätowiert. Er sah Drachen ...

»Nun, Pons, begreift Ihr jetzt?« Kleitus seufzte, teils sehnsüchtig, teils ungeduldig.

»Nein, Sire!« brachte der Kanzler stockend heraus. »Ich begreife gar nichts. Was – wo – wie lange ...«

»Wir wissen auch nicht mehr über diese Visionen als Ihr. Die Bilder flogen zu schnell vorbei, und wenn Wir eines festzuhalten versuchten, schlüpfte es durch Unsere Finger wie Regen. Doch was Wir gesehen haben, Pons, sind andere Welten. Welten jenseits des Todestores, wie es in den alten Chroniken geschrieben steht. Wir sind ganz sicher! Das Volk darf nichts davon erfahren, Pons. Nicht, solange Wir nicht bereit sind.«

»Nein, selbstverständlich nicht, Sire.«

Die Züge des Monarchen verhärteten sich. »Dieses Reich stirbt. Wir haben andere beraubt, um es am Leben zu erhalten ...« Wir haben andere zum Tode verurteilt, um es zu erhalten, korrigierte Pons, aber nur in Gedanken.

»Wir haben dem Volk den wahren Sachverhalt verschwiegen, zu seinem eigenen Besten natürlich. Es gäbe sonst Panik, Chaos, Anarchie. Und jetzt kommen dieser Prinz und sein Volk ...«

»... und die Wahrheit«, sagte Pons.

»Ja«, stimmte der Herrscher zu. »Und die Wahrheit.«
»Majestät, wenn ich offen sprechen darf ...«

»Tut Ihr das nicht immer?«

»Ja, Sire.« Der Kanzler lächelte matt. »Und wenn wir diesen Flüchtlingen nun erlauben, hier zu siedeln, sagen wir – in den alten Provinzen. Die Gebiete sind so gut wie wertlos für uns, seit die Feuersee zurückgewichen ist.«

»Und ihnen gestatten, ihre Geschichte von einer sterbenden Welt zu verbreiten? Wer den Grafen bisher für einen geschwätzigten alten Narren gehalten hat, könnte sich plötzlich versucht fühlen, ihn ernst zu nehmen.«

»Dafür ließ sich eine Lösung finden ...« Der Kanzler hüstelte bedeutungsvoll.

»Schon, aber es gibt noch mehr wie ihn. Fügt man ihrer Zahl einen Prinzen von Kairn Telest hinzu, der von seinem kalten, verödeten Reich berichtet und von seiner Suche nach einem Fluchtweg, ist die Katastrophe unausweichlich. Anarchie! Rebellion! Wollt Ihr das, Pons?«

»Bei der Asche, nein!« Der Kanzler schüttelte sich.

»Dann hört auf, Unsinn zu reden. Wir werden diese Invasoren als eine Bedrohung darstellen und den Krieg gegen sie ausrufen. Krieg ist ein probates Mittel, um das Volk zu einen. Wir brauchen Zeit, Pons! Zeit, um selbst das Todestor zu finden, wie es die Prophezeiung verheißt.«

»Majestät!« Pons rang nach Atem. »Ihr! Die Prophezeiung ... Ihr?«

»Selbstverständlich!« rief Kleitus verärgert. »Habt Ihr je daran gezweifelt?«

»Nein, ganz gewiß nicht, Sire.« Pons verneigte sich, dankbar für die Möglichkeit, sein Gesicht zu verbergen, bis er den staunenden Ausdruck aus seinen Zügen verbannt und eine Miene unerschütterlichen Vertrauens aufgesetzt hatte. »Ich bin überwältigt von der Plötzlichkeit des – des ... Es stürmt einfach zu viel auf mich ein.« Letzteres war die schlichte Wahrheit.

»Wenn die Zeit gekommen ist, werden Wir Unser Volk aus dieser dunklen Welt hinausführen in eine Welt des Lichts. Wir haben den ersten Teil der Prophezeiung erfüllt ...« Allerdings wie jeder andere Nekromant in Abarrach auch, dachte Pons.

»Es ist an Uns, auch den Rest zu erfüllen«, schloß Kleitus.

»Und seid Ihr dazu in der Lage, Sire?« fragte der Kanzler, der die leicht emporgezogene Augenbraue des Monarchen richtig zu deuten wußte.

»Ja«, antwortete Kleitus.

Diesmal war Pons aufrichtig erstaunt. »Sire! Ihr wißt, wo sich das Todestor befindet?«

»Ja, Pons. Endlich haben meine langen Studien mir die ersehnte Antwort gebracht. Jetzt versteht Ihr, weshalb das

Auftauchen dieses – dieses Prinzen und seiner Hungerleider zu genau diesem Zeitpunkt ein solches Ärgernis darstellt.«

Eine Gefahr, präzierte der Kanzler bei sich. Denn wenn es dir gelungen ist, in den alten Schriften das Geheimnis des Todestores zu finden, dann womöglich auch anderen. Dieser ›Wellenschlag‹, war für dich weniger eine Erleuchtung, als vielmehr ein gewaltiger Schreck. Du lebst in der Angst, jemand könnte dir zuvorgekommen sein. Das ist der wirkliche Grund, weshalb der Prinz und sein Volk vernichtet werden müssen.

»Ich beuge mich vor dem Genie Eurer Majestät.« Der Kanzler verneigte sich tief.

Im großen und ganzen meinte er es ernst. Wenn er zweifelte, dann nur, weil er nie an die Prophezeiung geglaubt hatte. Anders Kleitus. Er glaubte nicht nur daran, sondern richtete offenbar all sein Sinnen und Trachten darauf, sie zu erfüllen! Ob es ihm tatsächlich gelungen war, das Todestor ausfindig zu machen? Pons hätte es nicht geglaubt, wären nicht diese phantastischen Bilder gewesen. Seit vierzig Jahren hatte nichts ihn so aus der Fassung zu bringen vermocht. Er war dermaßen aufgewühlt von der Erinnerung an das, was er gesehen hatte, daß er sich zwingen mußte, seine Gedanken von sonnenhellen Welten voller Hoffnung ab und der bedrückenden Realität zuzuwenden.

»Aber, Sire, woher nehmen wir den Grund für einen Krieg? Es ist offensichtlich, daß diese Leute nicht die Absicht haben zu kämpfen ...«

»Sie werden kämpfen, Pons«, sagte der Herrscher, »wenn sie erfahren, daß wir ihren Prinzen ermordet haben.«

Prinz Edmund erklärte seinem Volk, wohin er gehen mußte und weshalb. Die Leute hörten ihm schweigend zu; besorgt, ihren Prinzen zu verlieren, wußten sie doch, daß es keinen anderen Ausweg gab. »Baltasar wird euch während meiner Abwesenheit führen«, schloß er. »Folgt ihm, gehorcht ihm, wie ihr mir folgen und gehorchen würdet.«

Man ließ ihn schweigend gehen. Niemand fand die Worte, ihm einen Segenswunsch mit auf dem Weg zu geben. Zwar fürchteten sie für ihn, aber einen bitteren, grausamen Tod fürchteten sie noch mehr, also blieben sie stumm, geplagt von einem schlechten Gewissen.

Baltasar begleitete den Prinzen zum Höhlenausgang und bemühte sich, ihn zu überreden, wenigstens eine Leibwache mit nach Nekropolis zu nehmen. Der Prinz weigerte sich.

»Wir kommen in Frieden. Leibwachen sind ein Zeichen von Mißtrauen.«

»Dann nennt es eben eine Ehrengarde«, drängte Baltasar. »Es ist nicht recht, daß ein Prinz von königlichem Geblüt ohne Gefolge reist. Ihr werdet daherkommen wie ein – wie ein ...«

»Wie das, was ich bin«, sagte Edmund in ernstem Ton. »Ein Habenichts. Ein Prinz der Hungerleider, der Heimatlosen. Wenn der Preis für die Hilfe darin besteht, daß wir unseren Stolz bezwingen und diesem Herrscher huldigen, dann will ich gerne das Knie vor ihm beugen.«

»Ein Prinz von Kairn Telest, der auf Knien kommt!« Die schwarzen Brauen des Nekromanten trafen sich zu einem düsteren Wall über mißbilligend dreinblickenden Augen.

Edmund blieb stehen und wandte sich ihm zu. »In Kairn Telest hätten wir aufrecht stehenbleiben können, Baltasar. Für immer und ewig, Standbilder aus Eis.«

»Ihr habt recht, Prinz. Ich bitte um Vergebung.« Baltasar seufzte tief auf. »Dennoch traue ich ihnen nicht, unseren ›Verwandten‹. Gesteht es Euch wenigstens selbst ein, Edmund, wenn schon nicht mir oder jemand anderem. Diese Leute haben unsere Welt mit Absicht zerstört. Wir kommen zu ihnen als Gestalt gewordener Vorwurf.«

»Um so besser, Baltasar. Schuldbewußtsein erweicht das Herz ...«

»Oder verhärtet es. Seid auf der Hut, Edmund.«

»Keine Sorge, mein Freund. Ich werde aufpassen. Und außerdem reise ich ja nicht ganz allein.« Der Blick des Prinzen streifte Haplo, der träge an der Höhlenwand lehnte, und Alfred, der versuchte, seinen Fuß aus einem Riß im Boden zu befreien. Der Hund saß vor dem Prinzen und wedelte freundlich.

»Nein«, pflichtete Baltasar trocken zu. »Und das bereitet mir aus irgendeinem Grund die meisten Sorgen. Ich traue den beiden ebensowenig wie diesem Herrscher von eigenen Gnaden. Schon gut. Ich sage nichts mehr, nur noch lebt wohl. Lebt wohl, Prinz, und kehrt bald zu uns zurück!«

Der Nekromant umarmte den Prinzen, und Edmund erwiderte die Umarmung mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dann trennten sich die beiden Männer, der eine verließ die Höhle, während der andere zurückblieb und der in roten Feuerschein getauchten Gestalt nachblickte, die sich mit raschen, entschlossenen Schritten entfernte. Haplo stieß einen Pfiff aus, der Hund, der Edmund nachlaufen wollte, kam zurück und blieb an der Seite seines Herrn, der dann dem Prinzen folgte.

Sie erreichten Glückshafen ohne Zwischenfall, wenn man die vielen kleinen Mißgeschicke nicht zählte, die Alfred unterwegs widerfuhr. Haplo war nahe daran, dem unglückseligen Sartan zu befehlen, sich wieder seiner Magie zu bedienen und über den Boden zu schweben, der ihm so feindlich gesonnen zu sein schien.

Doch Haplo schwieg. Er hatte den Eindruck gewonnen, daß Alfred und er über erheblich größere magische Fähigkeiten verfügten als die Bewohner dieser Welt. Es war unnötig, ihnen das vor Augen zu führen. Schon das Herbeizaubern der Fische hatte ungläubiges Staunen

ausgelöst, und das war eine Fertigkeit, die jedes Kind beherrschte. Einen Feind mußte man im unklaren über Schwächen und Stärken lassen. Seine einzige Sorge war Alfred, doch nach kurzem Nachdenken kam Haplo zu dem Schluß, daß es keinen Grund zur Befürchtung gab. Nachdem

Alfred sich ein halbes Leben lang bemüht hatte, seine magischen Fähigkeiten zu verheimlichen, würde er bestimmt nicht ausgerechnet jetzt den Zeitpunkt für gekommen halten, sie der staunenden Welt zu offenbaren.

In Glückshafen wurden sie auf dem Pier von dem jungen Herzog und seiner Gemahlin erwartet. Beide Nekromanten bewunderten Haplos Schiff – oder versuchten vielleicht, das Geheimnis der Runen zu ergründen.

»Ich muß Euch etwas sagen!« Kaum daß er ihrer ansichtig wurde, eilte der Herzog ihnen entgegen und wandte sich an Haplo. »Mir ist wieder eingefallen, wo ich diese Runen bereits gesehen habe! Das Spiel – Runenstein!« Erwartungsvoll schaute er Haplo an, in der offensichtlichen Überzeugung, der müsse wissen, wovon die Rede war.

Dem war nicht so.

»Liebster«, sagte die umsichtige Jera, »der Mann hat keine Ahnung, was du meinst. Warum ...«

»Wirklich nicht?« Jonathan machte einen verwunderten Eindruck. »Ich dachte, jeder ... Der Name sagt es eigentlich schon, wißt Ihr. In die Spielsteine sind Runen eingekerbt, Runen, wie die an Eurem Schiff. Oh, da fällt mir auf, auch Eure Hände und Arme sind damit tätowiert! Ihr könntet ein wandelndes Spielbrett sein!« Der Herzog lachte.

»Wie unhöflich von dir, Jonathan! Du bringst den armen Mann in Verlegenheit«, schalt seine Frau, doch musterte sie Haplo mit einer Eindringlichkeit, die ihn zutiefst beunruhigte. Unwillkürlich kratzte er sich am Handrücken und sah, wie die grünbraunen Augen der Frau die Tätowierungen auf seiner Haut studierten. Mit betonter Gelassenheit schob er die Hände in die Hosentaschen und zwang sich zu einem verbindlichen Lächeln.

»Ich bin nicht verlegen, vielmehr habt Ihr mich neugierig gemacht. Ein Spiel, wie Ihr es beschreibt, kenne ich nicht. Ich würde gerne einmal zuschauen und es vielleicht lernen.«

»Nichts leichter als das! Ich habe einen Satz Runensteine zu Hause. Sobald wir angelegt haben, könnten wir ...«

»Aber Liebster«, unterbrach ihn Jera belustigt, »wenn wir gelandet sind, gehen wir zum Palast! Mit Seiner Hoheit.« Durch einen verstohlenen Rippenstoß machte sie ihren Mann darauf aufmerksam, daß er in seiner Begeisterung den Prinzen völlig übersehen hatte.

»Ich muß aufrichtig um Vergebung bitten.« Jonathan war flammendrot geworden. »Es ist nur, daß ich nie so etwas wie dieses Schiff gesehen habe ...«

»Nein, bitte entschuldigt Euch nicht.« Auch Edmund starrte auf das Schiff und auf Haplo. »Bemerkenswert. Wirklich bemerkenswert.«

»Der Herrscher wird fasziniert sein!« meinte Jonathan. »Er liebt das Spiel. Wartet ab, bis er Euch sieht und von Eurem Schiff hört. Er wird Euch nicht mehr fortlassen«, versicherte er Haplo ernsthaft.

Haplo fand diese Vorstellung alles andere als erfreulich. Alfred warf ihm einen erschreckten Blick zu. Doch der Patryn fand eine unerwartete Verbündete in der Herzogin.

»Jonathan, ich glaube nicht, daß wir dem Herrscher von dem Schiff erzählen sollten. Prinz Edmunds Anliegen ist doch von erheblich größerer Wichtigkeit. Und ich möchte in dieser Sache erst den Rat meines Vaters einholen, bevor wir mit jemand anderem darüber sprechen.«

Das junge Paar tauschte bedeutungsvolle Blicke. Sofort wurde Jonathans Gesicht ernst. »Ein kluger Vorschlag, Liebes. Meine Frau hat den Verstand in der Familie.«

»Nein, Jonathan«, protestierte Jera und errötete leicht. »Du bist es doch gewesen, der die Übereinstimmung zwischen den Runen auf dem Schiff und den Runen auf den Spielsteinen bemerkt hat.«

»Dann also den gesunden Menschenverstand«, schlug Jonathan vor, lächelte und streichelte ihre Hand. »Wir ergänzen

uns ausgezeichnet. Ich bin launisch, impulsiv. Ich neige dazu, erst zu handeln und dann zu überlegen. Jera hält meinen Überschwang in erträglichen Grenzen. Doch sie würde nie etwas Spontanes oder Ungewöhnliches tun, wenn ich nicht da wäre, um ihrem Dasein die Würze zu geben.« Er bückte sich und gab ihr einen herzhaften Kuß auf die Wange.

»Jonathan! Bitte!« Die junge Herzogin war rot bis zu den Haarwurzeln. »Was soll Seine Hoheit von uns denken!«

»Seine Hoheit denkt, daß er selten zwei Leute gesehen hat, die einander so zugetan waren«, sagte Edmund und lächelte.

»Wir sind noch nicht sehr lange verheiratet«, erklärte Jera verschämt, aber mit einem liebevollen Blick auf ihren Gemahl. Ihre Hand erwiderte den Druck seiner Finger.

Haplo nahm dankbar zur Kenntnis, daß er nicht mehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand. Er kniete sich neben den Hund und gab vor, ihn zu untersuchen.

»Sar – Alfred«, rief er. »Kommst du bitte her? Ich glaube, der Hund hat sich einen Stein in die Pfote getreten. Kannst du ihn festhalten, während ich nachsehe?«

Alfred riß verängstigt die Augen auf. »Ich? Den – den ...«

»Sei still und tu, was ich dir sage!« Haplo warf ihm einen vernichtenden Blick zu. »Er tut dir nichts. Außer ich befehle es ihm.«

Der Patryn hob die linke Vorderpfote des Hundes, während Alfred zaghaft und furchtsam den Leib des Tieres umfaßt hielt.

»Was hältst du davon?« fragte Haplo leise.

»Ich weiß es nicht. Man sieht nichts.« Alfred spähte kurzsichtig auf die Pfote. »Wenn du sie mehr ins Licht halten könntest ...«

»Ich meine nicht den Hund!« Im letzten Moment gelang es Haplo, den Aufschrei zu einem Flüstern zu dämpfen. »Ich meine die Runen. Hast du je etwas von diesem Spiel gehört, über das sie reden?«

»Nein, niemals.« Alfred schüttelte den Kopf. »Das Schicksal deines Volkes war bei uns nicht Gegenstand leichtfertiger Belustigung. Der Gedanke, ein Spiel ...« Er betrachtete die Runen auf Haplos Hand, die blau und rot leuchteten, während sie ihre Magie gegen die Hitze der Magmasee wirkten. Alfred schüttelte sich. »Nein, das wäre unmöglich!«

»Als würde ich versuchen, mich eurer Runen zu bedienen?« fragte Haplo. Der Hund freute sich über die Aufmerksamkeit, die ihm zuteil wurde, saß gehorsam still und ließ geduldig seine Pfote drücken und betasten.

»Ja, ungefähr so. Es würde dir schwerfallen, sie zu berühren, so wie es dir schwerfällt, sie auszusprechen. Vielleicht handelt es sich nur um eine zufällige Ähnlichkeit. Bedeutungslose Kritzeleien, die aussehen wie Runen.«

Haplo knurrte. »Ich glaube nicht an Zufälle, Sartan. Na, dir fehlt doch gar nichts, alter Junge! Was sollte denn das Winseln und Jaulen?«

Spielerisch rollte er den Hund herum und kraulte ihn am Bauch. Schließlich warf das Tier sich herum, sprang auf und schüttelte sich. Auch Haplo erhob sich, ohne Alfred zu beachten, der das Gleichgewicht verlor und gleich wieder auf dem Boden saß. Der Herzog eilte ihm zur Hilfe.

»Segelt Ihr in Eurem eigenen Schiff, oder kommt Ihr zu uns an Bord?« erkundigte sich Herzogin Jera bei Haplo.

Der Patryn hatte selbst bereits darüber nachgedacht. Wenn man in jener Stadt tatsächlich Patrynrunen kannte, bestand immerhin die Möglichkeit, daß es irgend jemandem gelang, die sorgfältig aufgebauten Barrieren zu durchbrechen. An diesem Ufer war das Schiff für ihn weniger leicht zu erreichen, andererseits gab es hier nicht so viele Neugierige, die es anstarrten und vielleicht versuchten, den Schutzzauber außer Kraft zu setzen.

»Ich werde mit Euch segeln, Herzogin«, erwiderte Haplo.

»Eine kluge Entscheidung.« Jera nickte, als hätte sie den gleichen Gedankengang verfolgt wie der Patryn. Er sah ihren Blick zu der wolkenverhangenen Stadt wandern, die sich gewaltig auf einer Anhöhe im rückwärtigen Teil der riesigen Höhle räkelte, und er sah, wie sie die Stirn runzelte. Offenbar stand nicht alles zum Besten dort, aber Haplo hatte nur wenige von angeblich denkenden Wesen bevölkerte Orte gesehen, in denen nicht Mißgunst und Unfrieden an der Tagesordnung waren. Allerdings hatte es sich bei den Bewohnern durchweg um Menschen, Elfen oder Zwerge gehandelt. In jener Stadt lebten Sartan, berühmt für ihre Fähigkeit, in Frieden und Harmonie miteinander zu leben. Interessant. Ungemein interessant.

Die kleine Schar ging den leeren Pier zu der Stelle hinunter, an der das Schiff des Herzogs festgemacht hatte. Es bestand aus Eisen und war wie viele andere Schiffe einem Drachen nachgebildet. Erheblich größer als Haplos Elfenschiff, bot es einen furchterregenden Anblick, schon allein wegen des massigen, häßlichen, schwarzen Schädels, der sich aus der Lava reckte. Rote Glut strahlte aus den Augenhöhlen, rotes Feuer loderte in dem aufgerissenen Rachen, die eisernen Nüstern schnoben heißen Dampf.

Vor ihnen marschierte schlurfend die Armee der Toten und hinterließ eine melancholische Spur aus Knochenstücken, Rüstungsteilen und Haarbüscheln. Ein Wiedergänger, kaum mehr als ein Skelett, fiel plötzlich um, als seine Beine im wahrsten Sinne des Wortes nachgaben. Der tote Soldat lag auf dem Pier, ein kümmerlicher Trümmerhaufen aus Knochen und Metall, den Helm in keckem Winkel auf dem fleischlosen Kopf.

Der Herzog und die Herzogin blieben stehen und berieten in hastigem Flüsterton, ob es sich lohnte, das Ding noch einmal in Gang zu setzen. Nein. Die Zeit drängte. Die Toten marschierten weiter. Bei einem Blick über die Schulter glaubte Haplo den

Schemen des Wiedergängers über dem Skelett schweben zu sehen, klagend wie eine Mutter über ihrem toten Kind.

Was mochte die unhörbare Stimme rufen? Flehte sie darum, wieder zu dieser Verhöhnung von Leben erweckt zu werden? Wie schon einmal fühlte Haplo, daß sein Magen sich vor Widerwillen zusammenkrampfte. Er wandte sich ab und verbannte den Gedanken aus seinem Bewußtsein. Als er ein schniefendes Geräusch hörte und zu Alfred schaute, sah er Tränen über dessen Wangen laufen.

Haplo verzog hämisch den Mund, doch er selbst vermochte den Blick nicht von dem erbarmungswürdigen Heer zu lösen. Ein Heer der Sardan. Ihn überfiel eine unerklärliche, quälende Unruhe, als hätte sich in der säuberlich geordneten Welt seiner Vorstellung plötzlich das Unterste zuoberst gekehrt.

»Was für eine Art von Magie treibt dieses Schiff an?« erkundigte sich Haplo, nachdem er das Oberdeck längs und quer abgeschritten hatte, ohne irgendwo Sardan-Magie am Werk gesehen zu haben. Und doch pflügte der eiserne Drache unbeirrt die trägen, rotglühenden Fluten und stieß fauchend mächtige Dampfwolken aus Rachen und Nüstern.

»Keine Magie. Wasser«, antwortete Jonathan. »Dampf, genauer gesagt.« Das Geständnis schien ihm peinlich zu sein, und er begegnete Haplos erstauntem Blick fast mit Trotz. »Früher wurde das Schiff von Magie angetrieben.«

»Ehe die Magie gebraucht wurde, um die Toten zu erwecken und zu erhalten«, bemerkte Alfred und warf einen Blick mitleidigen Grauens auf die Wiedergänger, die in ungeordneten Reihen an Deck Aufstellung genommen hatten.

»Ja, das stimmt.« In der kurzen Zeit, die er ihn kannte, hatte Haplo den jungen Herzog nie so ruhig erlebt. »Und, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch um uns selbst zu erhalten. Ihr beide werdet inzwischen am eigenen Leib erfahren haben, wieviel Magie aufgewendet werden muß, um hier unten zu überleben. Die furchtbare Hitze, die giftigen Dämpfe fordern

ihren Tribut. Wenn wir in der Stadt ankommen, werdet ihr einem unablässigen, ätzenden Regen ausgesetzt sein, der nichts wachsen läßt, sondern alles zerfrißt – Stein, Haut und Fleisch ...«

»Und doch ist dieses Gebiet bewohnbar, verglichen mit den übrigen Regionen dieser Welt«, bemerkte Edmund, während sein Blick auf den von Stürmen aufgewühlten Wolkenmassen über der Stadt ruhte. »Glaubt Ihr vielleicht, wir hätten gleich bei den ersten Anzeichen von Schwierigkeiten aufgegeben? Wir gaben erst auf, als uns keine Hoffnung mehr blieb. Irgendwann ist es soweit, daß nicht einmal die stärkste Runenmagie Leben erhalten kann in einem Reich ohne Wärme, wo das Wasser hart friert wie Fels und ewige Nacht herrscht.«

»Und mit jedem Zyklus, der vergeht«, sagte Jera leise, »schrumpft die Magmasee ein wenig mehr, sinkt die Temperatur in der Stadt. Wir nähern uns unaufhaltsam seinem Zentrum! Das hat mein Vater festgestellt.«

»Ist das wahr?« fragte der Prinz bestürzt.

»Du solltest aufpassen, was du sagst, Liebste«, warnte Jonathan mit gedämpfter Stimme.

»Mein Mann hat recht. Nach dem neuen Edikt ist es Hochverrat, so etwas auch nur zu denken. Doch ja, Hoheit, ich spreche die Wahrheit! Ich und andere, die sind wie ich und mein Vater, wir werden fortfahren, die Wahrheit zu sagen, auch wenn viele sie nicht hören wollen!« Jera hob stolz das Kinn. »Mein Vater beschäftigt sich mit wissenschaftlichen Studien, physikalischen Gesetzen und Eigenschaften, alles Dinge, von denen man behauptet, sie seien unter unserer Würde. Er hätte Nekromant werden können, doch er lehnte mit der Begründung ab, es wäre an der Zeit, daß die Bewohner dieser Welt ihr Augenmerk auf die Lebenden richteten statt auf die Toten.«

Edmund schien diesen Standpunkt zu radikal zu finden. »Bis zu einem gewissen Grad stimme ich mit dieser Auffassung überein, doch ohne unsere Toten – wie könnten wir überleben?

Wir wären gezwungen, unsere Magie für niedrigere Arbeiten zu vergeuden, aber wir brauchen alle Kraft, um uns am Leben zu erhalten.«

»Wenn wir die Toten sterben ließen; wenn wir Maschinen entwickelten wie die, von der dieses Schiff angetrieben wird; und wenn wir arbeiteten und forschten und uns bemühten, mehr über die Ressourcen dieser Welt in Erfahrung zu bringen, würden wir nach meines Vaters Überzeugung nicht nur überleben, sondern es würde uns besser gehen als je zuvor.«

»Liebste, ist es klug, vor Fremden so offen zu sprechen?« mahnte Jonathan erneut. Er war blaß geworden.

»Besser vor Fremden als vor denen, die sich unsere Freunde nennen!« erwiderte Jera verbittert. »Schon vor langer Zeit, sagt mein Vater, hätten wir aufhören sollen, darauf zu warten, daß von den anderen Welten jemand kommt, um uns zu retten. Es ist Zeit, daß wir darangehen, uns selbst zu retten.«

Wie unabsichtlich fiel ihr Blick dabei auf die Fremden. Haplo erwiderte ihn gelassen und ausdruckslos. Er wagte nicht, die Frau aus den Augen zu lassen und Alfred anzusehen, aber das brauchte er auch nicht, um zu wissen, daß der Tropf so schuldig aussah, als stünden die Worte *Ja, ich komme aus einer anderen Welt* auf seiner Stirn geschrieben.

»Und doch seid Ihr, Herzogin, eine Nekromantin geworden«, bemerkte Edmund und brach damit das unbehagliche Schweigen.

»Ja, es ließ sich nicht umgehen«, bestätigte Jera traurig. »Wir sind in einem unentrinnbaren Kreislauf gefangen, vergleichbar der Schlange, die sich nur am Leben erhalten kann, indem sie sich von ihrem eigenen Schwanz ernährt. Nekromanten sind unentbehrlich. Besonders seit unserer Verbannung in die alten Provinzen.«

»Was sind das, die alten Provinzen?« erkundigte sich Edmund, froh über die Gelegenheit, das Gespräch in andere

Bahnen zu lenken, weg von Themen, die ihm gefährlich, wenn nicht gar blasphemisch erschienen.

»Ihr werdet es bald sehen. Die Straße zur Stadt führt mitten hindurch.«

»Vielleicht würde es Euch, Hoheit, und selbstverständlich auch Euch, meine Herren, interessieren, die Maschine zu besichtigen, die das Schiff antreibt?« schlug Jonathan vor, um der unerquicklichen Situation ein Ende zu machen. »Es ist wirklich faszinierend und amüsant.«

Haplo war sofort einverstanden. Jede Information über diese Welt war für ihn wichtig. Auch Edmund nickte, vielleicht dachte er insgeheim daran, daß solche Schiffe ihn und sein Volk in die Lage versetzten, das Todestor zu erreichen. Alfred schloß sich ihnen nur deshalb an, dachte Haplo boshaft, damit er nicht die einmalige Gelegenheit versäumte, kopfüber eine stählerne Treppe hinab in den glühendheißen, finsternen Bauch des Schiffes zu stürzen.

Die Besatzung im Maschinenraum bestand aus Toten, die eine Arbeit fortführten, die sie auch im Leben getan hatten. Haplo erforschte die Geheimnisse von etwas, das als ›Dampfkessel‹ bezeichnet wurde, und bekundete höfliches Erstaunen über eine weitere geniale Konstruktion, ein sogenanntes ›Schaufelrad‹ am Heck, das sich rotglühend in die gleichfalls rotglühende Lava wühlte und das Drachenschiff vorwärtsschob.

Das Ganze erinnerte den Patryn lebhaft an das gewaltige Allüberall, die gigantische, von den Sartan erschaffene und von den Gega auf Arianus gehegte und gepflegte Maschine, deren Zweck niemand kannte, bis der Junge, Gram, die Lösung fand.

Schon vor langer Zeit hätten wir aufhören sollen, darauf zu warten, daß von den anderen Welten jemand kommt, um uns zu retten!

Haplo, der aufs Oberdeck zurückkehrte, war froh darüber, der Hitze und Dunkelheit unten entronnen zu sein. Er dachte an

Jeras Worte. Unwillkürlich mußte er grinsen. Welch erlesene Ironie. Nun war tatsächlich jemand von einer anderen Welt gekommen, wenn auch nicht als Retter – der alte Feind der Sartan, ihr Erbfeind. Wie sein Fürst lachen würde!

Das eiserne Schiff lief in einen Hafen ein, der weit größer und betriebsamer war als der, den sie vor kurzem verlassen hatten. Ständig liefen Schiffe aus, andere legten an. Die ertragreichen neuen Provinzen, erklärte Jonathan seinen Gästen, zogen sich entlang der Küste hin; in einem Abstand, der es ihnen erlaubte, von der Hitze zu profitieren, ohne darunter zu leiden.

Sogleich nach Verlassen des Schiffs übergaben der Herzog und die Herzogin den Oberbefehl über ihre Armee einem anderen Nekromanten, der über den Zustand der Leichen mißbilligend den Kopf schüttelte und sie vor sich hertrieb, um in Ruhe die ärgsten Schäden zu beheben. Das herzogliche Paar freute sich, seiner Schutzbefohlenen ledig zu sein, und unternahm mit seinen Gästen einen kurzen Rundgang durch den Hafen. Haplo gewann den Eindruck, daß Nekropolis trotz Jeras düsterer Worte ein blühendes und reiches Gemeinwesen war.

Sie verließen den Hafen, um zur Überlandstraße zu gelangen, dem direktesten und schnellsten Weg in die Stadt. Doch bevor sie die Straße erreichten, forderte Jera ihre Begleiter auf, stehenzubleiben und sich umzudrehen. Sie wies mit der ausgestreckten Hand auf einen Punkt am Ufer der feurigen See.

»Dort«, sagte sie. »Seht ihr diese drei großen Steine, einer auf dem anderen? Ich habe sie dort aufgestapelt, bevor wir ausgelaufen sind, und zwar so, daß das Magma sie berührte.«

Haplo schaute genauer hin. Er hätte die Hand auf den freien Streifen zwischen Stein und Magma legen können.

»In dieser kurzen Zeitspanne«, fuhr Jera fort, »hat sich die See so weit zurückgezogen. Was wird aus dieser Welt, was wird aus uns, wenn er völlig verschwunden ist?«

Kapitel 15

Überlandstraße, Neue Provinzen, Abarrach

Eine offene Kutsche erwartete den Herzog, die Herzogin und ihre Gäste. Das Gefährt bestand aus derselben Art von Grasgeflecht, mit einem glänzenden Lack überzogen und von so farbenfroher Bemalung, wie Haplo sie in dem kleinen Ort am jenseitigen Ufer aufgefallen war.

»Sehr verschieden von dem Material, das zum Bau Eures Schiffes verwendet wurde«, sagte Jera, während sie einstieg und sich neben Haplo setzte.

Der Patryn schwieg, doch Alfred tappte mit gewohnter Begeisterung in die Falle. »Holz meint Ihr? Ja, Holz ist das übliche Baumaterial in ...« Er merkte, daß er sich verplappert hatte, geriet ins Stottern, aber es war zu spät.

In seiner Vorstellung sah Haplo, erschaffen von den begeisterten Worten des Sartans, die Bäume von Arianus grün und golden in den blauen, sonnendurchtränkten Himmel jener fernen Welt aufragen.

Am liebsten hätte er Alfred bei seinem ausgefransten Hemdkragen gepackt und geschüttelt. Der Ausdruck ihrer Gesichter ließ keinen Zweifel daran, daß Jera und Jonathan dasselbe gesehen hatten; sie betrachteten Alfred mit unverhohlenem Staunen. Schlimm genug, daß diese Sartan wußten oder ahnten, daß sie von einer Welt stammten, die anders war als ihre. Mußte Alfred ihnen *bildlich* vor Augen führen, um wieviel anders?

Alfred schwatzte unaufhörlich weiter, während er steifbeinig in den Wagen kraxelte, als versuchte er, seinen Fehler unter

einem Wortschwall zu begraben, doch wie nicht anders zu erwarten, machte er alles nur noch schlimmer. Haplo schob unauffällig die Stiefelspitze zwischen Alfreds Füße, und prompt verstummte die

näselnde Stimme, als der unbeholfene Sartan der Länge nach über Jeras Schoß fiel.

Der Hund, von dem Tumult in Aufregung versetzt, beschloß, auch seinen Beitrag zu leisten, und kläffte wütend das Zugtier an – ein massiges, bepelztes Geschöpf mit kleinen, schwarzen Augen und drei Hörnern auf dem gewaltigen Schädel. Trotz seiner scheinbaren Schwerfälligkeit war es flink, wie sich zeigte, als eine krallenbewehrte Tatze blitzschnell nach dem Störenfried langte. Der Hund wich geschickt aus, tänzelte zur Seite und stürzte sich voll Wonne auf die Hinterläufe des Gegners.

»He, Pauka! Ruhig! Du, verschwinde!«

Der Kutscher schlug mit der Peitsche nach dem Hund, während er sich gleichzeitig bemühte, die Zügel straff zu ziehen. Das Pauka versuchte, den Kopf nach hinten zu werfen, um seinen Feind ins Blickfeld (und möglichst auch zwischen die Zähne) zu kriegen. Die Insassen der Kutsche wurden hin und her geworfen, und die Kutsche selbst drohte jeden Moment umzukippen.

Haplo sprang zu Boden. Am Nackenfell zerrte er den Hund zurück. Jonathan und Edmund liefen zum Kopf des Paukas.

»Nehmt Euch vor dem Nashorn in acht!« rief Jonathan besorgt dem Prinzen zu.

»Ich kenne mich aus mit diesen Biestern«, rief Edmund zurück, griff in das dicke Fell und schwang sich geschickt auf den breiten Rücken des Paukas. Nachdem er festen Sitz auf dem bockenden, wütend auskeilenden Tier gefunden hatte, gelang es dem Prinzen, das gebogene, spitze Horn oberhalb der Nase zu packen. Mit einem kräftigen Ruck bog er den Kopf des Paukas zurück.

Die kleinen, glitzernden Augen öffneten sich. Das Tier schwenkte den Kopf unwillig von einer Seite zur anderen und hätte den Prinzen beinahe zu Boden geschleudert, doch Edmund klammerte sich mit aller Kraft an das Hörn und riß in einem günstigen Moment wieder den massigen Schädel des Paukas zurück. Er beugte

sich vor, sprach einige beruhigende Worte und klopfte ihm den Hals. Das Pauka schien zu überlegen und warf einen tückischen Blick auf den offenbar vergnügten Hund. Wieder redete der Prinz auf es ein. Das Pauka ließ sich überzeugen und verfiel mit dem Ausdruck beleidigter Würde wieder in seine vorherige Lethargie.

Jonathan stieß einen erleichterten Seufzer aus und eilte zur Kutsche, um nachzusehen, ob einer der Insassen zu Schaden gekommen war. Der Prinz rutschte vom Rücken des Paukas und klopfte ihm begütigend auf den Nacken. Der Wiedergänger hob die Zügel auf, die ihm entglitten waren. Alfred wurde aus seiner würdelosen Stellung befreit, zog beschämt den hochroten Kopf zwischen die Schultern und fand nicht genügend Worte, sich bei der Herzogin zu entschuldigen. Eine kleine Gruppe von Nekromanten, die der kleine Zwischenfall als Zuschauer angelockt hatte, kehrte lustlos zu ihrer Arbeit zurück, die darin bestand, die Toten bei der ihren zu beaufsichtigen. Die Reisenden stiegen in die Kutsche. Das Gefährt rollte auf eisernen Rädern davon, gefolgt von dem Hund, der hechelnd hinterherlief und mit glänzenden Augen in Erinnerungen an den eben erlebten herrlichen Spaß schwelgte.

Von Holz wurde nicht mehr gesprochen, aber Haplo bemerkte, daß Jera ihn häufig ansah und jedesmal den Mund zu einem Lächeln verzog.

»Was für ein üppiges und fruchtbares Land dies ist!« sagte Edmund und betrachtete die Umgebung mit unverhohlenem Neid.

»Die neuen Provinzen, Hoheit«, erklärte Jonathan.

»Land, das durch den Rückgang der Feuersee frei geworden ist«, fügte Jera hinzu. »Oh, es wirft großen Gewinn ab. Aber der flüchtige Gewinn ist schon ein Vorbote unseres Untergangs.«

»Hier wird hauptsächlich Kairngras angebaut«, ergriff der Herzog wieder das Wort. Er merkte, wie unbehaglich der Prinz sich fühlte, und warf seiner Frau einen Blick zu, der sie bat, ihre Gäste nicht mit solchen unerquicklichen Gesprächsthemen in Verlegenheit zu bringen.

Nach einem weiteren Blick unter gesenkten Lidern auf Haplo entschuldigte sich Jera durch einen stummen Händedruck bei ihrem Mann und gab sich von da an alle Mühe, heiter und charmant zu sein. Haplo beobachtete den rasch wechselnden Ausdruck der lebhaften Züge und dachte, daß er nur einmal in seinem Leben eine Frau getroffen hatte, die mit dieser zu vergleichen war. Intelligent, scharfsinnig, schnell entschlossen und tatkräftig, jedoch nie voreilig, wäre sie im Labyrinth jedem Mann eine gute Gefährtin gewesen. Wie schade, daß sie bereits gebunden war.

Was hatte er eben gedacht? Eine Sartan? Wieder sah er vor seinem inneren Auge die friedlichen, reglosen Gestalten in den Kristallsärgen des Mausoleums. Alfred tat mir das an. Er ist schuld. Irgendwie bringt er es fertig, sich in meine Gedanken einzuschleichen. Der Patryn warf dem Sartan einen scharfen Blick zu. Wenn ich ihn dabei erwische, ist er ein toter Mann. Ich brauche ihn nicht mehr.

Doch Alfred kauerte unglücklich in einem Winkel der Kutsche und konnte die Herzogin nicht ansehen, ohne abwechselnd rot und bleich zu werden. Er machte ganz den Eindruck eines Mannes, der nicht einmal fähig war, ohne Hilfe in seine Kleider zu kommen, und doch traute Haplo ihm nicht. Als er den Kopf hob, weil er sich beobachtet fühlte, begegnete er Jeras Blick. Sie schaute ihn an, als könnte sie jeden seiner Gedanken lesen.

Haplo gab vor, mit größtem Interesse das Gespräch zwischen Jonathan und dem Prinzen zu verfolgen.

»Dann baut ihr also hauptsächlich Kairngras hier an?« erkundigte sich Edmund.

Haplo betrachtete die hohen, goldenen Gräser, die sich in den heißen Vektorwinden von der See her neigten. Wiedergänger, die ihrem Aussehen nach erst vor kurzem auferstanden waren, arbeiteten auf den Feldern, schnitten das Gras mit Sicheln und banden es zu Garben, die von anderen Toten auf Handwagen geladen wurden.

»Die Pflanze ist extrem vielseitig«, sagte Jera. »Sie ist unbrennbar, gedeiht in größter Hitze und bezieht ihre Nährstoffe aus dem Boden. Wir verwenden ihre Fasern für nahezu alles – Baumaterial, Kleiderstoff, wir kochen sogar Tee daraus.«

Haplo begriff, daß ihre Erklärungen für Bewohner einer anderen Welt bestimmt waren, Fremde, die sich unter Kairngras oder einem Pauka nichts vorstellen konnten. Nur scheinbar richtete sie ihre Worte an den Prinzen, der, vermutlich von Geburt an mit Kairngras vertraut, sein Erstaunen über die schulmeisterliche Belehrung nicht ganz zu verbergen vermochte, aber zu höflich war, um sich zu äußern.

»Diese Bäume dort drüben sind Lanti. Sie wachsen in der Wildnis, aber wir haben gelernt, sie zu kultivieren. Ihre blauen Blüten sind bekannt als Landspitze und sehr geschätzt als Dekoration. Wunderschön, nicht wahr, Hoheit?«

»Es ist lange her, seit ich einen Lanti zu Gesicht bekommen habe«, erwiderte Edmund mit unüberhörbarer Bitterkeit. »Falls in der Wildnis noch welche überlebt haben sollten, ist es uns verborgen geblieben.«

Ein Stamm, der wie ein aus drei Säulen gedrehter und geflochtener Pfeiler aussah, ragte majestätisch aus dem hohen Kairngras empor, der Wipfel verlor sich in den Nebelschwaden unter der Höhlendecke. Die Zweige, dünn und zerbrechlich, schimmerten silbrigweiß und verwoben sich zu einer dichten, filigranen Krone. Einige trugen Blüten von einem zarten Lichtblau.

Als die Kutsche sich einer Gruppe dieser Bäume näherte, glaubte Haplo zu merken, daß die Luft frischer wurde und ihm das Atmen leichter fiel. Die Runen auf seiner Haut leuchteten weniger hell, ein Zeichen, daß sein Körper weniger Magie aufwenden mußte, um sich vor den schädlichen Einflüssen der Umwelt zu schützen.

»Ja«, sagte Jera, die wieder einmal seine unausgesprochenen Gedanken gelesen zu haben schien, »die Blüten des Lanti haben die einzigartige Eigenschaft, die Gifte aus der Atmosphäre zu filtern und klare, reine Luft zu erzeugen. Deshalb dürfen die Bäume nicht gefällt werden. Einen Lanti zu töten ist ein Verbrechen, das mit der Verbannung ins Nichtsein bestraft wird. Man darf allerdings die Blüten pflücken. Sie gelten als wertvolle Gabe, besonders unter Liebenden.« Sie schenkte ihrem Mann ein zärtliches Lächeln, und er drückte ihre Hand.

»Wenn man hier abbiegt«, Jonathan deutete auf einen schmaleren Weg, der von der breiten Überlandstraße abzweigte, »gelangt man nach Felsengard, dem Besitz meiner Familie. Ich werde zu Hause dringend gebraucht. Die Ernte steht bevor, und obwohl ich meinem auferstandenen Vater die Leitung übertragen habe, vergißt er manchmal seine Pflichten, und dann bleibt alles liegen.«

»Euer Vater ist auch tot?« fragte Edmund.

»Und auch mein älterer Bruder. Deshalb sind Titel und Besitz auf mich überkommen, obwohl mich das Nichts verschlingen soll, wenn ich je Wert darauf gelegt habe oder auch nur mit dem Gedanken gespielt, eines Tages Herzog zu sein. Ich bin nicht sehr tüchtig, fürchte ich«, gestand er mit einer liebenswerten Offenheit, die sehr für ihn einnahm. »Glücklicherweise habe ich jemanden zur Seite, der es ist.«

»Du unterschätzt dich selbst«, tadelte ihn Jera streng. »Das kommt davon, daß du der Jüngste gewesen bist. Er wurde als Kind schrecklich verwöhnt, Hoheit. Nie mußte er etwas tun. Damit ist es jetzt vorbei.«

»Wirklich, du verwöhnst mich überhaupt nicht«, neckte sie der Herzog.

»Was ist mit Eurem Vater und Eurem Bruder geschehen?

Woran sind sie gestorben?« Edmund dachte unzweifelhaft an seinen eigenen, noch nicht lange zurückliegenden Kummer.

»An demselben geheimnisvollen Leiden, dem so viele unseres Volkes zum Opfer fallen«, erwiderte Jonathan in hilflosem Ton. »Eben noch gesund und voller Leben und dann ...« Er zuckte mit den Schultern.

Haplo warf einen durchdringenden Blick auf Alfred. Für jeden, der unzeitig in diese Art von Leben zurückgerufen wird, muß – irgendwo – ein anderer unzeitig sterben.

»Was haben sie getan? Was haben sie getan?« Alfreds Lippen bewegten sich in einer stummen Litanei.

In Anbetracht all dessen, was er bisher gehört und gesehen hatte, begann Haplo allmählich, sich das auch zu fragen.

Die Kutsche ließ die Neuen Provinzen hinter sich, die Felder mit Kairngras und die lieblichen Lantibäume. Ganz allmählich veränderte sich die Landschaft.

Es wurde kälter, die ersten Regentropfen fielen. Wo sie Haplos unbedeckte Haut berührten, leuchteten die schützenden Runen auf. Dichter, grauer Nebel sank herab. Auf Jonathans Befehl hin hielt die Kutsche, der Wiedergänger sprang vom Bock und kam gelaufen, um ein Dach aus festem Tuch über ihnen auszuspannen, das einigen Schutz vor dem Regen bot. Blitze durchzuckten die treibenden Wolken, Donner grollte.

»Diese Region«, erklärte Jera, »nennt man heute die alten Provinzen. Meine Familie lebt hier.«

Das Land war öde, leblos, bis auf einige Reihen dürrtiges Kairngras, das aus dicken Schichten Vulkanasche wuchs, und ein paar blumenähnliche Pflanzen, die ein bleiches, gespenstisches Leuchten verströmten. Und doch waren in dieser Wüste, zwischen Schlacke und Morast, Schnitter dabei, die Ernte einzubringen.

»Was soll das? Was tun sie?« Alfred lehnte sich aus der Kutsche.

»Die alten Toten«, antwortete Jera. »Sie arbeiten auf den Feldern.«

»Aber ...« flüsterte Alfred, von einem Grauen gepackt, das ihm die Kehle zuschnürte, »da *sind* keine Felder!« Wiedergänger in wahrhaft erbarmungswürdigem Zustand führten in dem ätzenden Nieselregen eine schaurige Pantomime auf. Knochenarme schwangen rostige Sicheln oder begnügten sich mit den entsprechenden Bewegungen. Andere Tote, denen das Fleisch von den Knochen faulte, folgten den Schnittern, hoben nicht vorhandene Garben auf und schichteten sie in nicht vorhandene Karren. Von dem grauen Nebel kaum zu unterscheiden, wehten die Schemen über die trostlosen Felder. Oder vielleicht bestand der Nebel, der die Szene verhüllte, aus nichts anderem als den Schemen derer, die unwiderruflich niedergesunken waren, zerfallen, vermodert und sich nie wieder erheben würden.

Haplo schaute in den Nebel und erkannte darin Hände und Arme und Augen. Es griff nach ihm, forderte etwas, wollte zu ihm sprechen. Die Kälte der dichten Schwaden durchdrang Körper und Verstand.

»Nichts gedeiht hier mehr, obwohl dieses Land einst ebenso fruchtbar war wie die neuen Provinzen. Die wenigen Reihen Kairngras, die Ihr seht, wachsen entlang den unterirdischen Kanälen, die das Magma in die Stadt leiten. Die alten Toten, die einst hier lebten und arbeiteten, sind alles, was geblieben ist. Wir haben versucht, sie umzusiedeln, aber sie kehrten immer wieder zu den vertrauten Orten zurück, und schließlich haben wir sie in Frieden gelassen.«

»In Frieden!« wiederholte Alfred bitter.

Jera schien über seine Einstellung verwundert zu sein. »Aber ja. Tut Ihr das nicht mit Euren Toten, wenn sie zu alt werden, um noch von Nutzen zu sein?«

Jetzt kommt's, dachte Haplo, der wußte, daß er Alfred daran hindern sollte, zu sagen, was er gleich sagen würde. Doch er tat es nicht. Er schwieg, verhielt sich still.

»Bei uns gibt es keine Nekromanten«, sagte Alfred mit leiser, vibrierender Stimme. »Unseren Toten erlauben wir auszuruhen von den Mühen des Lebens.«

Die drei in der Kutsche sagten nichts. Sie saßen da wie vor den Kopf geschlagen und betrachteten Alfred mit ebensoviel Entsetzen wie er sie.

»Ihr meint«, sagte Jera, nachdem sie sich erholt hatte, »Ihr überliefert Eure Toten dem Nichtsein?«

»Dem Nichtsein? Das verstehe ich nicht. Was ist das?« Alfred schaute hilflos von einem zum anderen.

»Der Körper verwest, zerfällt zu Staub, während das Bewußtsein darin gefangen ist, unfähig, sich zu befreien.«

»Bewußtsein? Welches Bewußtsein? Diese haben kein Bewußtsein!« Alfred schwenkte die Hand in die Richtung der alten Toten, die längst verödete Felder beackerten.

»Selbstverständlich haben sie ein Bewußtsein! Sie arbeiten, sie verrichten nützliche Tätigkeiten.«

»Wie das Drachenschiff, auf dem wir hergekommen sind, und doch hat es kein Bewußtsein. Eurer Toten bedient ihr euch auf dieselbe Art. Doch ihr habt noch Schlimmeres getan! Viel Schlimmeres!« rief Alfred.

Der Gesichtsausdruck des Prinzen verdüsterte sich von toleranter Neugier zu mühsam beherrschter Verärgerung. Nur die ihm eigene Höflichkeit hinderte ihn daran, etwas zu sagen, von dem er wußte, daß es einen unangenehmen Streit heraufbeschwören würde. Jera runzelte die Brauen, reckte das Kinn vor und straffte die Schultern. Es war offensichtlich, daß ihr heftige Worte auf der Zunge lagen, aber der Herzog faßte nach ihrer Hand und drückte sie beschwichtigend. Alfred bemerkte von all dem nichts, sondern stürzte sich schnurstracks in die frostige, feindselige Stille.

»Unser Volk verfugte über das Wissen, aber von diesen schwarzen Künsten Gebrauch zu machen war aufs strengste verboten. Bestimmt waren Hinweise darauf in den alten Aufzeichnungen enthalten. Sind sie verlorengegangen?«

»Möglicherweise vernichtet«, meldete Haplo sich zum erstenmal zu Wort.

»Und was denkt Ihr, Sir?« verlangte Jera von dem Patryn zu wissen. Der mahnende Händedruck ihres Mannes hatte sie nicht zurückhalten können. »Wie behandelt man bei Eurem Volk die Toten?«

»Mein Volk, Herzogin, ist vollauf damit beschäftigt, die Lebenden am Leben zu halten, ohne sich zusätzlich um die Toten zu kümmern. Und mir scheint, das sollte im Moment auch *unsere* vordringlichste Sorge sein. Ist schon jemandem aufgefallen, daß uns ein Trupp Berittener entgegenkommt?«

Der Prinz setzte sich mit einem Ruck auf und versuchte, einen Blick aus der Kutsche zu werfen. Er sah nichts außer Nebel und Regen und zog rasch wieder den Kopf unter das Dach.

»Woher wollt Ihr das wissen?« fragte er mit größerem Mißtrauen, als er es ihnen bei ihrer ersten Begegnung in der Höhle entgegengebracht hatte.

»Ich habe gute Ohren«, entgegnete Haplo trocken. »Wenn Ihr aufpaßt, könnt Ihr das Klirren des Zaumzeugs hören.«

Tatsächlich war über dem Knarren und Rumpeln ihrer eigenen Kutsche schwach, aber unverkennbar das Klirren von Zaumzeug und ein Stampfen wie von schweren Tatzen auf felsigem Boden zu vernehmen.

Jonathan und seine Frau wechselten erstaunte Blicke. Jera wirkte beunruhigt.

»Es scheint demnach ungewöhnlich zu sein, daß auf dieser Straße Militär unterwegs ist«, meinte Haplo, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Vielleicht eine

Eskorte für Seine Hoheit«, sagte Jonathan. Ihm war anzusehen, wie er sich über die plötzliche Eingebung freute.

»Ja, so wird es sein. Ganz sicher«, Stimme Jera aufatmend zu, doch niemand ließ sich täuschen.

Edmund lächelte trotz der bösen Vorahnungen, die er vielleicht hatte.

Wind kam auf, der Nebel zerflatterte. Der Reitertrupp war mittlerweile näher gekommen. Es waren Tote, neue Tote in ausgezeichneter Verfassung. Beim Anblick der Kutsche machten sie halt, fächerten auseinander und sperrten die Straße. Jonathan gab hastig einen Befehl, und auch die Kutsche hielt an. Das Pauka schnaubte und schüttelte den Kopf, als es die Reittiere der Soldaten witterte, echsenähnliche Kreaturen, häßlich und mißgestaltet. Zwei Augen an jeder Kopfseite bewegten sich unabhängig voneinander und vermittelten den Eindruck, daß sie in alle Richtungen gleichzeitig sehen konnten. Der Körperbau war ungeschlachtet und plump, mit auffallend kräftigen Hintergliedmaßen und einem dicken Stachelschwanz.

»Truppen des Herrschers«, sagte Jera mit gedämpfter Stimme. »Nur seine Garde hat das Privileg, auf Sumpfdrahen zu reiten. Und der Mann in den grauen Gewändern an der Spitze ist der Kanzler, des Herrschers rechte Hand.«

»Und die schwarzgekleidete Gestalt hinter ihm?« »Der Armeenökromant.«

Der Kanzler sprach einige Worte zu dem Hauptmann, der sein Reittier nach vorn trieb.

Sofort wurde das Pauka unruhig. Es grunzte und drängte zurück. Die faulige Ausdünstung des Drahen schien ihm zu mißfallen.

»Steigt bitte aus der Kutsche«, befahl der Hauptmann.

Jera sah ihre Gäste an. »Es wird das beste sein«, meinte sie entschuldigend.

Einer nach dem anderen stiegen sie aus; der Prinz reichte der Herzogin wohlherzogen die Hand. Alfred verfehlte einen der beiden Tritte und wäre fast in einen morastigen Tümpel gestürzt. Haplo hielt sich unauffällig im Hintergrund. Mit einem Wink rief er den Hund zu sich.

Die glasigen Augen des Wiedergängers musterten sie ausdruckslos, der Mund formte die Worte, die zu sprechen der Kanzler ihm aufgetragen hatte.

»Ich reite im Namen des Herrschers von Abarrach, Herrscher von Kahn Nekros, Regent der alten und neuen Provinzen, König von Felsengard, König von Salfag, König von Thebis und Lehnsherr von Kairn Telest.«

Eine dunkle Röte überzog Edmunds Gesicht, als er sein eigenes Königreich in der Reihe der Vasallenstaaten genannt hörte, doch er schwieg. Der Wiedergänger fuhr fort.

»Ich suche nach einem, der sich König von Kairn Telest nennt.«

»Ich bin der Prinz von Kairn Telest«, meldete sich Edmund stolz zu Wort. »Der König, mein Vater, ist tot, aber auferstanden. Aus diesem Grund bin ich an seiner Statt gekommen«, fügte er an den diensthabenden Nekromanten gerichtet hinzu, der daraufhin mit dem schwarzverhüllten Kopf nickte.

Der tote Hauptmann jedoch war aus dem Konzept gebracht. In seinen Anweisungen war nicht die Rede von neuen Informationen. Der Kanzler gab ihm zu verstehen, daß der Prinz als Stellvertreter des Königs gekommen war, und mit neuer Zuversicht sprach der Hauptmann weiter.

»Seine allergnädigste Majestät haben mich beauftragt, den König ...«

»Den Prinzen«, warf der Kanzler geduldig ein. »... von Kairn Telest unter Arrest zu stellen.«

»Mit welcher Begründung?« Edmund trat vor, schenkte jedoch dem Toten keine Beachtung, sondern starrte mit finster gerunzelten Brauen den Kanzler an.

»Die Reiche Thebis und Solfag betreten zu haben, die nicht zu seinem Staatsgebiet gehören, ohne die Erlaubnis des Herrschers, die Grenzen zu überschreiten ...«

»Diese sogenannten Reiche sind unbewohnt! Und weder ich noch mein Vater hatten je auch nur die leiseste Ahnung von der Existenz dieses ›Herrschers!«

Der Tote hatte die Unterbrechung vielleicht gar nicht wahrgenommen. »... des weiteren hat der Genannte ohne Grund die Stadt Glückshafen angegriffen, die friedlichen Bürger vertrieben und geplündert ...«

»Das ist eine Lüge!« schrie Edmund. Der Zorn hatte die Vernunft besiegt.

»In der Tat ist es eine Lüge!« rief auch Jonathan hitzig. »Meine Frau und ich kommen soeben aus Glückshafen. Wir können bezeugen, daß Prinz Edmund die Wahrheit sagt!«

»Seine allergnädigste Majestät werden mit Freuden bereit sein, sich Eure Darstellung des Sachverhalts anzuhören, Herzog Felsengard. Herzogin. Man wird Euch benachrichtigen, wenn er geruht, Euch zu empfangen«, erklärte der Kanzler.

»Wir begleiten Seine Hoheit zum Palast«, sagte Jonathan bestimmt. »Das wird nicht nötig sein. Seiner Majestät hat Euren Bericht erhalten, Herzog. Wir bedauern, für den Transport der Gefangenen zur Stadt auf Euren Wagen angewiesen zu sein, aber sobald wir angelangt sind, habt Ihr die Erlaubnis Seiner Majestät, Euch auf Eure Besitzungen zu begeben.«

»Aber ...« Jonathan rang fassungslos nach Worten. Diesmal war es an seiner Frau, ihn zur Vorsicht zu mahnen.

»Liebster, denk an die Ernte«, erinnerte sie ihn.

Er sagte nichts mehr und versank in brütendes Schweigen.

»Und jetzt, bevor wir unsere Reise fortsetzen«, meinte der Kanzler verbindlich, »wird Seine Hoheit, der Prinz, Verständnis

zeigen und mir die Kühnheit verzeihen, wenn ich ihn bitten muß, mir seine Waffe auszuhändigen. Und die seiner Gefährten ebenfalls. Ich ...«

Die graue Kapuze, die das Gesicht des Kanzlers verbarg, wandte sich zum erstenmal in Haplos Richtung. Die Stimme brach, die Bewegung des Kopfes erstarrte, der Stoff der Kapuze erzitterte wie unter einem heftigen Atemzug.

Die Runen auf der Haut des Patryns brannten. *Was jetzt!* fragte er sich und spannte die Muskeln unter dem plötzlichen Anhauch von Gefahr. Der Hund, der sich gelangweilt auf der Straße ausgestreckt hatte, sprang auf und stieß ein kehliges Knurren aus. Eins der Augen des Sumpfdraehen drehte sich in die Richtung des kleinen Tiers. Die rote Zunge der Echse schnellte vor und zurück.

»Ich habe keine Waffen«, antwortete Haplo und hob die Hände. »Ich auch nicht«, schloß Alfred sich ihm mit einer kleinen und furchtsamen Stimme an, obwohl ihn niemand gefragt hatte.

Der Kanzler schüttelte sich wie ein Mann, der unversehens aus einem Schlummer auffährt, in den er ohne es zu wollen gesunken ist. Mit sichtbarer Anstrengung wandte der verhüllte Kopf sich wieder dem Prinzen zu, der bewegungslos abgewartet hatte.

»Euer Schwert, Hoheit. Niemand tritt in Waffen vor das Angesicht des Herrschers.«

Edmunds Haltung verriet Trotz. Herzog und Herzogin hielten den Blick gesenkt. Sie wollten ihn nicht beeinflussen, doch hofften sie offensichtlich, daß er sich fügte. Haplo war sich nicht im klaren darüber, was er hoffen sollte. Der Patryn war von seinem Gebieter ermahnt worden, sich keinesfalls ohne triftigen Grund in kriegerische Auseinandersetzungen einzumischen, aber der Herrscher des Nexus hatte vermutlich auch nicht damit gerechnet, daß sein Vasall in die Hände eines Sartanfürsten fallen könnte!

Mit plötzlicher Entschlossenheit griff Edmund nach dem Schwertgurt, nahm ihn ab und reichte ihn mitsamt der Waffe dem toten Hauptmann. Der Offizier nahm ihn mit höflichem Ernst entgegen und salutierte dankend. Bleich vor gekränktem Stolz und gerechtem Zorn stieg der Prinz in die Kutsche, setzte sich und blickte unbewegt über die verkarstete Landschaft.

Jera und ihr Mann wagten es nicht, Edmund anzuschauen, der nun glauben mußte, sie hätten ihn in eine Falle gelockt. Mit abgewandten Gesichtern stiegen sie wortlos in die Kutsche, nahmen wortlos ihre Plätze ein. Alfred sah Haplo an, schüchtern, fragend, als wartete er darauf, daß man ihm sagte, was er tun sollte! Wie der Mann es fertiggebracht hatte, auf sich allein gestellt so lange zu überleben, überstieg Haplos Vorstellungsvermögen. Er deutete mit einer schroffen Kopfbewegung auf die Kutsche, und gehorsam erklimm Alfred straukelnd die beiden Stufen, stolperte über jedermanns Füße und fiel mehr auf seinen Platz, als daß er sich hinsetzte.

Haplo war der letzte. Er bückte sich, um den Hund zu streicheln, und richtete den Kopf des Tieres auf Alfred.

»Bleib bei ihm«, befahl er so leise, daß ihn niemand hören konnte, außer dem Hund. »Was immer mir zustoßen sollte, bleib bei ihm und paß auf ihn auf.«

Der Patryn stieg ein. Der tote Hauptmann ergriff die Zügel des Paukas und trieb das knurrende, brummende Tier an. Widerwillig setzte es sich in Bewegung, und die Kutsche rollte der Stadt entgegen – Nekropolis, der Stadt der Toten.

Kapitel 16

Nekropolis, Abarrach

Nekropolis war am Fuß der Wände der Kairn⁸ erbaut, nach der man das Reich benannt hatte. Die Kairn, eine der größten und ältesten von Abarrach, war immer bewohnt gewesen, aber erst in jüngerer Zeit zu einem größeren Zentrum herangewachsen. In den ersten Jahren der Besiedelung übten die gemäßigten Zonen dichter an der Oberfläche des Planeten größere Anziehungskraft aus, und damals entstanden die Städte ›zwischen Feuer und Eis‹. Die Sartan hatten Abarrach mit Überlegung geplant, als sie darangingen, kraft ihrer Magie durch eine Teilung, den vier Elementen entsprechend, die Welt zu retten. Um so erstaunlicher, daß ein derart vielversprechender Plan derart tragisch fehlgeschlagen war, grübelte Alfred während der bedrückenden, von düsterem Schweigen geprägten Fahrt zur Stadt.

Selbstverständlich, überlegte er weiter, war diese Welt ursprünglich ebensowenig wie die drei anderen bestimmt gewesen, unabhängig zu existieren. Der Plan sah vor, daß sie zusammenwirkten. Irgend etwas mußte grundlegend fehlgeschlagen sein. Das Zusammenwirken mißlang, es gab keine Kommunikation, die Welten blieben sich selbst überlassen.

⁸ Kairn ist ein Sartanwort und bedeutet Höhle, Grotte, eine Umdeutung des Zwergenwortes cairn = Steinhaufen, Steinhügel, Grabhügel. Es ist interessant festzustellen, daß die Sprache der Sartan ursprünglich über kein Wort für Höhle verfügte und sie nach der Besiedlung Abarrachs gezwungen waren, einen Begriff aus der Zwergensprache zu entlehnen.

Aber den Nichtigen auf Arianus war es gelungen, sich den harten Lebensbedingungen anzupassen, zu überleben und sogar zu gedeihen – oder sie würden gedeihen, wenn Hader und Mißgunst untereinander sie nicht immer wieder dezimierten. Die Sartan hingegen hatten sich auf Arianus nicht halten können. Angesichts dessen, was er hier vorgefunden hatte, mußte Alfred sich zu seinem größten Schmerz eingestehen, wäre es besser gewesen – viel besser –, sie wären auch in dieser Welt ausgestorben.

»Die Hauptstadt Nekropolis«, verkündete der Kanzler und stieg unbeholfen aus dem Sattel seines Sumpfdrachen. »Ich fürchte, daß wir von hier an zu Fuß gehen müssen. Innerhalb der Stadtmauern sind keine Tiere erlaubt. Auch keine Hunde.« Er starrte mißbilligend auf Haplos vierbeinigen Begleiter.

»Der Hund kommt mit«, sagte Haplo kurz.

»Ihr könntet ihn bei uns lassen«, bot Jera schüchtern an. »Wird er hierbleiben, wenn Ihr es ihm befiehlt? Wir nehmen ihn dann mit auf unsere Besitzungen.«

»Er würde bleiben, aber er wird nicht.« Haplo stieg aus der Kutsche und piff den Hund zu sich. »Wo ich hingeh, geht auch er hin.«

»Das Tier ist außerordentlich gut erzogen«, versuchte Jera zu vermitteln und wandte sich an den Kanzler, nachdem sie und ihr Gemahl ebenfalls ausgestiegen waren. »Ich bürgе dafür, daß er kein Unheil anrichten wird.«

»Das Gesetz ist eindeutig: Kein Tier innerhalb der Stadtmauern«, wiederholte der Kanzler. Seine Züge waren wie aus Stein gemeißelt und von hochmütiger Schärfe. »Eine Ausnahme bildet nur das Vieh auf dem Markt, und selbst das muß innerhalb der vorgegebenen Frist geschlachtet sein. Und wenn Ihr Euch nicht freiwillig unseren Gesetzen beugen wollt, Sir, dann mit Gewalt.«

»Na«, meinte Haplo und strich über die runenbedeckte Haut an seinen Händen, »das dürfte interessant werden.«

Alfred wurde immer beklommener zumute. Er ahnte, welche besondere Verbindung zwischen dem Hund und Haplo bestand, und sah keinen Ausweg aus dieser verzwickten Lage. Haplo würde sich eher von seinem Leben trennen als von dem Tier, und sein Gesichtsausdruck verriet deutlich, daß er darauf brannte, kämpfen zu können.

Verständlich. Endlich Auge in Auge mit dem Feind, der schuld war, daß sein Volk seit tausend Jahren in einem grausamen Gefängnis schmachtete. Einem Feind, der offenkundig degeneriert war – und nicht nur im Hinblick auf seine magischen Fähigkeiten! Aber die Toten. War der Patryn den Toten gewachsen? In der Höhle hatte er sich ohne Gegenwehr ergreifen lassen. Alfred erinnerte sich an den schmerzverzerrten Ausdruck auf seinem Gesicht und kannte Haplo gut genug, um zu wissen, daß nur wenige den Patryn je so hilflos erlebt hatten. Doch vielleicht war er jetzt besser gerüstet; vielleicht hatte die Magie seines Körpers sich den neuen Bedingungen angepaßt.

»Ich habe keine Zeit für solchen Unsinn«, bemerkte der Kanzler frostig. »Wir sind ohnehin verspätet. Hauptmann, erledigt das.«

Der Hund, der dem Gerede kein Interesse abzugewinnen vermochte, hatte der Versuchung nicht widerstehen können, wieder nach den Läufen des Paukas zu schnappen. Haplos ungeteilte Aufmerksamkeit galt dem Kanzler, deshalb war er unfähig zu verhindern, daß der Hauptmann der Garde sich bückte, das Tier packte und in hohem Bogen durch die Luft schleuderte, in einen Pfuhl mit brodelndem Schlamm.

Der Hund stieß einen grellen, schmerzerfüllten Schrei aus. Er ruderte verzweifelt mit den Vorderpfoten, die braunen Augen hafteten in vertrauensvollem Flehen an seinem Herrn.

Haplo stürzte zu ihm hin, aber der Schlamm war zäh und kochendheiß. Bevor der Patryn etwas tun konnte, wurde das Tier in die Tiefe gesogen und versank spurlos.

Jera schluchzte auf und barg das Gesicht an der Brust ihres Mannes. Jonathan, entsetzt und schockiert, starrte den Kanzler fassungslos an. Der konnte einen zornigen Ausruf nicht unterdrücken.

Haplo wurde von berserkerhafter Wut übermannt.

Die Runen auf seiner Haut erwachten zu gleißendem Leben, strahlendblau und tiefrot. Das Leuchten durchdrang seine Kleidung; unter dem Hemdstoff waren deutlich die Sigel an seinen Armen zu erkennen. Das Lederwams verbarg die Runen auf Brust und Rücken, die Hose aus Leder die Tätowierungen an seinen Beinen, aber so groß war die Macht der Runen, daß eine flimmernde Aura aus Licht ihn umhüllte. Stumm und entschlossen warf Haplo sich auf den Wiedergänger, der die Gefahr erkannte und sein Schwert zog.

Haplos Ansprung trug ihn zu seinem Feind, bevor dieser das Schwert halb aus der Scheide gezogen hatte. Doch kaum berührten die zum Würgegriff gekrümmten Finger das tote Fleisch, als weiße Blitze aufzuckten und flackernd die Leiber der beiden Kontrahenten umtanzten. Haplo brüllte vor Schmerz, als die Gewalt der Entladung ihn zurückschleuderte; seine Arme und Beine zuckten wie im Krampf. Haltlos prallte er mit dem Rücken gegen die Seitenwand der Kutsche, wo er stöhnend zu Boden glitt und scheinbar besinnungslos in der weichen Asche liegenblieb, die die Straße bedeckte.

Beißender Schwefelgeruch erfüllte die Luft. Sämtliche Umstehenden hätten ebensogut von demselben Schlag getroffen worden sein können, denn keiner von ihnen regte sich. Nur der Wiedergänger brachte gleichmütig die angefangene Bewegung zu Ende, zog das Schwert und richtete den Blick, einen Befehl erwartend, auf den Kanzler.

Der Kanzler starrte mit weit aufgerissenen Augen auf Haplo, auf die Aura der Runen, die jetzt erst allmählich zu verblassen begann. Er leckte sich über die trockenen Lippen.

»Tötet ihn«, kam der Befehl.

»Wie?« fragte Alfred mit bebender Stimme.

»Ihn töten? Weshalb?«

»Weil«, sagte Jera leise und legte Alfred beruhigend die Hand auf den Arm, »es viel leichter ist, von einem Toten Informationen zu erhalten als von einem Lebenden, der sie nicht preisgeben will. Still, es gibt nichts, was Ihr tun könnt.«

»Aber ich kann etwas tun!« meldete Edmund sich entschlossen zu Wort. »Ich lasse es nicht zu, daß man vor meinen Augen einen Wehrlosen ermordet!« Er setzte sich in Bewegung, offenbar in der Absicht, den Toten an seiner abscheulichen Tat zu hindern.

Der Hauptmann ließ sich nicht beirren, sondern hob nur befehlend die wächserne Hand. Zwei seiner Leute beeilten sich zu gehorchen. Sie bemächtigten sich des Prinzen und hielten ihn mit geübtem Griff fest, so daß er die Arme nicht mehr bewegen konnte. Edmund kämpfte vergeblich darum, sich zu befreien.

»Einen Augenblick, Hauptmann«, befahl der Kanzler. »Hoheit, ist dieser Mann mit den seltsamen Zeichen auf der Haut ein Bürger von Kairn Telest?«

»Ihr wißt genau, daß es nicht so ist«, antwortete Edmund. »Er ist ein Fremder. Ich bin ihm erst heute in Glückshafen begegnet. Doch er hat nichts getan und mußte einen treuen Gefährten eines entsetzlichen Todes sterben sehen. Ihr habt ihn für seine Kühnheit bestraft. Laßt es damit genug sein!«

»Euer Hoheit«, meinte der Kanzler, »Ihr seid ein Narr. Hauptmann, tut Eure Pflicht.«

»Wie ist es möglich, daß mein Volk – *mein Volk* diese furchtbaren Verbrechen begeht?« sagte Alfred stammelnd zu sich selbst und rang die Hände, als wolle er sich die Antworten aus seinem eigenen Fleisch pressen. »Stünde ich hier inmitten von Patryn, ja, dann könnte ich es begreifen. Sie waren die Herzlosen, die Ehrgeizigen, die Grausamen ... Wir – wir waren das Gegengewicht. Unsere weiße Magie gegen ihre schwarze.

Gut gegen Böse. Aber ich sehe in Haplo ... In Haplo habe ich Gutes gesehen. Und jetzt sehe ich Böses in den Sartan, Angehörigen meines Volkes. Was soll ich tun? Was soll ich tun?«

Die Antwort fiel ihm nicht schwer: in Ohnmacht fallen.

»Nein!« Alfred wehrte sich fahrig gegen die zur Gewohnheit gewordene Schwäche. Ihm drohte, schwarz vor Augen zu werden. »Handeln! Muß handeln. Das Schwert. Das ist es. Das Schwert festhalten.«

Der Sartan stürzte sich auf den Hauptmann der Garde.

Nun ja, er war guten Willens. Leider stürzte sich nur ein *Teil* von ihm auf den Hauptmann der Garde. Alfreds obere Hälfte führte den mutigen Entschluß getreulich aus, die untere Hälfte rührte sich nicht. Er schlug der Länge nach hin, genau auf den Patryn.

Aus nächster Nähe schaute er ihm ins Gesicht und sah Haplos Lider zucken.

»Du hast es mal wieder geschafft!« zischte der Patryn aus dem Mundwinkel. »Nun ist alles verdorben! Geh runter von mir!«

Entweder bemerkte der Wiedergänger nicht, daß er jetzt zwei Delinquenten vor sich hatte, oder er glaubte, Zeit zu sparen, indem er gleich beide exekutierte.

»Ich – ich kann nicht!« Alfred war steif vor Angst, unfähig, sich zu bewegen. Wie von fremden Mächten gezwungen, hob er den Blick und sah die rasiermesserscharfe, wenn auch leicht angerostete Klinge niederfahren.

Der Sartan stieß die erste Runensilbe hervor, die ihm in den Sinn kam.

Der tote Hauptmann war ein tapferer und ehrenhafter Soldat gewesen, bei seinen Männern beliebt und geachtet. Er hatte in

der Schlacht des Pfeilers von Zembar⁹ durch einen Schwertstoß in den Leib das Leben verloren. Die schreckliche Wunde war noch zu sehen, ein großes, mittlerweile schwarz verkrustetes Loch im Bauch.

Alfreds Runengesang schien den verhängnisvollen Todesstoß nochmals zu führen.

Für den Bruchteil einer Sekunde flackerte Leben in den toten Augen. Das gut erhaltene Gesicht des Wiedergängers verzerrte sich vor Qual, das Schwert entglitt seiner Hand, die instinktiv an den zerrissenen Leib griff. Ein lautloser Schrei kam von blauen Lippen.

Der Wiedergänger krümmte sich. Die bestürzten Zuschauer sahen, wie die Hände sich um die unsichtbare Klinge eines gleichfalls unsichtbaren Angreifers krampften. Dann schien es ihm gelungen zu sein, das Schwert aus der Wunde zu reißen. Mit einem letzten, unhörbaren Stöhnen sank der Wiedergänger zu Boden. Er stand nicht auf, er machte keine Anstalten, seinen Befehl auszuführen. Der Hauptmann lag auf dem aschebedeckten Boden, tot.

Niemand bewegte sich oder sprach ein Wort. Der Kanzler faßte sich als erster.

»Ruft ihn ins Leben zurück!« befahl er der Hofnekromantin und deutete auf den Hauptmann.

Die Nekromantin eilte herbei. Die Kapuze war ihr vom Kopf geglitten, aber sie achtete nicht darauf.

Sie fing an, die Runen zu singen.

⁹ Vermutlich entscheidendes Gefecht während der Rebellion der Bevölkerung von Thebis, die sich weigerte, ein Drittel ihrer Ernte als Steuer an den Herrscher abzuführen. Thebis wurde geschlagen, was mit einiger

Sicherheit den Niedergang des einstmals mächtigen Stadtstaats zur Folge hatte. Unvoreingenommene Historiker weisen darauf hin, daß die Steuerlast zwar unverhältnismäßig groß erscheinen mag, man in Thebis allerdings keine Bedenken hatte, von dem Herrscher und den Einwohnern von Nekropolis eine Gebühr von fünfzig Ballen Kairngras zu erheben pro Inanspruchnahme des Pfeilers von Thebis, der Nekropolis mit dem lebensnotwendigen Wasser versorgte.

Nichts geschah. Der Hauptmann regte sich nicht.

Die Nekromantin holte tief Atem. Ihre Augen weiteten sich erst vor Überraschung, dann verengten sie sich zornig. Sie begann erneut, aber die Beschwörung erstarb ihr auf den Lippen.

Der Schemen des Wiedergängers erhob sich zwischen der Nekromantin und dem Körper, aus dem man ihn vertrieben hatte.

»Hinfort!« befahl die Magierin und bewegte die Hand, als wollte sie den Rauch eines Feuers zur Seite fächeln.

Der Schemen ließ sich nicht vertreiben, statt dessen ging mit ihm eine Verwandlung vor. Nicht länger war es ein zerfließender Schatten, sondern hatte die Gestalt eines Mannes, der der Nekromantin in der Haltung gelassener Würde gegenüberstand. Alle, die in atemloser Ehrfurcht Zeugen des Geschehens waren, begriffen, daß sie den Hauptmann vor sich sahen, wie er im Leben gewesen war.

Der Schemen des Mannes schaute die Nekromantin an, und die Zuschauer sahen oder glaubten zu sehen, wie er in entschiedener Weigerung den Kopf schüttelte. Er kehrte seinem Leichnam den Rücken und ging davon, und es schien, daß ein lautes, unsäglich trauriges Wehklagen aus dem Nebel ringsum erscholl, ein Wehklagen, das erfüllt war von Neid.

Oder war es der Wind, der zwischen den Felsen heulte?

Die Nekromantin starrte dem sich entfernenden Schemen mit offenem Mund hinterher. Als die Gestalt verschwunden war, wurde sie sich der Umstehenden bewußt und klappte den Mund zu.

»Weg mit Schaden!« Sie beugte sich über den Leichnam, wiederholte die Runen und fügte entnervt hinzu: »Steh auf, verdammt!«

Der Leichnam tat nichts dergleichen.

Das Gesicht der Nekromantin lief rot an. Sie versetzte dem Leichnam einen Fußtritt. »Steh auf! Kämpfe! Tu, was man dir befiehlt!«

»Aufhören!« rief Alfred zornig, während er sich aufrappelte.
»Aufhören! Laßt den Mann ruhen!«

»Was habt Ihr getan?« Die Nekromantin fuhr zu ihm herum.
»Was habt Ihr getan? Was habt Ihr getan?«

Erschreckt wich Alfred zurück und stolperte über Haplos Füße. Der Patryn stöhnte auf und bewegte sich.

»Ich – ich weiß es nicht!« Alfred stand mit dem Rücken zur Kutsche und schaute hilflos um sich.

Die Nekromantin folgte ihm Schritt für Schritt. »Was habt Ihr getan?« fuhr sie ihn an. Ihre Stimme steigerte sich zu einem schrillen Diskant.

»Die Prophezeiung!« Jera ergriff die Hand ihres Mannes.
»Die Prophezeiung!«

Die Nekromantin hörte sie und unterbrach ihren Wortschwall. Sie musterte Alfred aus schmalen Augen, dann richtete sie den Blick fragend auf den Kanzler. Er wirkte benommen.

»Warum steht er nicht auf?« verlangte er heiser zu wissen und schien die Augen nicht von der Leiche abwenden zu können.

Die Nekromantin biß sich auf die Lippe und schüttelte den Kopf, dann ging sie zu ihm, um halblaut, drängend auf ihn einzureden.

Jera nutzte die Gelegenheit, um dem Patryn zu Hilfe zu eilen, doch während sie sich um ihn bemühte, blieben ihre grünbraunen Augen in stummer Frage auf den hilflos stammelnden Alfred gerichtet.

»Ich – ich weiß es doch nicht!« rief er aus und dämpfte erschrocken gleich wieder die Stimme. »Wirklich, ich habe keine Ahnung. Es ging alles so schnell. Und – ich hatte Angst! Das Schwert ...« Er schüttelte sich, als ihn ein Kälteschauer

überlief. »Ich bin nicht sehr mutig, wißt Ihr. Meistens werde ich werde ich ohnmächtig. Fragt ihn.« Er deutete mit dem zitternden Finger auf Edmund. »Als seine Männer uns gefangennahmen, bin ich in Ohnmacht gefallen! Diesmal wäre es auch passiert, aber ich habe mich gewehrt. Als ich das Schwert sah, habe ich die erstbesten Worte gesprochen, die mir eingefallen sind! Für mein Leben nicht könnte ich mich erinnern, was ich gesagt habe!«

»Für mein Leben nicht!« Die Nekromantin, die neben dem Kanzler stand, maß Alfred mit drohenden Blicken. »Nein, aber nach deinem Tod wirst du dich sehr schnell daran erinnern. Die Toten, müßt Ihr wissen, lügen niemals und verschweigen nichts.«

»Ich sage die Wahrheit«, verteidigte sich Alfred eingeschüchtert. »Und ich bezweifle, daß mein Leichnam dem viel hinzufügen könnte.«

Haplo stöhnte erneut, fast wie als Erwiderung auf Alfreds Behauptung.

»Wie geht es ihm?« erkundigte sich Jonathan.

Jera strich mit den Fingerspitzen über die Runen auf Haplos Haut. »Ich glaube, ihm ist nichts weiter geschehen. Die Sigel scheinen das Ärgste abgehalten zu haben. Sein Herz schlägt regelmäßig und ...«

Haplos Hand schloß sich unvermittelt mit festem Griff um ihre Finger. »Faß mich nie wieder an!« flüsterte er rauh.

Jera errötete und biß sich auf die Lippen »Es tut mir leid. Ich wollte nicht ...« Sie versuchte sich zu befreien. »Ihr tut mir weh.«

Haplo stieß sie von sich und kam aus eigener Kraft auf die Füße, obwohl er gezwungen war, sich haltesuchend an die Kutsche zu lehnen. Jonathan kam herbei, um seiner Frau zur Seite zu stehen.

»Wie könnt Ihr es wagen, sie so zu behandeln?« Die Augen des jungen Herzogs funkelten erbost. »Sie hat nur versucht zu helfen ...«

»Schon gut. Liebster«, unterbrach ihn Jera. »Ich verdiene den Vorwurf. Ich hatte nicht das Recht. Vergebt mir, Sir.«

Haplo nickte. Augenscheinlich war er längst nicht wieder bei Kräften, doch er begriff, daß ihre Lage sich keineswegs gebessert hatte.

Wenn überhaupt, dachte Alfred, hat sie sich verschlechtert.

Der Kanzler gab seinen Truppen neue Instruktionen. Soldaten kreisten den Prinzen und seine Begleiter ein und trieben sie zusammen.

»Was, im Namen des Labyrinths, hast du angerichtet?« zischte Haplo, als er dicht an den unglücklichen Alfred gedrückt wurde.

»Er hat die Prophezeiung erfüllt!« erklärte Jera mit gesenkter Stimme.

»Prophezeiung?« Haplo blickte von einem zu anderen. »Was für eine Prophezeiung?«

Doch Jera schüttelte nur den Kopf. Sie rieb sich die gequetschten Finger und wandte sich ab. Ihr Mann legte beschützend den Arm um sie.

»Welche Prophezeiung?« Haplo wandte sich aufgebracht an den Sartan. »Was hast du mit dem Kerl angestellt?«

»Das«, antwortete Alfred und schaute betrübt auf den Leichnam des Hauptmanns.

Haplo folgte seinem Blick, doch schien er nicht gleich zu begreifen, was er davon halten sollte.

»Ich habe ihn getötet«, fügte Alfred erklärend hinzu. »Er wollte dich umbringen ...«

»Also hast du einen toten Mann getötet, um mir das Leben zu retten. Das paßt. Aber ...« Haplo verstummte, starrte die Leiche an, dann Alfred. »Habe ich recht gehört – du hast ihn ›getötet?«

»Ja. Er ist tot. *Ganz* tot.«

Die Augen des Patryns wanderten von Alfred zu der zornigen Nekromantin, der scharfäugigen Gräfin und zu dem wachsamem, mißtrauischen Prinzen.

»Ich wollte es nicht«, meinte Alfred entschuldigend. »Ich hatte nur solche Angst.«

»Wachen! Trennt die Gefangenen!« Der Kanzler streckte befehlend die Hand aus, und zwei tote Soldaten beeilten sich, Haplo und Alfred auseinanderzutreiben. »Keine Unterhaltung! Es darf keiner mit dem anderen sprechen. Herzog, Herzogin.« Er neigte den Kopf vor Jonathan und seiner Frau. »Ich fürchte, dieser Zwischenfall ändert einiges. Seine Majestät wird auch mit Euch sprechen wollen. Wachen, zum Palast.«

Der Kanzler und die Nekromantin schritten auf das Tor in der Stadtmauer zu. Die toten Soldaten formierten sich zu einzelnen Gruppen, jede mit einem Gefangenen in der Mitte, und setzten sich in Marsch.

Alfred sah den Patryn einen flüchtigen Blick auf den Schlammpfuhl werfen, in dem sein treuer Hund versunken war. Haplos Lippen preßten sich zu einem schmalen Strich zusammen, harte Augen blinzelten hastig. Dann traten die Wachen dazwischen und verdeckten Alfred die Sicht.

Ein Moment der Verwirrung folgte. Edmund schlug die kalten Hände der Toten weg und erklärte, daß er die Stadt als Prinz betreten würde, nicht als Gefangener. Erhobenen Hauptes schritt er durch das Tor, während seine Bewacher unschlüssig hinterhergingen.

Jera machte sich die Ablenkung zunutze, um dem Lenker ihrer Kutsche in drängendem Flüsterton Anweisungen zu geben. Der Wiedergänger nickte, drehte den Kopf des Paukas in Richtung Heimat und führte das Tier auf eine Straße, die anfänglich in einiger Entfernung parallel zur Stadtmauer verlief. Herzog und Herzogin warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu: Zwischen ihnen bestand ein geheimes Einverständnis, aber

worum es sich dabei handeln konnte, wußte der niedergeschlagene Alfred nicht.

Noch interessierte es ihn im Augenblick. Alfred hatte nicht gelogen. Er wußte nicht, was er getan hatte, und wünschte sich von ganzem Herzen, es gelassen zu haben. In trübe Gedanken versunken, fiel ihm nicht einmal auf, daß Jera und Jonathan sich zu ihm gesellten und ihn in die Mitte nahmen. Die toten Soldaten, die bezüglich des herzoglichen Paares keine besonderen Anweisungen erhalten hatten, ließen sie gewähren.

Kapitel 17

Nekropolis, Abarrach

Die Einwohner von Nekropolis hatten sich für den Bau ihrer Stadt eine natürliche Felsformation zunutze gemacht. Eine lange Reihe von Stalagmiten, die vom Felsboden emporragten, erstreckte sich in einem weiten Halbkreis quer durch die Höhle und trennte den rückwärtigen Teil ab wie ein Zaun. Stalaktiten wuchsen den Stalagmiten entgegen und bildeten eine Mauer, die dem Besucher das unbehagliche Gefühl vermittelte, von einem gigantischen, mit steinernen Reißzähnen bewehrten Rachen verschlungen zu werden. Die Felsformation war uralt, bei Anbeginn dieser Welt entstanden und zweifellos der Grund, daß man an diesem Punkt einen ersten Außenposten der Zivilisation gegründet hatte. Stellenweise konnte man alte Sartanrunen auf dem bizarren Wall erkennen, ihre Magie hatte einst dazu gedient, die Lücken der natürlichen Mauer zu schließen.

Aber die Sartanmagie war dahingeschwunden. Der unablässige, ätzende Regen hatte die meisten Sigel zerfressen, und niemand kannte mehr das Geheimnis, sie zu restaurieren. Die Toten nahmen Ausbesserungsarbeiten vor, füllten die Lücken zwischen den ›Zähnen‹ mit flüssiger Lava aus und pumpten Magma in die Höhlungen. Die Toten bewachten auch die Tore und bemannten die Zinnen.

Während der Wachzeit des Herrschers standen die Tore offen. Die gigantischen Flügel aus geflochtenem Kairngras, verstärkt von den wenigen, primitiven Runen, an die die Sartan sich noch erinnerten, wurden erst geschlossen, wenn die königlichen Lider sich zum Schlummer senkten. Die Zeit in

dieser Welt ohne Sonne richtete sich nach dem Herrscher von Nekropolis, was zur Folge hatte, daß sie sich gelegentlich änderte, gemäß den Launen Seiner bzw. Ihrer Majestät.

Die einzelnen Abschnitte der Zyklen hatten Bezeichnungen wie ›Des Herrschers Vesperstunde‹ oder ›des Herrschers Audienzstunde‹ oder ›des Herrschers Schlummerstunde‹. Ein Frühaufsteher unter den Herrschern zwang seine Untertanen, sich ebenfalls früh zu erheben und ihrer Beschäftigung unter seinen wachsamten Augen nachzugehen. Ein Langschläfer wie der gegenwärtige Herrscher änderte den Lebensrhythmus der gesamten Stadt. Solche Veränderungen waren keine große Beschwernis für die lebenden Bürger der Stadt, die reichlich Muße hatten, ihr Leben nach den Gewohnheiten des Monarchen einzurichten. Die Toten, die alle Arbeit taten, schliefen nie.

Der Kanzler und seine Gefangenen durchschritten das Tor gegen Ende der Audienzstunde, eine der geschäftigsten Zeiten in der Stadt. Während der Audienzstunde herrschte noch einmal emsige Betriebsamkeit, bevor sich zur Vesper- und Schlummerstunde Ruhe über die Stadt senkte.

Folglich wimmelten die schmalen Straßen von Nekropolis vor lebenden wie toten Passanten. Die Straßen waren in Wirklichkeit Tunnel, von der Natur geschaffen oder künstlich angelegt und dazu bestimmt, die Einwohner vor dem Nieselregen zu schützen. Die Tunnel waren eng und gewunden, von zischenden Gaslampen nur unzureichend beleuchtet.

Angesichts des herrschenden Gewühls wurde Alfred angst und bange bei dem Gedanken, sich da hindurch- kämpfen zu müssen. Er begriff, daß das Verbot von Tieren in der Stadt nicht willkürlich erlassen worden war, sondern aus schierer Notwendigkeit. Ein Sumpfdrache würde den Verkehr ernsthaft behindert haben; der massige, bepelzte Leib eines Paukas hätte jedes Vorwärtskommen unmöglich gemacht. Alfred ließ

den Blick über die drängende, schiebende, stoßende Menge gleiten und stellte fest, daß die Toten den Lebenden zahlenmäßig bei weitem überlegen waren.

Die Wachen schlossen die Reihen um ihre Gefangenen, die einzelnen Gruppen wurden fast sofort voneinander getrennt. Haplo und der Prinz waren bald nicht mehr zu sehen. Der Herzog und die Herzogin ergriffen Alfred links und rechts beim Arm.

Er spürte ihre befremdliche und beunruhigende Anspannung und schaute zweifelnd, mit einer plötzlichen, beklemmenden Vorahnung von einem zum anderen.

»Ja«, sagte Jera so leise, daß ihre Stimme über dem Getöse der Massen, die die Straßen verstopften, nicht zu hören war, »wir versuchen, Euch die Flucht zu ermöglichen. Ihr müßt nur genau tun, was wir Euch sagen.«

»Aber – der Prinz – mein Freund ...« Alfred stockte. Er war im Begriff gewesen, Haplo seinen Freund zu nennen, und fragte sich, ob er nicht das falsche Wort gewählt hatte.

Jonathan, den der Einwand verunsichert zu haben schien, blickte seine Frau an, die entschieden den Kopf schüttelte.

Der Herzog seufzte. »Es tut mir leid, aber Ihr seht ja, daß es unmöglich ist, ihnen zu helfen. Wir werden dafür sorgen, daß Euch nichts geschieht, dann können wir gemeinsam vielleicht etwas tun, um Euren Freunden beizustehen.«

Was er sagte, hörte sich vernünftig an. Woher sollte der Herzog wissen, daß Alfred ohne Haplo in dieser Welt ein Gefangener war. Er stieß auch einen Seufzer aus, aber so leise, daß ihn niemand gehört haben konnte. »Ich vermute, es würde nichts ändern, wenn ich sagte, daß ich gar nicht fliehen *will!*«

»Ihr habt Angst«, meinte Jera und klopfte ihm auf den Arm.

»Das ist verständlich. Aber vertraut uns. Wir kümmern uns um Euch. Es wird nicht einmal allzu schwierig sein.« Sie warf einen geringschätzigen Blick auf ihre Bewacher, die sich stur einen Weg durch die Menge bahnten.

»Ja, das habe ich mir gedacht«, sagte Alfred zu sich selbst.

»Wir sind um Eure Sicherheit besorgt«, fügte Jonathan hinzu.

»Wahrhaftig?« fragte Alfred mit einem Anflug von melancholischer Ironie.

»Aber selbstverständlich!« rief der Herzog aus, und Alfred hatte das Gefühl, daß der junge Mann es wirklich ernst meinte, trotzdem fragte er sich unwillkürlich, ob die beiden auch so ohne weiteres bereit sein würden, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um einen tolpatschigen, begriffsstutzigen Narren zu retten, statt eines Mannes, der »die Prophezeiung« erfüllt hatte, was immer darunter zu verstehen war. Die Antwort auf diese Frage wollte er jedoch gar nicht wissen.

»Was wird mit dem Prinzen geschehen und mit – mit Haplo?«

»Ihr habt Pons gehört«, antwortete die Herzogin kurz. »Wen?«

»Den Kanzler.«

»Aber er hat von Mord gesprochen!« Alfred war erschüttert. Greueltaten bei den Nichtigen, hochmütige Geringschätzung fremden Lebens bei den Patryn, das hätte er fassen können – aber sein Volk!

»Es wäre nicht das erste Mal«, meinte der Herzog grimmig, »und es wird nicht das letzte Mal sein.«

»Ihr müßt Euer eigenes Wohl im Auge haben«, mahnte ihn Jera. »Es ist noch Zeit, an Hilfe für Eure Freunde zu denken, wenn Ihr in Freiheit seid.«

»Oder zumindest gelingt es uns vielleicht, ihre Leichen zu retten«, versuchte Jonathan ihn aufzumuntern, und Alfred, der dem jungen Mann in die Augen sah, erkannte, daß der Herzog in völligem Ernst sprach.

Alfred fühlte sich wie betäubt. Das alles mußte ein Alptraum sein, aber jemand anders träumte ihn, denn er konnte und konnte nicht daraus erwachen. Die warmen Hände des Herzogs

und der Herzogin bugsierten ihn durch ein Meer von Wiedergängern und bewahrten ihn davor, von der Grabeskälte der bläulichweißen toten Leiber, die sie von allen Seiten umdrängten, übermannt zu werden. Der Gestank von Verwesung war allgegenwärtig; er entströmte nicht nur den auferstandenen Leichen, sondern lastete erstickend über diesem Reich des Todes.

Die ganze Stadt mit ihren Gebäuden aus Obsidian, Granit und erstarrter Lava war dem ständigen Säureregen ausgesetzt. Wohnhäuser und Läden verfielen, zerbröckelten, wie die Leiber der wandelnden Toten. Hier und da entdeckte Alfred alte Runen oder was von ihnen übriggeblieben war; Sigel, deren Magie dieser freudlosen, düsteren Stadt Licht und Wärme gebracht haben würde. Aber die meisten waren so gut wie ausgelöscht. Alfreds Beschützer verlangsamten ihren Schritt; ihm wurde flau zumute.

»Vor uns ist eine Kreuzung«, sagte Jera halblaut und verstärkte ihren Griff um seinen Arm. Ihr Gesicht war ernst und entschlossen, ihr Ton bestimmt und eindringlich. »Da gibt es die üblichen Stockungen, oft geht es überhaupt nicht weiter. Sobald wir die Kreuzung erreicht haben, müßt Ihr Euch genau an unsere Anweisungen halten.«

»Ich glaube, ich muß Euch vorwarnen – ich bin kein guter Läufer und habe gar kein Talent, Verfolger abzuschütteln oder dergleichen.«

Jera lächelte, ein wenig verbissen und schief zwar, doch stand in ihren grünen Augen ein warmes Leuchten. »Das wissen wir«, meinte sie und tätschelte wieder seinen Arm. »Keine Sorge. Dazu sollte es gar nicht kommen.«

»Sollte«, flüsterte der Herzog und mußte vor Aufregung schlucken.

»Ganz ruhig, Jonathan«, mahnte seine Frau. »Bist du bereit?«

»Ich bin bereit, Liebste«, antwortete ihr Mann.

Sie gelangten an eine Kreuzung, wo vier Tunnel zusammenstießen. Passanten aus vier verschiedenen Richtungen trafen sich an diesem Punkt. Alfred erhaschte einen Blick auf vier Nekromanten in schlichten schwarzen Gewändern, die mitten auf der Kreuzung den Verkehrsstrom dirigierten.

Plötzlich drehte Jera sich herum und setzte sich mit allen Anzeichen der Verärgerung gegen den toten Bewacher zur Wehr, der ihr dichtauf folgte.

»Wenn ich es dir doch sage!« rief sie heftig. »Du hast einen Fehler gemacht!«

»Ja, fort mit euch!« Auch Jonathan war stehengeblieben und hatte sich aufgebracht seinem Bewacher zugewandt. »Wir sind die Falschen! Könnt ihr das begreifen? Die falschen Leute! Eure Gefangenen« – er streckte die Hand aus – »sind in die Richtung gegangen!«

Die Wachen blieben stehen, dicht um Alfred und das herzogliche Paar geschart, ihren Befehlen gemäß. Hinter ihnen stauten sich die Passanten; die lebenden blieben stehen, um zu sehen, was vor sich ging, die toten waren einzig darauf bedacht zu erledigen, was immer man ihnen aufgetragen hatte.

Innerhalb von ein, zwei Minuten war der Verkehr völlig zum Erliegen gekommen. Die hinteren, die nicht sehen konnten, was weiter vorne geschah, drängten und schoben weiter und verlangten zornig zu wissen, weshalb es nicht weiterging. Ein Tumult drohte auszubrechen, die Nekromanten wurden aufmerksam und beeilten sich, den Grund für die Stockung herauszufinden und möglichst schnell zu beseitigen.

Einer der Ordner bahnte sich einen Weg bis zu der Stelle, an der man das Hindernis vermutete. Der rote Besatz an den Gewändern des Herzogs und seiner Gemahlin verriet dem Nekromanten, daß er es mit Angehörigen des Adels zu tun hatte, und er verneigte sich tief, jedoch nicht ohne einen

abwägenden Blick auf die Wiedergänger, die das königliche Wappen trugen.

»Wie kann ich den Hoheiten behilflich sein?« erkundigte sich der Ordner. »Was gibt es für ein Problem?«

»Ich weiß es selbst nicht ganz genau«, erwiderte Jonathan, das Urbild unschuldiger Verwirrung. »Seht Ihr, meine Gemahlin, unser Freund und ich, wir gingen durch die Stadt, nichts Böses ahnend, als diese« – er deutete auf die Wachen, als gäbe es keine Worte, etwas wie sie zu beschreiben – »uns plötzlich einkreisten und Anstalten machten, uns zum königlichen Palast zu eskortieren!«

»Man hat ihnen befohlen, einen Gefangenen zu bewachen, doch allem Anschein nach haben sie ihn verloren und sich statt dessen an uns gehängt«, meinte Jera und schaute sich hilflos nach allen Seiten um.

Die Situation auf der Kreuzung wurde rasch unhaltbar. Zwei Ordner bemühten sich, den Verkehr um die Gruppe herumzuleiten. Ein vierter, der mit den Nerven fast am Ende zu sein schien, versuchte, die Passanten ganz an die Seite der Straße zu winken, aber die Tunnelwände machten ein Ausweichen unmöglich. Alfred,

der mit Kopf und Schultern über die meisten Umstehenden hinausragte, konnte sehen, daß der Stau sich in allen vier Straßen fortsetzte. Wenn die Entwicklung so rapide weiterging, war bald die ganze Stadt lahmgelegt.

Irgend jemand stand auf seinem Fuß, jemand anders bohrte ihm den Ellenbogen in die Rippen. Jera wurde gegen ihn gedrückt, ihr Haar kitzelte sein Kinn. Der Ordner selbst hatte Mühe, sich gegen den Sog der Masse zu behaupten.

»Wir kamen zur selben Zeit durch das Haupttor wie der Kanzler und drei politische Gefangene!« versuchte Jonathan mit erhobener Stimme den Lärm zu übertönen. »Habt Ihr sie auch gesehen? Der Prinz irgendeines Barbarenvolks und ein Mann, der aussah wie ein wandelndes Runensteinspiel?«

»Ja, wir haben sie gesehen. *Und* den erhabenen Kanzler.«

»Nun, da war noch ein dritter Mann, und die hier haben ihn bewacht, und dann haben sie plötzlich uns eingekreist, während er im Gedränge untergetaucht ist.«

»Vielleicht«, schlug der Ordner vor, auf dessen Stirn sich kleine Schweißperlen bildeten, »könnten die Hoheiten einfach den Wachen zum Palast folgen ...?«

»Ich, die Herzogin von Felsengard, soll vor den Herrscher gebracht werden wie eine gewöhnliche Verbrecherin! Ich könnte mich nie mehr bei Hofe sehen lassen!« Jeras blasse Wangen färbten sich rot, ihre Augen blitzten. »Was Ihr da vorschlagt, ist eine Zumutung!«

»Es – es tut mir leid. Euer Gnaden«, stammelte der Ordner. »Ich habe nicht überlegt. Die vielen Leute, die Hitze ...«

»Dann würde ich doch vorschlagen, daß Ihr etwas dagegen unternimmt«, sagte Jonathan von oben herab. Alfred warf einen Blick auf die Wiedergänger, die ungerührt in der Mitte des Getümmels standen, mit der Miene zielbewußter und doch stumpfsinniger Entschlossenheit.

»Sergeant«, sagte der Nekromant und wandte sich an den Befehlshaber des kleinen Trupps, »wie lautet der Befehl, den Ihr erhalten habt?«

»Gefangene bewachen. Sie zum Palast bringen«, antwortete der Wiedergänger. Der Klang seiner hohlen Stimme vermischte sich mit den hohlen Stimmen der anderen Toten, die sich in den Tunnels drängten.

»Was für Gefangene?« fragte der Ordner.

Der Wiedergänger schwieg, forschte in den Bildern seiner Vergangenheit und klammerte sich an eine Erinnerung. »Kriegsgefangene, Sir.«

»Aus welchem Krieg?« Das Gesicht des Ordners verriet zunehmende Verzweiflung.

»Krieg.« Um die blauen Lippen des Wiedergängers spielte der Schatten eines Lächelns. »Die Schlacht am Geborstenen Koloß, Sir.«

»Aha!« meinte Jera spitz.

Der Nekromant seufzte tief. »Es tut mir außerordentlich leid, Euer Gnaden. Möchtet Ihr, daß ich mich der Sache annehme?«

»Wenn Ihr so gut sein wollt. Ich hätte es auch selbst tun können, aber es ist mir doch lieber, wenn ein Regierungsbeamter, wie Ihr es seid, die Sache in die Hand nimmt. Ihr kennt Euch mit den Formalitäten aus.«

»Und wir wollten keinen Aufstand machen«, fügte Jonathan versöhnlich hinzu. »Die Toten können so unglaublich stur sein. Nachdem sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, daß wir ihre Gefangenen wären ...« Er zuckte mit den Schultern. »Nun, sie hätten sich vielleicht nicht mehr davon abbringen lassen. Stellt Euch den Skandal vor – ich und meine Gemahlin zanken uns mit Wiedergängern herum!«

Der Ordner konnte es sich offenbar vorstellen, denn nach einer hastigen Verbeugung schrieb er mit der Hand Runen in die Luft und begann mit dem beschwörenden Singsang. Der entschlossene Ausdruck auf den Gesichtern der Toten wandelte sich zögernd zu Verwirrung, dann Ratlosigkeit.

»Kehrt zum Palast zurück«, befahl der Ordner nachdrücklich. »Berichtet eurem Vorgesetzten, daß ihr den Gefangenen verloren habt.« Er wandte sich an Jera und Jonathan. »Ich werde ihnen jemanden mitgeben, um zu verhindern, daß sie unterwegs noch andere Passanten belästigen. Und jetzt, wenn die Hoheiten mich entschuldigen wollen ...« Er legte die Hand zum Gruß an den Rand seiner Kapuze.

»Gewiß. Und vielen Dank. Ihr habt uns sehr geholfen.« Jera erwiderte den Gruß mit dem Sigel des höflichen Segens.

Der Ordner neigte erneut den Kopf, dann eilte er davon, um seinen Mitarbeitern behilflich zu sein, die Dinge wieder in Fluß

zu bringen. Jera hakte ihren Mann unter, der seinerseits Alfreds Ellenbogen ergriff. Sie bugsiierten den Sartan in einen Tunnel, der im rechten Winkel zu ihrer bisherigen Wegrichtung verlief.

Betäubt von dem Lärm, dem Gedränge, der stickigen Atmosphäre in den Tunnel, dauerte es einen Moment, bis Alfred begriffen hatte, daß er und seine Begleiter frei waren.

»Was ist eigentlich geschehen?« fragte er, warf einen Blick über die Schulter und stolperte gleichzeitig über die eigenen Füße.

Jonathan stützte ihn. »Alles ganz einfach. Es kam nur darauf an, den rechten Zeitpunkt zu erwischen. Übrigens, könntet Ihr vielleicht einen Schritt schneller gehen und ein Auge darauf haben, wohin Ihr tretet? Die Gefahr ist noch nicht überstanden, und je schneller wir das Felsentor erreichen, desto besser.«

»Tut mir leid.« Alfred fühlte, wie sein Gesicht brannte. Er schaute zu Boden und paßte genau auf, wohin er die Füße setzte, so hatte er Gelegenheit zu beobachten, wie sie unbeirrt immer wieder vom rechten Weg abkamen – in Schlaglöcher tappten, auf anderer Leute Zehen traten und schon beinahe artistische Verrenkungen vollführten.

»Pons hatte es dermaßen eilig. Euch zu seinem Herrn zu bringen, daß er vergaß, den Toten ihre Befehle noch einmal ins Gedächtnis zu rufen. Das ist in gewissen Zeitabständen nötig, oder sie tun, was unsere Bewacher getan haben. Sie richten sich nach ihren Erinnerungen, ihren *eigenen* Erinnerungen.«

»Aber sie hätten uns zum Palast zurückgebracht ...«

»Ja. Dieser Befehl war ihr Halt, an den sie sich klammerten. Ein Grund, weshalb wir es nicht wagten, selbst den Versuch zu unternehmen, sie loszuwerden. Dieser andere Nekromant brachte glücklicherweise das Faß zum Überlaufen. Der dünne Faden, der sie noch mit ihren Befehlen verband, zerriß. Die geringfügigste Ablenkung reichte aus, um die Vergangenheit in ihnen übermächtig werden zu lassen. Unter anderem sind deshalb überall in der Stadt Ordner postiert. Sie kümmern sich

um solche Toten, die ziellos durch die Stadt irren. Achtung, der Wagen! Habt Ihr Euch verletzt? Noch ein kleines Stück, dann sollten wir das Schlimmste hinter uns haben.«

Jera und Jonathan gingen so schnell, wie es möglich war, ohne Aufsehen zu erregen, und Alfred mußte wohl öder übel Schritt halten. Sie hielten sich in den Schatten und mieden den Schein der Gaslampen. »Wird man uns verfolgen?«

»Dessen könnt Ihr sicher sein!« sagte der Herzog im Brustton der Überzeugung. »Sobald unsere Bewacher im Palast Meldung erstattet haben, wird Pons neue Patrouillen mit unserer Beschreibung losschicken. Wir müssen das Tor erreichen, bevor man dort die Wachen alarmiert hat.«

Alfred sagte nichts mehr – er konnte nichts mehr sagen, er hatte gar nicht mehr die Kraft dazu. Die Durchfahrt durch das Todestor, gefolgt von den Aufregungen und Schrecknissen dieses Zyklus im Verein mit dem ständigen Aufwand von Magie, um ihn in dieser Umgebung am Leben zu erhalten, hatten ihn geschwächt bis zum Punkt völliger Erschöpfung. Blindlings, dem Zusammenbruch nahe, ließ er sich willenlos führen.

Nur verschwommen nahm er wahr, daß sie an ein weiteres Tor gelangten, endlich dem Labyrinth der Tunnel entronnen; daß Jera und Jonathan die Fragen eines toten Torhüters beantworteten; hörte sie etwas sagen von jemandem, der plötzlich krank geworden war, und fragte sich benommen, wer denn wohl; sah den massigen, bepelzten Leib eines Paukas aus dem Nebel auftauchen, fiel leicht wie eine Feder in das Innere einer Kutsche und vernahm wie im Traum Jeras Stimme»... zu meines Vaters Haus ...«bevor die ewige, grauenvolle Dunkelheit dieser Welt ihn umfing.

Kapitel 18

Nekropolis, Abarrach

»Dann, Kanzler, habt Ihr ihn also verloren«, sagte der Herrscher und nippte träge an dem hochprozentigen, feurigen, glutroten Stalagma, Seiner Majestät liebstem Verdauungstrunk nach dem Essen.

»Es tut mir leid, Sire, aber daß es fünf Gefangene sein würden, konnte ich nicht ahnen. Ich rechnete nur mit dem Prinzen, um den ich mich persönlich kümmern wollte. Aufgrund der veränderten Lage war ich gezwungen, die Toten als Bewacher heranzuziehen. Es ging nicht anders.«

Der Kanzler war nicht besorgt. Der Herrscher war ein strenger, aber auch ein gerechter Mann und würde seinen Minister nicht für die Unzulänglichkeiten der Wiedergänger verantwortlich machen. Die Sartan von Abarrach hatten seit langem gelernt, die Grenzen der Fähigkeiten ihrer Toten zu akzeptieren.

Die Lebenden tolerierten die Wiedergänger und begegneten ihnen mit Geduld und Langmut, nicht viel anders als liebevolle Eltern sich mit den Fehlern ihrer Kinder abfinden.

»Auch ein Gläschen, Pons?« fragte der Herrscher, winkte den toten Diener zurück und machte Anstalten, eigenhändig einen kleinen goldenen Becher zu füllen. »Wenn ich nicht irre, hat die neue Lieferung ein besonders feines Aroma.«

»Vielen Dank, Majestät«, nickte Pons, der Stalagma verabscheute, aber nicht einmal im Traum daran gedacht hätte, den Monarchen durch eine Ablehnung zu beleidigen. »Wollt Ihr die Gefangenen gleich sehen?« »Wozu die Eile, Pons? Es ist fast Zeit für Unser Spiel. Das wißt Ihr doch.«

Der Kanzler würgte den bitteren Schnaps auf einen Schluck hinunter, rang einen Augenblick lang nach Atem und wischte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

»Die Herzogin Jera hat da etwas über die Prophezeiung gesagt, Sire.«

Die Hand des Herrschers mit dem Glas blieb in der Luft schweben. »Tatsächlich? Wann?«

»Nachdem der Fremde ... Nun ja, nachdem der Fremde den Hauptmann der Garde – hm ...«

»Aber Ihr sagtet eben, er hätte ihn ›getötet‹, Pons. Die Prophezeiung spricht davon, den Toten Leben zu bringen.« Der Herrscher leerte das Glas, indem er den Schnaps mit einem Ruck kippte und sofort hinunterschluckte, nach der Art aller erfahrenen Stalagma-Trinker. »Nicht davon, es zu beenden.«

»Die Herzogin hat eine Art, die Worte zu verdrehen, wie es gerade in ihre Pläne paßt, Sire. Bedenkt, was der Fremde selbst alles tun könnte, um die Leute dazu zu bringen, an ihn zu glauben.«

»Allerdings.« Kleitus runzelte die Stirn, dann zuckte er die Schultern. »Wir kennen seinen Aufenthaltsort und wissen, mit wem er unter einer Decke steckt.« Der Stalagma versetzte ihn in einen Zustand wohliger Entspannung.

»Wir könnten Truppen aussenden ...«

»Und riskieren, daß die Parteigänger des alten Grafen zu den Waffen greifen? Es besteht sogar die Möglichkeit, daß sie sich mit diesen Rebellen aus Kairn Telest verbünden. Nein, Pons, wir bleiben dabei, die Angelegenheit mit Vorsicht zu behandeln. Sie liefert uns womöglich den Vorwand, den wir brauchen, um diesen lästigen Grafen samt seiner herzoglichen Tochter ein für allemal aus dem Weg zu schaffen. Wir nehmen an, daß Ihr die üblichen Vorkehrungen getroffen habt, Pons?«

»Aber ja, Sire. Die Sache ist in guten Händen.«

»Weshalb soll man sich dann wegen nichts Sorgen machen? Übrigens, an wen fällt das Herzogtum Felsengard, sollte Freund Jonathan vorzeitig dahinscheiden?«

»Er hat keine Kinder. Seine Frau würde ...«

Eine unendlich gelangweilte Handbewegung seines Herrn ließ ihn innehalten, und zum Zeichen, daß er verstanden hatte, senkte er die Lider.

»In diesem Fall gehen die Ländereien in den Besitz der Krone über, Majestät.«

Kleitus nickte und bedeutete einem Bedienten nachzuschicken. Als der Wiedergänger sich anschließend wieder zurückgezogen hatte, hob der Herrscher genießerisch den Becher und wollte trinken. Sein Blick begegnete den Augen des Kanzlers, und seufzend setzte er den Becher wieder ab.

»Was ist denn, Pons? Eure saure Miene verdirbt Uns die Freude an diesem ausgezeichneten Tropfen.«

»Vergebung, Sire, aber ich frage mich, ob Ihr diese Sache nicht zu sehr auf die leichte Schulter nehmt.« Der Kanzler trat näher und senkte die Stimme, obwohl sie allein waren, von den Wiedergängern abgesehen. »Der zweite Mann, der den Prinzen begleitet, ist auf seine eigene Art äußerst ungewöhnlich! Vielleicht ungewöhnlicher als der, der entkommen ist. Ich glaube, Ihr solltet die Gefangen bringen lassen, jetzt gleich.«

»Ihr laßt schon die ganze Zeit vage Andeutungen bezüglich dieses Mannes fallen. Heraus damit, Pons! Was ist so – ungewöhnlich an ihm?« Der Kanzler zögerte mit der Antwort und überlegte, wie er die größte Wirkung erzielen könnte. »Majestät, ich habe ihn schon einmal gesehen.«

»Ich bin mir über das weit gespannte Netz Eurer sozialen Beziehungen im klaren, Pons.« Von Stalagma wurde Kleitus immer sarkastisch.

»Nicht in Nekropolis, Sire. Auch nicht in der Umgebung. Ich sah ihn heute morgen – in der Vision.«

Der Herrscher stellte das Glas mit dem unberührten Inhalt wieder auf das Tablett neben seinem Ellenbogen. »Wir werden ihn empfangen – und den Prinzen.«

Pons verneigte sich. »Sehr wohl, Sire. Soll man sie hierher bringen oder in den Audienzsaal?«

Der Herrscher schaute sich in dem Zimmer um. Das sogenannte Spielzimmer war erheblich kleiner und gemütlicher als der prunkvolle Audienzsaal, mehrere von Künstlerhand gestaltete Gaslampen verbreiteten ein angenehmes Licht. Zahlreiche Kairngras-Tische standen im Raum verteilt, auf der Platte eines jeden befanden sich vier Stapel weißer Knochenwürfel, versehen mit roten und blauen Runen. Gobelins mit den Szenen verschiedener berühmter Schlachten hingen an den Wänden. Das Zimmer war trocken, anheimelnd und warm. Beheizt wurde es mittels eines gußeisernen, mit Gold verzierten Röhrensystems und Dampf.

Der gesamte Palast wurde mit Dampf beheizt, eine Neuerung aus jüngerer Zeit. Früher hatte der Palast – ursprünglich eine Festung – keiner technischen Hilfsmittel bedurft, um behagliche Lebensbedingungen zu bieten. In den alten Flügeln fanden sich stellenweise noch Spuren der Runen und Glyphen, die die Bewohner mit Wärme, Licht und reiner Luft versorgt hatten. Die meisten dieser Runen, deren Bedeutung in Vergessenheit geraten war, hatte man absichtlich von den Wänden getilgt. Nach Meinung der Herrscher waren sie eine Beleidigung für die Augen.

»Wir werden unsere Gäste hier empfangen.« Kleitus nahm sein Glas und setzte sich an einen der Spieltische, wo er müßig die Steine aufzustellen begann, wie als Vorbereitung zur ersten der allabendlichen Partien.

Pons winkte einem Diener, der einem Posten winkte, der durch die Tür verschwand und wenige Augenblicke später mit einer Abteilung Soldaten wiederkehrte, die die Gefangenen zwischen sich führten. Der Prinz betrat den Raum in stolzer,

trotziger Haltung. Zorn schwelte wie glühende Lava unter der kühlen Oberfläche höfischer Etikette. Eine Hälfte seines Gesichts war blutunterlaufen, er hatte eine geschwollene Lippe, seine Kleider waren zerrissen, seine Haare zerraut.

»Erlaubt mir vorzustellen, Sire: Prinz Edmund von Kairn Telest«, verkündete Pons.

Der Prinz neigte leicht den Kopf. Er verbeugte sich nicht. Der Herrscher hob den Blick vom Spielbrett und betrachtete den jungen Mann mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Auf die Knie vor Seiner erhabenen Majestät!« zischte der entsetzte Kanzler.

»Er ist nicht mein König«, erwiderte Prinz Edmund. »Als Herrscher von Kairn Telest entbiete ich ihm meinen Gruß und erweise ihm die gebührende Ehre.« Wieder neigte er mit höfischem Anstand den Kopf.

Um die Lippen des Herrschers spielte ein Lächeln. Er schob den nächsten Runenstein an seinen Platz auf dem Brett.

»Wie ich hoffe, daß Seine Majestät *mir* Ehre erweist«, fuhr Edmund fort und runzelte die Stirn, während ihm die Zornesröte in die Wangen stieg, »als dem Prinzen eines Landes, das jetzt unverschuldet ins Elend geraten ist, aber einst schön war, reich und mächtig.«

»Ja, ja«, sagte der Herrscher und tippte sich mit einem Runenstein nachdenklich an die Oberlippe. »Alle gebührende Ehre dem Prinzen von Kairn Telest. Und nun, Kanzler« – die im Schatten der schwarzen purpur- und goldverbrämten Kapuze verborgenen Augen richteten sich auf Haplo – »was ist der Name dieses Fremden, den man vor Uns gebracht hat?«

Der Prinz holte tief Atem, doch beherrschte er sich, um seines Volkes willen. Der andere Mann wirkte gelassen und unerschrocken, fast hatte es den Anschein, uninteressiert an dem, was um ihn herum vorging, wären nicht die Augen gewesen, denen nichts entging.

»Er nennt sich Haplo, Sire«, sagte Pons mit einer tiefen Verbeugung. Ein gefährlicher Mann, hätte der Kanzler hinzufügen können; ein Mann, der einmal die Beherrschung verloren hat, doch ein zweites Mal wird er sich nicht überrumpeln lassen. Ein Mann, der sich im Halbdunkel hielt, nicht bewußt, sondern instinktiv, als wäre es ihm in Fleisch und Blut übergegangen, in der Deckung abzuwarten.

Der Herrscher lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und musterte Haplo aus schmalen Augen. Er gab sich gelangweilt. Pons lief ein Schauer über den Rücken. In dieser Stimmung war der Herrscher unberechenbar.

»Auch Ihr kniet nicht vor Uns. Beharrt Ihr gleichfalls darauf, daß Wir nicht Euer König sind?« fragte er.

Haplo zuckte mit den Schultern und lächelte. »Faßt es nicht als Beleidigung auf.«

Seine Majestät bedeckte die zuckenden Lippen mit einer feingliedrigen Hand und räusperte sich. »Ich fasse es nicht als Beleidigung auf – weder Euer Verhalten noch das des Prinzen. Mit der Zeit kommen wir vielleicht zu einem besseren Einvernehmen.«

Er versank in brütendes Schweigen, während sich bei Prinz Edmund trotz aller Selbstbeherrschung mehr und mehr die Ungeduld bemerkbar machte. Kleitus sah zu ihm hin, hob träge die Hand und deutete auf den Tisch.

»Spielt Ihr, Hoheit?«

Edmund war sichtlich verblüfft. »Ja – Sire. Aber es ist lange her. Ich hatte wenig Muße für Zeitvertreib dieser Art«, fügte er bitter hinzu.

Der Herrscher wischte den Einwand beiseite. »Wir hatten Uns damit abgefunden, an diesem Abend auf Unser Spiel verzichten zu müssen, aber jetzt sehen Wir keinen Grund mehr dafür. Vielleicht entwickelt sich während des Spiels eine Basis der Verständigung. Und Ihr, Sir? Leistet Ihr uns Gesellschaft? Vergebung, aber seid Ihr womöglich auch ein Prinz oder

irgendeine Hoheit, die angemessen zu begrüßen Wir versäumt haben?«

»Nein«, antwortete Haplo kurzangebunden.

»Nein, Ihr wollt uns nicht Gesellschaft leisten, oder nein. Ihr seid kein Prinz, oder ein generelles Nein?« erkundigte sich der Herrscher.

»Ich würde sagen, das trifft es ziemlich genau, Sire.« Haplos Blick hing interessiert an den Spielsteinen, eine Tatsache, die Kleitus nicht entging.

Der Herrscher gestattete sich ein nachsichtiges Lachen. »Dann kommt, setzt Euch zu uns. Das Spiel ist

komplex, aber nicht schwer zu erlernen. Wir werden es Euch beibringen. Pons, Ihr seid natürlich der vierte Mann.«

»Mit Vergnügen, Sire.« Der Kanzler neigte den Kopf.

Ein bestenfalls mittelmäßiger Runenspieler, war Pons am Brett kein Gegner für den Herrscher und wurde daher nur selten als Partner gebeten. Doch das eigentliche Spiel an diesem Abend fand auf einer gänzlich anderen Ebene statt, und dort war der Kanzler in seinem Element.

Prinz Edmund zögerte noch. Pons wußte, welche Gedanken dem jungen Mann durch den Kopf gingen. Verlor er seine Würde, wenn er sich zu einem Brettspiel überreden ließ? Verhöhnte er damit nicht die Ernsthaftigkeit seines Anliegens? Oder war es diplomatisch klug, dieser königlichen Laune nachzugeben? Der Kanzler hätte dem jungen Mann versichern können, daß er sich keine Gedanken zu machen brauchte, sein Schicksal war besiegelt, einerlei, wie er sich entschied.

Einen flüchtigen Augenblick lang empfand der Kanzler Mitleid mit diesem Prinzen. Edmund war ein junger Mann, auf dessen Schultern eine schwere Bürde ruhte, der seine Verantwortung ernst nahm und offenbar gewillt war, alles daranzusetzen, um seinem Volk zu helfen. Leider wußte er nicht, daß er nur eine Spielfigur war, die Seine Majestät nach

Belieben hin und her schieben oder ganz vom Brett nehmen konnte.

Des Prinzen diplomatisches Naturell gewann die Oberhand. Er setzte sich am Spieltisch dem Herrscher gegenüber und begann, die Steine in der Ausgangsposition aufzustellen, also in der Art einer Auch Festungsmauer. Haplo zögerte, doch war es bei ihm vermutlich nur die Abneigung, das schützende Halbdunkel zu verlassen und ins Licht hinauszutreten. Endlich setzte er sich langsam in Bewegung und nahm seinen Platz am Tisch ein. Scheinbar gelassen lehnte er sich zurück, hielt jedoch die Hände unter der Platte verborgen. Pons setzte sich auf den Stuhl gegenüber.

»Man beginnt damit«, erklärte der Kanzler, »daß man die Steine folgendermaßen anordnet: Die mit den blauen Runen bilden den Sockel, die nächste Reihe besteht aus den rot gekennzeichneten Steinen, und die mit den blauen und roten Zeichen nimmt man als Zinnen.«

Der Herrscher hatte seine Mauer vollendet. Der Prinz war halbherzig mit dem Bau seiner Mauer beschäftigt. Pons gab vor, ganz von seinen Spielvorbereitungen in Anspruch genommen zu sein, doch unter gesenkten Lidern ruhte sein Blick auf dem Mann gegenüber. Haplo zog die rechte Hand unter dem Tisch hervor, nahm einen Runenstein und stellte ihn auf seinen Platz.

»Bemerkenswert«, äußerte der Herrscher.

Die Bewegungen am Spieltisch erstarrten, aller Augen richteten sich auf die Hand des Patryns.

Kein Zweifel. Die Runen auf den Steinen waren viel primitiver als die Tätowierungen auf der Haut des Mannes – das unbeholfene Gekrakel eines Kindes im Vergleich zu der fließenden Schrift des Erwachsenen – aber sie waren identisch.

Nach einem Moment gebannter Faszination wandte der Prinz mit einer Willensanstrengung den Blick ab und baute an

seiner Festungsmauer weiter. Kleitus beugte sich vor, um Haplos Hand zu ergreifen und eingehender zu betrachten.

»Ich würde das nicht tun, Sire«, meinte Haplo ruhig, ohne die Hand zu bewegen. Es war keine Drohung, aber der Tonfall seiner Stimme veranlaßte den Herrscher innezuhalten. »Euer Vasall dort wird es Euch berichtet haben.« Seine Augen flogen zu Pons. »Ich mag es nicht, wenn man mich anfaßt.«

»Er sagte mir, bei dem Angriff auf den Hauptmann hätten die Zeichen auf Eurer Haut angefangen zu glühen. Wir möchten uns übrigens entschuldigen für den tragischen Vorfall. Es war nicht beabsichtigt, Eurem Hund ein Leid zuzufügen. Die Toten neigen zu – unangemessenen Reaktionen.«

Pons sah, wie Haplos Wangenmuskeln zuckten, die Lippen sich zusammenpreßten. Davon abgesehen, blieb sein Gesicht unbewegt.

Seine Majestät fuhr fort. »Ihr habt einen Soldaten angefallen, hörte ich. Mit bloßen Händen habt Ihr Euch bedenkenlos auf einen Bewaffneten gestürzt. Doch so ungleich war der Kampf gar nicht, habe ich recht? Diese Zeichen an Eurer Hand sind Magie. Magie war die Waffe, die Euch zu Gebote stand. Ich bin sicher. Ihr könnt verstehen, daß Wir fasziniert sind. Woher stammen die Tätowierungen? Welche Macht haben sie?«

Haplo nahm einen weiteren Runenstein, plazierte ihn neben dem ersten und griff nach dem nächsten.

»Wir haben Euch eine Frage gestellt«, sagte der Herrscher.

»Wir haben die Frage gehört«, entgegnete Haplo lächelnd.

Der Herrscher errötete vor Zorn über den ungewohnten Spott. Pons versteifte sich. Der Prinz hob den Blick von seinen Spielsteinen.

»Frechheit!« Kleitus zog finster die Brauen zusammen. »Ihr weigert Euch zu antworten?«

»Ich *darf* Euch nicht antworten. Ich habe einen Schwur geleistet, Sire. Es steht nicht in meiner Macht, Euch das Geheimnis dieser Runen zu verraten, so wie es für Euch

undenkbar wäre, mir zu verraten, mittels welcher Magie es Euren Nekromanten möglich ist, die Toten zum Leben zu erwecken.«

Der Herrscher lehnte sich zurück und drehte einen Spielstein zwischen den Fingern. Pons entspannte sich und stieß den Atem aus, den er angehalten hatte, ohne sich dessen bewußt zu sein.

»Gut, gut«, meinte Kleitus schließlich. »Pons, alle warten darauf, daß Ihr endlich fertig werdet, damit wir endlich anfangen können. Seine Hoheit hat die Zeit genutzt, und selbst unser Novize hier ist Euch voraus.«

»Ich bitte um Vergebung, Sire«, sagte Pons demütig. Er kannte und begriff seine Rolle in diesem Spiel.

»Der Palast ist alt, nicht wahr?« fragte Haplo und schaute sich aufmerksam in dem Zimmer um.

Während er nach außen hin mit beflissenem Eifer an seiner Mauer werkelte, ließ Pons den rätselhaften Fremden nicht aus den Augen. Die Frage klang beiläufig, aber dies war kein Mann, der sich auf belangloses Geplauder einließ. Worauf hatte er es abgesehen? Pons beobachtete, wie Haplos Blick über einige kaum noch leserliche Runenzeichen an den Wänden glitt.

Kleitus übernahm es zu antworten. »Der ältere Teil des Palastes wurde unter Einbeziehung einer Höhle in einer Höhle sozusagen errichtet. Er steht auf einem der höchsten Punkte in Kairn Nekros. Von den Räumen in den oberen Stockwerken soll man früher einen herrlichen Ausblick auf die Feuersee gehabt haben, wenigstens behaupten das die alten Schriften. Das war natürlich, bevor sich die See zurückzuziehen begann.« Er nahm einen Schluck Stalagma und warf seinem Kanzler einen Blick zu.

»Der Palast war ursprünglich eine Festung«, nahm Pons gehorsam den Faden auf, »und es gibt Hinweise, daß in der Anfangszeit der Besiedelung große Trecks hier Station gemacht haben, höchstwahrscheinlich auf dem Weg zu den

oberen Regionen.« Der Prinz runzelte die Stirn. Mit einer abrupten Handbewegung fegte er etliche Steine von der nahezu fertiggestellten Mauer.

»Wie Ihr vielleicht erkannt habt«, fuhr Pons fort, »befindet sich dieser Raum in einem der älteren Flügel des Palastes. Selbstverständlich wurden umfangreiche Modernisierungen vorgenommen. Die Wohngemächer der königlichen Familie liegen in diesem Trakt; die Luft ist reiner hier, findet Ihr nicht? Amtsräume, Hallen für diplomatische Empfänge und Ballsäle sind im vorderen Trakt gelegen, in der Nähe des Eingangs, durch den man Euch in den Palast geführt hat.«

»Scheint mir ein ziemlich verwirrender Ort zu sein«, meinte Haplo. »Eher ein Bienenstock als ein Palast.«

»Bienenstock?« fragte der Herrscher, hob eine Augenbraue und bemühte sich, ein Gähnen zu unterdrücken. »Darunter kann ich mir nichts vorstellen.«

Haplo zuckte mit den Schultern. »Ich wollte damit sagen, man könnte sich hier ohne große Schwierigkeiten verlaufen.«

»Mit der Zeit lernt man, sich zurechtzufinden.« Der Herrscher wirkte belustigt. »Falls Ihr wirklich einen Ort sehen möchtet, an dem es leicht ist, sich zu verirren, könnten Wir Euch die Katakomben zeigen.«

»Oder die Verliese, wie wir sie nennen«, warf der Kanzler ein und kicherte verstohlen.

»Seht zu, daß Ihr fertig werdet, Pons, oder wir sitzen die ganze Nacht hier.«

»Jawohl, Sire.«

Es wurde kein Wort mehr gesprochen. Jeder beschäftigte sich mit der Anordnung der Runenquader. Pons bemerkte, daß Haplo, der behauptet hatte, das Spiel nicht zu kennen, erstaunlich gut zurechtkam, obwohl die meisten neuen Spieler mit den Symbolen auf den Steinen nichts anzufangen wußten. Fast konnte man glauben, dachte der Kanzler, daß die Steine

für ihn eine Bedeutung hatten, die jedem anderen verborgen blieb.

»Vergebung, Sir«, meinte er verschwörerisch und beugte sich zu Haplo hinüber. »Ich glaube, Ihr habt da einen Fehler gemacht. Diese Rune gehört nicht auf die Zinnen, sondern in die untere Reihe.«

»Ich glaube, der Irrtum liegt bei Euch«, erwiderte Haplo mit seiner ruhigen Stimme.

»Er hat recht, Pons«, sagte Kleitus.

»Wahrhaftig, Sire?« Der Kanzler lachte fahrig. »Dann – dann habe ich mich tatsächlich vertan. Ich lerne es wohl nie. Für mich sehen all diese Steine gleich aus. Diese Zeichen sagen mir überhaupt nichts.«

»Sie sagen keinem von uns etwas«, meinte der Herrscher ernst. »Wenigstens bis jetzt nicht.« Ein kurzer Blick zu Haplo. »Ihr müßt sie auswendig lernen, Pons. Das haben wir Euch schon mehrfach gesagt.«

»Ja, Euer Majestät. Es ist sehr gütig von Majestät, so viel Geduld mit mir zu haben.«

»Euer Gebot, Hoheit«, forderte Kleitus den Prinzen auf.

Edmund bewegte sich unruhig. »Ein rotes Hexagon.«

Der Herrscher schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, ein rotes Hexagon als erstes Gebot entspricht nicht den Regeln.«

Der Prinz sprang auf. »Majestät, ich wurde gefangengenommen, geschlagen und beleidigt. Ginge es nur um mich und trüge ich nicht die Verantwortung für andere, hätte ich mich zur Wehr gesetzt gegen eine solche unerhörte Behandlung. Aber ich bin ein Prinz. Die Hoffnung meines Volkes ruht auf mir. Und ich bin nicht imstande, mich auf ein – ein Spiel zu konzentrieren, während mein Volk Not leidet!«

»Euer Volk hat ein friedliches Dorf überfallen ...«

»Das ist nicht wahr!« Edmund verlor mehr und mehr die Beherrschung. »Wir wollten Lebensmittel kaufen. Natürlich hätten wir bezahlt, aber die Leute flohen, bevor wir Gelegenheit

hatten, auch nur ein Wort zu sagen! Merkwürdig, wenn man es genau bedenkt. Es war, als hätte man sie glauben gemacht, daß wir sie angreifen würden!«

Der Herrscher schaute zu Haplo, um zu sehen, ob er etwas hinzuzufügen hatte. Der Patryn spielte mit einem Runenstein und machte einen gelangweilten Eindruck.

»Eine ganz natürliche Vorsichtsmaßnahme«, erklärte der Herrscher, wieder an den Prinzen gewandt. »Unsere Grenzpatrouillen sichten einen großen Trupp bewaffneter Barbaren, die sich aus der Richtung der äußeren Regionen Unserer Hauptstadt nähern. Welche Schlußfolgerung hättet *Ihr* daraus gezogen?«

»Barbaren!« Alle Farbe wich aus Edmunds Gesicht. »Barbaren! Wir sind ebensowenig Barbaren wie dieser Laffe von einem Kanzler einer ist! Unsere Kultur ist älter als Eure, sie gehört zu den ersten, die sich nach der Großen Teilung auf dieser neuen Welt entwickelten! Im Vergleich mit unserer wunderschönen Stadt ist die Eure nichts weiter als ein stinkendes Rattenest!«

»Und doch seid Ihr gekommen, um zu bitten, daß man Euch und Eurem Volk erlaubt, in diesem ›stinkenden Rattenest‹ unterzuschlüpfen«, sagte Kleitus. Er lehnte sich zurück und musterte den Prinzen träge aus schmalen Augen.

Eine Blutwelle strömte in das totenblasse Gesicht des Prinzen. »Ich bin nicht gekommen, um zu betteln! Wir werden arbeiten für unseren Lebensunterhalt! Wir bitten nur um Schutz vor dem giftigen Regen und Nahrung für unsere Kinder. Unsere Toten und auch unsere Lebenden werden auf den Feldern arbeiten und in Eurem Heer dienen. Wir werden ... Euch als unseren Lehnsherrn anerkennen ...«

»Wie liebenswürdig von Euch«, entgegnete der Herrscher.

Edmund hörte den Sarkasmus in seiner Stimme. In dem verbissenen Ringen um Selbstbeherrschung umklammerte er die Stuhllehne, seine Finger bohrten Löcher in das starke

Kairngrasgewebe. »Ich wollte es nicht sagen. Ihr habt mich dazu getrieben.«

Haplo bewegte sich. Es schien, als wollte er etwas sagen, doch offenbar überlegte er es sich anders und fiel wieder in die Pose des stummen Beobachters zurück.

»Ihr schuldet uns Hilfe! Ihr habt unsere Heimat zerstört! Ihr habt unser Wasser und unsere Wärme gestohlen. Ihr habt unser reiches, fruchtbares Land in eine trostlose Wüste verwandelt! Ihr habt unsere Kinder getötet, unsere Alten, Kranken und Gebrechlichen! Ich habe meinem Volk eingeredet, Ihr hättet diese Katastrophe unwissentlich herbeigeführt, Ihr hättet nichts geahnt von unserer Existenz. Wir sind nicht gekommen, um Vergeltung zu üben. Wir sind nicht gekommen, um Rache zu nehmen, obwohl man es uns nicht verdenken könnte! Wir sind gekommen, um Nachbarn, Blutsverwandte zu bitten, das Unrecht wiedergutzumachen, das sie ohne bösen Willen begangen haben. Ich werde mein Volk weiterhin in diesem Glauben lassen, obwohl ich inzwischen erfahren habe, daß es eine Lüge ist.«

Edmund trat hinter dem Stuhl hervor. Seine Finger bluteten, das gesplitterte Kairngras hatte sich in sein Fleisch gebohrt, doch er schien es nicht zu spüren. Er ging um den Tisch herum, beugte das Knie und breitete die Arme aus.

»Nehmt mein Volk auf, Majestät, und ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich die Wahrheit für mich behalten werde. Nehmt mein Volk auf, und ich will Seite an Seite mit dem geringsten meiner Untertanen arbeiten. Nehmt mein Volk auf, Sire, und ich werde vor Euch niederknien, wie Ihr es verlangt.« Obwohl ich Euch aus tiefstem Herzen verabscheue.

Der letzte Satz wurde nicht ausgesprochen. Er brauchte nicht ausgesprochen zu werden. Die Worte hingen in der Luft wie der überall gegenwärtige Verwesungsgeruch von Kairn Nekros.

»Seht Ihr, Wir hatten recht, Pons«, bemerkte Kleitus. »Ein Bettler.«

Der Kanzler konnte ein Aufseufzen nicht unterdrücken. Der Prinz in seiner Jugend und Schönheit, geädelt von der Sorge um sein Volk, war umgeben von einer Aura der Erhabenheit, die ihn weit über die meisten Könige emporhob, von Bettlern ganz zu schweigen.

Der Herrscher legte die Fingerspitzen gegeneinander und beugte sich vor. »Ihr werdet keine Hilfe in Nekropolis finden, Edmund, Prinz der Hungerleider.«

Der Prinz erhob sich. Der Zorn, der ihn zu übermannen drohte, prägte weiße Flecken in die fiebrige Röte seines Gesichts.

»Dann gibt es nichts mehr zu sagen. Ich werde zu meinem Volk zurückkehren.«

Auch Haplo stand auf. »Tut mir leid wegen des Spiels«, meinte er, »aber ich gehöre zu ihm.« Er deutete mit dem Daumen auf den Prinzen.

»Ja, allerdings.« Nur Pons hörte die tödliche Drohung in der Stimme des Herrschers. »Ich nehme an, das bedeutet Krieg, Hoheit?«

Der Prinz war mit Haplo auf halbem Weg zur Tür und blieb nicht stehen, um zu antworten. »Ich habe Euch gesagt, Sire, mein Volk will nicht kämpfen. Wir ziehen weiter, vielleicht an der Küste entlang. Wenn wir Schiffe hätten ...«

»Schiffe!« Kleitus atmete tief ein. »Endlich habt Ihr Euch verraten! Das also ist die Wahrheit! Das habt Ihr gewollt! Schiffe, um das Tor zu suchen! Narr! Nichts werdet Ihr finden, außer dem Tod!«

Der Herrscher gab einem der toten Soldaten ein Zeichen. Der Wiedergänger nickte, hob den Speer, faßte das Ziel ins Auge und warf.

Edmund ahnte die Gefahr, wirbelte herum und hob abwehrend die Hand. Vergebens. Er sah den Tod kommen. Der Speer traf ihn mitten in die Brust.

Die Wucht des Aufpralls war so groß, daß die Spitze das Brustbein zerschmetterte und am Rücken wieder herauskam. Der Prinz war augenblicklich tot. Der Speer durchbohrte sein Herz, und er starb, ohne einen Schrei auszustoßen.

Der Ausdruck von Trauer auf seinem Gesicht ließ vermuten, daß ihn im Moment seines Todes nicht etwa Bedauern erfüllt hatte, so früh das Leben zu verlieren, sondern tiefe Reue, weil es ihm nicht gelungen war, seinem Volk eine neue Heimat zu schaffen.

Kleitus deutete auf Haplo. Ein zweiter Wiedergänger hob den Speer.

»Tut das nicht«, sagte der Patryn mit angespannter Stimme, »oder Ihr werdet nie etwas über das Todestor erfahren!«

»Das Todestor!« wiederholte Kleitus flüsternd und starrte den Patryn an. »Halt!«

Der Wiedergänger, der im Begriff gewesen war zu werfen, ließ den Speer aus der toten Hand gleiten. Er fiel klirrend zu Boden, das einzige Geräusch in der lastenden Stille.

»Was«, fragte der Herrscher schließlich, »wißt Ihr über das Todestor?«

»Daß es Euch verschlossen bleiben wird, wenn Ihr mich tötet«, antwortete Haplo.

Kapitel 19

Nekropolis, Abarrach

Es war ein Wagnis gewesen, das Todestor zur Sprache zu bringen. Möglicherweise hätte der Herrscher geblinzelt, die Schultern gezuckt und dem Wiedergänger befohlen, den zu Boden gefallenen Speer aufzuheben und die Sache zu Ende zu bringen.

Natürlich setzte Haplo nicht etwa sein Leben aufs Spiel. Seine Magie schützte ihn vor dem todbringenden Speer, anders als den bedauernswerten, hoffnungslos romantischen Prinzen, der vor dem Patryn in seinem Blut lag. Es war die Offenbarung seiner gewaltigen magischen Kräfte, die Haplo zu vermeiden suchte; das war auch der Grund, weshalb er sich bei dem Zwischenfall am Tor besinnungslos gestellt hatte.

Wer konnte damit rechnen, daß ausgerechnet Alfred ihm zur Hilfe eilen würde! Zum Henker mit ihm! Das eine Mal, wo eine tiefe Ohnmacht wirklich angebracht gewesen wäre, fiel dem vermaledeiten Sartan nichts Besseres ein, als eine unglaublich komplexe und übermächtige Beschwörung zu wirken, die einschlug wie ein Blitz. Es war immer besser, hatte der Patryn schon früh gelernt, von seinem Gegner unterschätzt, statt überschätzt zu werden. Man verschaffte sich dadurch einen Vorteil über einen Gegner, der es nicht für nötig hielt, auf der Hut zu sein.

Aber dieses Wagnis zahlte sich aus. Kleitus hatte nicht mit den Schultern gezuckt. Er wußte von dem Todestor, wie auch nicht anders zu erwarten. Ein mächtiger Nekromant – von einem solchen Mann war nichts anderes zu erwarten, als daß er

sämtliche Aufzeichnungen, Berichte und Schriften jener ersten Sartan zusammentrug und akribisch genau studierte.

Seine Strategie des ›Eröffnungszugs‹ ging Haplo durch den Kopf, während das Blut des ermordeten Prinzen auf seiner Haut trocknete.

Der Herrscher hatte seine Fassung wiedergewonnen und musterte Haplo scheinbar ungerührt. »Euer Leichnam wird mir alles erzählen, was ich wissen will, auch über dieses sogenannte Todestor.«

»Vielleicht ja«, konterte Haplo, »vielleicht nein. Meine Magie ist der Euren verwandt, das stimmt, und doch sind sie verschieden. In meinem Volk ist niemals Nekromantie praktiziert worden, womöglich aus gutem Grund. Wenn das Gehirn, das dieses Spiel kontrolliert, tot ist, erlischt auch die Magie. Anders als bei Euch ist meine physische Existenz unauflöslich mit der Magie verknüpft. Trennt das eine vom ändern, und Ihr habt vielleicht einen wandelnden Leichnam, der sich nicht einmal an seinen Namen erinnern kann, viel weniger an etwas anderes.«

»Was bringt Euch auf den Gedanken, Uns könnte interessieren, woran Ihr Euch erinnert?«

»*Schiffe, um das Tor zu suchen.* Das waren Eure Worte, ungefähr die letzten Worte, die dieser arme Kerl gehört hat.« Haplo deutete auf Edmunds blutüberströmten Körper. »Eure Welt stirbt. Doch Ihr wißt, daß das nicht das Ende ist. Ihr wißt von den anderen Welten. Und Ihr habt recht. Es gibt sie. Ich bin dort gewesen. Und ich kann Euch hinführen.«

Der Wiedergänger hatte den Speer aufgehoben und hielt ihn werfbereit, die Spitze wies auf das Herz des Patryns. Auf eine unwillige Handbewegung des Herrschers hin senkte der Wiedergänger die Waffe, stieß das Schaftende in den Boden und verharrte in Habachtstellung.

»Ihm darf nichts geschehen. Führt ihn ins Verließ«, befahl Kleitus. »Pons, sorgt dafür, daß beide ins Verließ geschafft werden. Wir haben nachzudenken.«

»Der Leichnam des Prinzen, Sire. Überantworten wir ihn dem Nichtsein?«

»Wo habt Ihr Euren Verstand, Pons! Selbstverständlich nicht! Sein Volk wird uns den Krieg erklären. Von dem Auferstandenen bekommen wir alle Informationen, die wir brauchen, um unsere Verteidigung zu planen. Die Telester müssen bis auf den letzten Mann ausgerottet werden. *Dann* könnt Ihr den Bettler dem Nichts überantworten, zusammen mit dem Rest seiner Habenichtse. Sein Tod darf so lange nicht publik werden, bis wir ihn gefahrlos wiederbeleben können. Es wäre nicht gut, wenn das Gesindel angreift, ehe wir unsere Vorbereitungen getroffen haben.«

»Und wie lange, glaubt Ihr, sollen wir abwarten, Sire?«

Kleitus musterte den Leichnam des Prinzen mit kundigem Blick. »Ein junger, kräftiger Mann mit starkem Lebenswillen – mindestens drei Tage, um sicherzugehen, daß der Schemen gefügig ist. Wir werden das Ritual selbstverständlich persönlich durchführen. Es wird nicht ganz einfach. Einer der Nekromanten kann vorläufig die Präservierungsriten vornehmen.«

Der Herrscher verließ das Zimmer mit schnellen Schritten. Er war so geistesabwesend und in Eile, daß er vergaß, auf eine würdevolle Haltung zu achten, und die langen Gewänder flatterten ihm um die Beine.

Wahrscheinlich, dachte Haplo und grinste in sich hinein, verfügte er sich stracks in die Bibliothek oder wo immer er die alten Scharteken aufbewahrte.

Pons gab Befehle, und der Wiedergänger kam in Bewegung. Zwei Soldaten zogen dem getöteten Prinzen den Speer aus der Brust, hoben den Leichnam auf und trugen ihn weg. Dienstboten brachten Wasser und Seife, um das Blut von

Wänden und Boden zu wischen. Von einem stillen Winkel aus verfolgte Haplo das geschäftige Hin und Her. Pons machte sich überall zu schaffen, jammerte laut über Blutflecken auf einem der Gobelins und schickte mit viel Aufhebens einige Bedienstete nach gemahlenem Kairngras, um es auf die Flecken zu streuen.

»Ich glaube, mehr kann man nicht tun.« Pons seufzte tief.
»Was soll ich Ihrer Majestät bloß sagen, wenn sie das sieht?«

»Ihr könntet ihren Gemahl darauf hinweisen, daß es weniger blutrünstige Methoden gibt, Leute aus dem Weg zu schaffen«, meinte Haplo.

Der Kanzler zuckte vor Schreck zusammen, fuhr herum und starrte den Patryn entgeistert an. »Oh, Ihr seid's!« Es klang fast erleichtert. »Nehmt es nicht übel, daß Ihr so lange warten müßtet. Wir haben so selten Gefangene, wißt Ihr. Ich hatte ganz vergessen, daß Ihr kein Wiedergänger seid. Kommt, ich werde Euch begleiten. Wachen!«

Pons klatschte in die Hände. Zwei Wiedergänger eilten herbei, und alle vier – Pons und Haplo voraus, die Bewacher hinterdrein – verließen das Spielzimmer.

»Ihr scheint mir ein Mann der Tat zu sein«, bemerkte der Kanzler und schaute Haplo an. »Ich habt nicht gezögert, den Hauptmann anzugreifen, der Euren Hund tötete. Der Tod des Prinzen hat Euch schockiert?«

Schockiert? Weil ein Sartan einen anderen Sartan kaltblütig umbrachte? Belustigt vielleicht, aber nicht schockiert. Wenigstens redete Haplo sich ein, das wären seine Empfindungen, doch er schaute angeekelt auf das Blut an seinen Kleidern und wischte sich einen Spritzer vom Handrücken.

»Der Prinz tat nur, was er für richtig hielt. Er hatte es nicht verdient, ermordet zu werden.«

»Es war kein Mord«, wurde er von Pons belehrt. »Prinz Edmunds Leben gehörte dem Herrscher, wie das Leben aller

Untertanen Seiner Majestät. Der Herrscher war eben der Ansicht, der junge Mann wäre ihm tot nützlicher als lebendig.«

»Er hätte dem jungen Mann Gelegenheit geben können, seine Meinung in dieser Sache zu äußern«, meinte Haplo trocken.

Der Patryn hatte anfangs versucht, sich den Weg zu merken, doch in dem Labyrinth gleich aussehender Gänge war ein solcher Versuch zum Scheitern verurteilt. Der glatte Felsboden war leicht abschüssig; allmählich gelangten sie in den unterirdischen Teil des Palastes. Bald hatten sie die Gaslampen hinter sich gelassen. Primitive Fackeln brannten in Halterungen an den feuchten Wänden. In dem flackernden Lichtschein sah Haplo verblaßte Runenfriese dicht über dem Boden an den Wänden entlanglaufen. Weiter vorn hörte er den Widerhall von Schritten, langsam und schlurfend, als würde eine schwere Last getragen. Der Leichnam des Prinzen auf dem Weg zu seiner nicht unbedingt letzten Ruhestätte.

Der Kanzler hatte die Stirn gerunzelt. »Es fällt mir schwer, Euch zu verstehen, Sir. Eure Worte erreichen mich wie aus einer dunklen, von Blitzen durchzuckten Wolke. Ich erkenne in Euch Gewalttätigkeit, eine Gewalttätigkeit, die mich erschreckt. Ich sehe brennenden Ehrgeiz, das Verlangen nach Macht um jeden Preis. Der gewaltsame Tod ist Euch vertraut. Und doch merke ich, daß Ihr zutiefst verstört seid wegen etwas, das im Grunde genommen lediglich die Hinrichtung eines Rebellen und Verräters war.«

»Wir töten nicht die Unseren«, sagte Haplo leise.

»Wie bitte?« Pons neigte sich zu ihm. »Was habt Ihr gesagt?«

»Ich sagte: Wir töten nicht die Unseren«, wiederholte Haplo kurzangebunden und in schroffem Ton. Dann schwieg er beunruhigt und zornig darüber, beunruhigt zu sein. Es gefiel ihm überhaupt nicht, wie jeder hier fähig zu sein schien, dem anderen bis auf den Grund der Seele zu schauen.

Er freute sich auf das Gefängnis. Freute sich auf die lindernde, heilsame Dunkelheit, die Stille. Er brauchte die Dunkelheit, brauchte die Stille. Er brauchte Zeit, um diese ketzerischen, verwirrenden Gedanken einzukreisen und auszumerzen. Dabei fiel ihm etwas ein. Es gab da eine Frage, auf die er gern die Antwort gewußt hätte.

»Was hat es mit dieser Prophezeiung auf sich, von der ich gehört habe?«

»Prophezeiung?« Pons' Blick streifte Haplo. »Wann soll das gewesen sein?«

»Nachdem Euer Hauptmann versucht hatte, mich zu töten.«

»Oh, da müßt Ihr noch ganz benommen gewesen sein. Ihr wart böse gestürzt.«

»Aber mein Gehör war davon nicht in Mitleidenschaft gezogen. Die Herzogin sagte etwas von einer Prophezeiung. Ich frage mich, was sie wohl gemeint hat.«

»Prophezeiung.« Der Kanzler tippte sich nachdenklich mit dem Zeigefinger gegen das Kinn. »Mal sehen, ob ich mich entsinnen kann. Ich muß gestehen, wenn ich jetzt darüber nachdenke, daß ich ziemlich verdutzt war über ihre Bemerkung. Genau wie Ihr fragte ich mich, was sie wohl gemeint hat. In den vergangenen Jahrhunderten hat es so viele Prophezeiungen gegeben, müßt Ihr wissen. Unsere Kinder benutzen sie als Abzählverse.« Pons lächelte gönnerhaft.

Haplo erinnerte sich gut an den Ausdruck auf dem Gesicht des Kanzlers, als Jera die Prophezeiung erwähnte. Damals hatte Pons nicht gelächelt.

Bevor der Patryn das Thema weiterverfolgen konnte, begann der Kanzler scheinbar in aller Unschuld die Runenzeichen auf den Spielsteinen zu diskutieren. Er hoffte wohl darauf, Haplo aushorchen zu können. Jetzt war es an dem Patryn, Pons' Fragen auszuweichen, der nach einiger Zeit einsah, daß er nichts erreichen würde, und schwieg. Nebeneinander gingen sie stumm durch die engen Korridore.

Die Luft in den Katakomben war stickig. Der Geruch nach Verwesung hing so schwer in der Luft, daß Haplo glaubte, ihn wie einen öligen Film auf der Zunge schmecken zu können. Die einzigen Geräusche waren die Schritte der Toten vor ihnen.

»Was hat das zu bedeuten?« ertönte plötzlich eine fremde Stimme.

Der Kanzler stieß einen erschreckten Laut aus und griff unwillkürlich nach Haplos Arm – der Lebende suchte Zuflucht bei dem Lebenden. Haplo selbst fühlte beschämt, wie sein Herz einen Schlag aussetzte, und verzichtete darauf, Pons anzuherrschen, weil er ihn berührt hatte.

Eine geisterhafte Gestalt trat aus dem Schatten in den Fackelschein.

»Feuer und Asche, Ihr habt mich erschreckt, Bewahrer!« sagte Pons vorwurfsvoll und wischte sich mit dem Ärmel der schwarzen, grün verbrämnten Robe über die Stirn. Grün war das Abzeichen seiner Stellung bei Hof. »Tut das nie wieder!«

»Ich bitte um Vergebung, Mylord, aber wir sind es nicht gewohnt, Lebende hier unten zu sehen.«

Die Gestalt verneigte sich, Haplo sah zu seiner Erleichterung, daß der Manti lebte.

»Dann werdet Ihr Euch daran gewöhnen müssen.« Mit seinem überheblichen Ton versuchte Pons, die eben gezeigte Schwäche vergessen zu machen. »Hier ist ein lebender Gefangener für Euch. Er soll gut behandelt werden – auf Befehl Seiner Majestät.«

»Lebende Gefangene«, meinte der Bewahrer mit einem unfreundlichen Blick auf Haplo, »sind eine Last.«

»Ich weiß, aber es geht nicht anders. Dieser Mann ...« Pons zog den Bewahrer zur Seite und sprach flüsternd auf ihn ein.

Die Augen der beiden Männer ruhten auf den tätowierten Runen an Haplos Händen und Armen. Ihre starrenden Blicke verursachten ihm Unbehagen, doch er ließ sich nichts anmerken. Er wollte verdammt sein, wenn er ihnen die

Genugtuung gab zu sehen, daß es ihnen gelang, ihn aus der Ruhe zu bringen.

Auch daß er von dem Kanzler des Herrschers ins Vertrauen gezogen worden war, schien den Bewahrer nicht versöhnlicher gestimmt zu haben. »Sonderfall oder nicht, es läuft ja doch darauf hinaus, daß man ihn füttern, tränken und beaufsichtigen muß. Und ich bin ohne einen Helfer während der Schlafhälfte, obwohl ich oft genug einen Assistenten beantragt habe.«

»Seine Majestät sind sich bewußt – bedauert zutiefst – vorläufig nicht zu ändern ...« murmelte Pons.

Der Bewahrer holte schnaufend Luft, wies auf Haplo und gab einem der Wiedergänger Anweisungen. »Bring den Lebenden in die Zelle neben dem Neuzugang, der eben gebracht wurde. So kann ich den einen im Auge behalten, während ich an dem anderen arbeite.«

»Ich bin sicher, Seine Majestät wird morgen mit Euch sprechen wollen«, wandte der Kanzler sich zum Abschied an Haplo.

Haplo zuckte vor der Berührung des Wiedergängers zurück. »Sagt dem Wesen, es soll die Finger von mir lassen!«

»Was habe ich Euch gesagt!« der Bewahrer verdrehte die Augen. »Kommt jetzt mit.«

Haplo und sein Begleiter gingen an Zellen vorbei, in denen Wiedergänger auf nackten Steinbänken lagen oder ruhelos auf und ab gingen. Umhüllt von ihrem eigenen fahlen Leuchten, konnte man die Schemen neben den Toten schweben sehen. Gitterstäbe und Schlösser verhinderten ein Entkommen aus den kleinen, höhlenähnlichen Nischen.

»Ihr haltet es für nötig, die Toten einzusperren!« fragte Haplo und hätte fast laut aufgelacht.

Der Bewacher blieb stehen, um eine leere Zelle aufzuschließen. Bei einem Blick in die Zelle gegenüber sah Haplo, wie der Leichnam des Prinzen mit der großen, blutigen

Wunde in der Brust von zwei Wiedergängern auf eine Steinbank gelegt wurde.

»Selbstverständlich sperren wir sie ein! Glaubt Ihr etwa, ich möchte, daß sie mir hier unter den Füßen herumlaufen? Ich habe auch so genug Arbeit. Beeilt Euch. Ich habe nicht die ganze Nacht Zeit. Ich nehme an. Ihr wollt auch etwas zu essen und zu trinken?« Der Bewahrer schlug die Tür zu und funkelte seinen Gefangenen zwischen den Gitterstäben hindurch an.

»Nur Wasser.« Haplo war der Appetit vergangen.

Der Bewahrer holte einen Becher, schob ihn in die Zelle und schöpfte mit einer Kelle Wasser hinein. Haplo nahm einen Schluck und spuckte ihn gleich wieder aus. Das Wasser schmeckte nach Verwesung. Er benutzte den Rest, um sich das Blut des Prinzen von Händen, Armen und Beinen zu waschen. Der Bewahrer krauste mißbilligend die Stirn, als sei das in seinen Augen eine Verschwendung, doch er sagte nichts. Er hatte es offenbar eilig, mit seiner Arbeit an dem Prinzen zu beginnen. Haplo legte sich auf die steinerne Pritsche, das *ganze* Bettzeug bestand aus ein paar Handvoll Kairngras.

Ein Runengesang der Sartan tönte durch die Verliese. Ein fast unhörbares Echo schien ihm zu antworten, eine gespenstische Klage, erfüllt von unbeschreiblicher Trauer. Die Schemen, sagte Haplo sich. Er mußte an den Hund und dessen letztes, qualvolles Jaulen denken.

Er sah die Augen, die Überzeugung, daß sein Herr ihm helfen würde, wie er es immer getan hatte.

Haplo biß die Zähne zusammen und verjagte die Bilder aus seinem Kopf. Er kramte in seiner Hosentasche und zog einen der Runensteine heraus, den er unbemerkt hatte mitgehen lassen. In der Dunkelheit konnte er nichts erkennen, aber er drehte ihn zwischen den Fingern und tastete gedankenverloren über die eingravierten Sigel.

Kapitel 20

Alte Provinzen, Abarrach

»Und dann, Vater«, erzählte Jera, »nahm der Schemen Gestalt an.«

»Greifbare Gestalt?«

»Nein.« Jera bemühte sich, die Erinnerung in Worte zu fassen. »Er blieb körperlos, durchsichtig. Hätte ich versucht, ihn zu berühren, würde ich nichts gefühlt haben. Aber ich konnte Einzelheiten erkennen, das Wappen auf seinem Brustpanzer, die Form seiner Nase, die Narben an seinen Armen, Vater, ich konnte seine Augen sehen. Er *sah* mich an, uns alle. Und es war, als hätte er einen großen Sieg errungen. Dann – dann verschwand er.«

Jera breitete die Hände aus. So anschaulich waren ihre Worte und so beredt die Gebärde, daß Alfred fast glaubte, die transparente Gestalt verblassen und wie Morgennebel in der Sonne vergehen zu sehen.

Jonathan schüttelte den Kopf und lachte auf seine liebenswerte, jungenhafte Art. »Ihr hättet das Gesicht vom guten alten Pons sehen sollen!«

»Ja«, meinte der Graf.

Jera stieg eine leichte Röte in die Wangen. »Liebster, diese Angelegenheit ist wirklich sehr ernst.«

»Ich weiß, mein Schatz.« Jonathan bemühte sich, die Beherrschung wiederzugewinnen. »Aber du mußt zugeben, es *war* komisch ...«

Wider Willen mußte auch Jera lächeln. »Noch einen Schluck Wein, Papa?« fragte sie und beeilte sich, ihrem Vater nachzuschicken. Als sie sich unbeobachtet glaubte, suchte sie

den Blick ihres Mannes und schüttelte in gespielter Entrüstung tadelnd den Kopf. Jonathan grinste vergnügt und zwinkerte ihr zu.

Der Graf sah es und war nicht belustigt. Alfred hatte den unbehaglichen Eindruck, daß dem Grafen so gut wie nichts entging. Die wachen, schwarzen Altmänneraugen dieser ausgedörrten, eingeschrumpften Greisengestalt huschten beständig durch den Raum, und plötzlich durchbohrten sie Alfred mit ihrem scharfen Blick.

»Ich würde gerne sehen, wie Ihr das gemacht habt.« Es hörte sich an, als hätte Alfred einen besonders raffinierten Kartentrick vorgeführt. Der Graf beugte sich vor und stützte die spitzen Ellenbogen auf den Tisch. »Tut mir den Gefallen. Ich werde einen Wiedergänger rufen. Was glaubst du, Tochter, welchen wir entbehren ...«

»Aber – aber das kann ich nicht!« stammelte Alfred. Er fühlte sich mehr und mehr in die Enge gedrängt und wußte kaum noch ein und aus. »Es geschah ganz unwillkürlich. Der Schreck, wißt Ihr. Ich schaute nach oben und sah das – das Schwert. Die Runen sind – also, sie sind mir einfach so zugeflogen ...«

»Und gleich wieder davongeflattert, wie?« Der Graf stieß Alfred den spitzen Zeigefinger in die Rippen. Jeder einzelne Körperteil des alten Mannes schien auf einem Schleifstein geschärft worden zu sein.

»Sozusagen«, hauchte Alfred matt.

Der Graf kicherte in sich hinein und stieß ihn wieder in die Seite. Alfred konnte sich bildlich vorstellen, daß jeder Stich der nadelspitzen Finger ihm die Wahrheit aussaugte wie Blut. Aber was war denn die Wahrheit? Wußte er wirklich nicht, was er getan hatte! Oder verbarg ein Teil von ihm sie vor dem anderen, wie er es sich angewöhnt hatte in den langen Jahren, die er gezwungen war, sich zu verstellen und zu tarnen? Er strich mit einer zitternden Hand durch das schütterere Haar.

»Vater, du darfst ihn nicht quälen.« Jera trat neben Alfred und legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter.

»Noch etwas Wein?«

»Nein. Wirklich nicht. Vielen Dank.« Alfreds Glas stand noch unberührt vor ihm. »Wenn Ihr mich entschuldigen wollt – ich bin sehr müde. Ich würde mich gern hinlegen ...«

»Aber selbstverständlich«, sagte Jonathan. »Wie gedankenlos von uns, Euch nach diesem für Euch gewiß entsetzlichen Zyklus keine Ruhe zu gönnen ...«

Entsetzlicher, als du es dir vorstellen kannst, sagte Alfred zu sich selbst. Um vieles entsetzlicher! Er stand schwerfällig auf.

»Ich werde Euch zu Eurem Zimmer führen«, erbot sich Jera.

Das ferne Klingen einer Glocke tönte leise durch die von Gaslampen erhellte Dunkelheit. Alle vier Anwesenden in dem Zimmer verstummten, drei von ihnen wechselten ahnungsvolle Blicke.

»Das werden Neuigkeiten aus dem Palast sein«, sagte der Graf und machte Anstalten, sich zu erheben.

»Ich werde gehen«, meinte Jera. »Auf die Toten ist kein Verlaß.« Sie verschwand im Halbdunkel am Rande des Lichtkreises.

»Ihr werdet das auch hören wollen.« Der Graf deutete einladend – oder befehlend? – auf den Stuhl, von dem Alfred soeben aufgestanden war.

Alfred blieb nichts anderes übrig, als sich wieder zu setzen, obwohl er sich kummervoll der Tatsache bewußt war, daß er gerne darauf verzichtet hätte, zu erfahren, was es so geheimnisvoll zu dieser späten Stunde vom Hof des Herrschers zu berichten gab.

Die Männer warteten schweigend. Jonathans Züge waren blaß und gespannt, die des alten Grafen verschlagen und wachsam. Alfred starrte mit leerem Blick an die kahle Wand.

Der alte Graf lebte als Herr einstmals großer reicher Güter in den alten Provinzen. Vor Zeiten war der Boden fruchtbar

gewesen, Scharen von Toten arbeiteten darauf. Von den Fenstern des Herrenhauses sah man endlose Felder mit wogendem Kairngras und blühende Lantibäume. Jetzt war das Land verödet, begraben unter Asche, die der unablässige Regen in giftigen Schlamm verwandelte.

Das Haus des Grafen war nicht in der Art einer Höhle erbaut, sondern aus Steinquadern errichtet worden; es erinnerte Alfred an die Burgen, die von der Blütezeit der Sartan auf Arianus kündeten.

Es war ein weitläufiges Gebäude, aber die meisten der hinteren Räume wurden nicht mehr benutzt und waren verschlossen, denn der alte Graf lebte mit einigen auferstandenen alten Dienern allein in dem Haus. Der vordere Teil war jedoch erstaunlich gut erhalten, verglichen mit den zerfallenen Bauwerken, an denen sie während der Fahrt durch die alten Provinzen vorüber- gekommen waren.

»Es liegt an den alten Runen, müßt Ihr wissen«, erklärte der Graf, während er Alfred prüfend musterte. »Die meisten Leute haben sie von den Wänden gekratzt oder übermalt, weil sie angeblich altmodisch aussahen, aber ich habe sie gelassen und sogar ausgebessert. Wie es scheint, haben sie es mir vergolten. Mein Haus steht noch, während das von manch anderem längst in Trümmer versunken ist.«

Alfred konnte die Runen lesen, spürte fast die Kraft der Magie, die über Jahrhunderte hinweg die Mauern gestärkt und gestützt hatte. Doch er schwieg aus Furcht, zuviel zu sagen.

Zum bewohnten Trakt gehörten die Wirtschaftsräume im Erdgeschoß: eine Gesindekammer, Küche, Vorder- und Hinterausgang mit Windfang sowie ein Laboratorium, in dem der Graf seine Experimente durchführte. Es war sein Ziel, eine Methode zu entwickeln, den vergifteten Boden der alten Provinzen wieder fruchtbar zu machen. In den beiden oberen Stockwerken befand sich die eigentliche Wohnung: die

Schlafgemächer der Familie, Räumlichkeiten für Gäste, Wohnzimmer und Speisezimmer.

Eine Herrscheruhr auf dem Weg ins Schlafzimmer zeigte an, wie spät es war. Alfred dachte sehnsüchtig an Schlaf, segensreiches Vergessen, wenn auch nur für einige Stunden, bevor er sich wieder diesem niemals endenden Alptraum stellen mußte.

Er mußte wohl tatsächlich eingedöst sein, denn als eine Tür geöffnet wurde, schreckte er mit einem unangenehmen Frösteln auf. Blinzeln richtete er die trüben Augen auf Jera und einen Mann in schwarzem Umhang, die durch eine Tür am anderen Ende des Zimmers hereintraten.

»Ich glaube, Ihr solltet Euch selbst anhören, was Tomas zu sagen hat, falls Ihr ihn noch etwas fragen möchtet«, sagte Jera.

Alfred wußte sofort, daß es schlechte Neuigkeiten waren, und er stützte den Kopf in die Hand. Wieviel konnte er noch ertragen?

»Der Prinz und der Fremde mit den Tätowierungen auf der Haut sind beide tot«, berichtete Tomas mit gedämpfter Stimme. Er trat in den Lichtkreis und schob die Kapuze auf den Rücken. Er war ein junger Mann, ungefähr in Jonathans Alter. Seine Kleidung war schmutzig, als wäre er schnell und hart geritten. »Der Herrscher hat sie am heutigen Abend im Spielzimmer des Palastes töten lassen.«

»Seid Ihr dabeigewesen? Habt Ihr gesehen, wie es passiert ist?« forschte der Graf. Der schmale, scharfkantige Kopf ruckte vor.

»Nein, aber ich habe mit einem Wiedergänger gesprochen, der den Auftrag hatte, die Leichen in die Katakomben zu bringen. Er sagte mir, der Bewahrer hätte Anweisung, für beide Männer die Präservationsriten vorzunehmen.«

»Der Tote hat es Euch gesagt!« höhnte der alte Mann. »Auf die Toten ist kein Verlaß.«

»Dessen bin ich mir durchaus bewußt, Mylord. Unter dem Vorwand, ich hätte nicht gewußt, daß das Runenspiel für diesen Abend abgesagt war, platzte ich ins Zimmer. Die Wiedergänger waren dabei, eine große Blutlache aufzuwischen. Ein gleichfalls blutiger Speer mit verbogener Spitze lag auf dem Boden. Es gibt kaum einen Zweifel. Die beiden Männer sind tot.«

Jera schüttelte seufzend den Kopf. »Armer Prinz. So jung, so edel. Aber des einen Pech ist manchmal des ändern Glück, wie man so sagt.«

»Ja«, stimmte der alte Mann lebhaft zu. »*Unser Glück.*«

»Jetzt müssen wir unbedingt die Leichen des Prinzen und Eures Freundes in unseren Besitz bringen.« Jera wandte sich unternehmungslustig an Alfred. »Es wird nicht ganz ungefährlich sein, aber – aber lieber Freund«, ihre eben noch muntere Stimme hatte plötzlich einen besorgten Klang, »fühlt Ihr Euch nicht wohl? Jonathan, bring ihm ein Glas Stalagma.«

Alfred saß auf seinem Stuhl, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Worte sprudelten ihm über die Lippen. Schwankend, unbeholfen stand er auf. »Haplo, der Prinz – tot. Ermordet. Mein eigenes Volk. Tötet bedenkenlos. Und ihr, ihr gefühllosen ... Für euch ist der Tod nichts weiter als ein leichtes Ärgernis.«

»Hier, trinkt das.« Jonathan reichte ihm ein Glas mit einer übelriechenden Flüssigkeit. »Ihr hättet beim Essen kräftiger zulangen sollen ...«

»Essen!« rief Alfred heiser. Er stieß die Hand mit dem Glas zur Seite und bewegte sich Schritt für Schritt rückwärts, bis er gegen eine Wand stieß. »Man hat zwei Menschen das Leben geraubt, und Ihr sprecht von essen! Davon, ihre – ihre Leichen zu stehlen!«

»Guter Mann, ich versichere Euch, Ihr habt nicht den geringsten Grund zur Sorge.« Tomas, der Fremde, meldete sich zu Wort. »Ich kenne den diensthabenden Bewahrer persönlich. Er ist sehr tüchtig. Ihr werdet kaum eine Veränderung bei Eurem Freund feststellen können ...«

»Kaum eine Veränderung!« Alfred strich mit beiden Händen über den fast kahlen Schädel. »Der Tod ist es, der den Wert des Lebens ausmacht. Der Tod, vor dem

alle gleich sind. Mann, Frau, Bauer, König, reich, arm: alle miteinander Reisegefährten auf dem Weg zum selben Ziel. Das Leben ist heilig, ein wertvolles Gut, das man nicht leichtfertig oder willkürlich rauben darf. Ihr habt jeden Respekt vor dem Tod verloren und damit auch jeden Respekt vor dem Leben. Jemanden ums Leben zu bringen ist für euch kein größeres Verbrechen, als ihm die Brieftasche zu stehlen!«

»Verbrechen!« hielt Jera ihm entgegen. »Ihr sprecht von Verbrechen? *Ihr* wart es, der das Verbrechen begangen hat! Ihr habt den Körper zerstört und den Schemen ins Nichtssein verbannt, wo er auf ewig schmachten wird, ohne Form und Gestalt!«

»Er hatte Form, er hatte Gestalt!« schrie Alfred. »Ihr habt es doch selbst gesehen! Der Mann war endlich frei!« Er verstummte, überrascht von seinem leidenschaftlichen Ausbruch.

»Frei?« Jera starrte ihn ratlos an. »Frei, was zu tun? Frei, wohin zu gehen?«

Alfred wurde abwechselnd von Fieber- und Kälteschauern geschüttelt. Die Sartan. Halbgötter. Fähig, neue Welten zu erschaffen aus einer, die dem Untergang geweiht war. Aber der Schöpfung war die Zerstörung vorausgegangen. Unsere Magie war die Vorstufe der Nekromantie. Dieser Schritt war unvermeidlich. Von der Herrschaft über das Leben zur Herrschaft über den Tod.

Aber – warum ist das so furchtbar? Weshalb revoltiert jede Faser meines Wesens gegen diesen Brauch?

Wieder sah er das Mausoleum von Arianus vor sich, die Leiber seiner Freunde in ihren Sarkophagen. Er war tieftraurig gewesen, als er sie noch einmal besuchte, bevor er Arianus

verließ. Wenn er zurückdachte, mußte er eingestehen, daß der Kummer weniger ihnen galt als ihm selbst. Alleingelassen.

Ebenso deutlich erinnerte er sich an den Tod seiner Eltern im Labyrinth ...

Nein, kam ihm zu Bewußtsein, das waren Haplos Eltern gewesen. Doch er hatte die verzweifelte Trauer gespürt, den ungeheuren Zorn, die grauenhafte Angst ... Wieder galten die Gefühle ihm selbst. Oder vielmehr Haplo. Alleingelassen. Die verstümmelten Körper hatten nach der Agonie Frieden gefunden. Der Tod hatte Haplo gelehrt zu hassen, den Feind zu hassen, der für das qualvolle Sterben seiner Eltern verantwortlich war. Doch auch wenn Haplo es nicht ahnte, hatte der Tod ihn auch noch andere Lektionen gelehrt.

Jetzt war Haplo tot. Und ich hatte gerade angefangen zu hoffen, er könnte ...

Ein Winseln riß Alfred aus seinen Gedanken. Eine Zunge, die kalt und feucht über seine Hand schleckte, ließ ihn auffahren.

Ein schwarzer, eigentlich recht gewöhnlicher Hund blickte teilnahmsvoll zu ihm auf und legte den Kopf schräg. Feuchte braune Augen boten Trost an für einen Kummer, der nicht verstanden, aber mitempfunden wurde.

Alfred starrte das Tier an, dann erholte er sich von der anfänglichen, namenlosen Verblüffung und warf ihm die Arme um den Hals. Er hätte weinen mögen.

Der Hund war bereit gewesen, sein Mitgefühl anzubieten, aber solche rüden Vertraulichkeiten gingen entschieden zu weit. Er entwand sich Alfreds Umarmung und betrachtete den Mann verwundert.

Warum die ganze Aufregung? schien er zu sagen. Ich tue nur, was man mir aufgetragen hat.

Bleib bei ihm. Haplos letzter Befehl.

»G-guter Junge«, sagte Alfred und streckte schüchtern die Hand aus, um den seidigen Kopf zu streicheln.

Der Hund ließ ihn mit einer Miene gewähren, die deutlich besagte, daß das Streicheln akzeptabel war, aber daß alles seine Grenzen hatte.

Alfred verstand.

»Haplo ist nicht tot! Er lebt!« rief er.

Er hob den Blick und merkte, daß alle im Zimmer Anwesenden ihn anstarrten.

»Wie habt Ihr das gemacht?« Jeras Gesicht war bleich, ihre Lippen farblos. »Der Hund ist in dem Schlammtümpel versunken. Wir alle haben es gesehen!«

»Was hat das zu bedeuten, Tochter? Wovon ist hier die Rede?« verlangte der alte Graf ärgerlich zu wissen.

»Der – der Hund, Vater! Es ist derselbe, den der Hauptmann in den Pfuhl geworfen hat!«

»Bist du sicher? Vielleicht sieht er ihm nur ähnlich?«
»Natürlich bin ich sicher, Vater! Sieh Alfred an. Er kennt den Hund! Und der Hund kennt ihn!«

»Wieder ein Trick. Wie ist Euch das gelungen?« wandte der Graf sich an Alfred. »Was für eine wunderbare Magie ist das? Wenn Ihr fähig seid, tote Körper wiederzuerwecken, die zerstört wurden ...«

»Ich habe es dir gesagt, Vater!« Jeras Erregung war so groß, daß sie kaum ein Wort herausbrachte. »Die Prophezeiung!«

Schweigen. Niemand sprach. Jonathan betrachtete Alfred mit dem unverhohlenen und faszinierten Staunen eines Kindes. Der Graf, seine Tochter und der Fremde musterten den Sartan abschätzend, dachten vielleicht schon darüber nach, welchen Nutzen sie aus ihm ziehen konnten.

»Kein Trick! Nicht ich! Ich habe nichts getan!« protestierte Alfred. »Es war nicht meine Magie, die den Hund zurückgebracht hat. Es war Haplos ...«

»Euer Freund? Aber ich versichere Euch, er ist tot«, sagte Jonathan mit einem raschen Blick auf seine Frau, der

unmißverständlich ausdrückte: *Der arme Kerl hat den Verstand verloren!*

»Nein, er ist nicht tot. *Euer* Freund hier muß sich irren. Ihr habt seinen Leichnam doch nicht gesehen, oder?« fragte Alfred.

»Das nicht. Aber das Blut, der Speer ...«

»Ich sage Euch«, beharrte Alfred, »daß der Hund hier nicht sein würde, wenn Haplo tot wäre. Ich kann nicht erklären, woher ich es weiß, denn ich bin nicht einmal sicher, ob meine Vermutung über das Tier richtig ist. Doch eins weiß ich genau: Es bedarf mehr als eines Speers, um meinen Freund zu töten. Seine magischen

Kräfte sind sehr stark.«

»Es hat keinen Sinn, darüber zu streiten. Entweder er lebt, oder er lebt nicht. Um so mehr Grund für uns, ihn oder was von ihm übrig ist, aus den Klauen des Herrschers zu befreien«, meinte der Graf. Er wandte sich an Tomas. »Und jetzt, Sir – wann soll die Auferstehung des Prinzen stattfinden?«

»Nach meinen Gewährsleuten in drei Tagen, von heute an gerechnet, Mylord.«

»Das gibt uns Zeit«, sagte Jera, verschränkte die Hände und legte nachdenklich den Zeigefinger an die Lippen. »Zeit, um zu planen. Und Zeit, dem Volk des Prinzen eine Nachricht zu senden. Wenn er nicht wiederkommt, wird man ahnen, daß ihm etwas zugestoßen ist. Wir müssen sie warnen, nichts zu unternehmen, ehe wir nicht bereit sind.«

»Bereit? Bereit wozu?« erkundigte sich Alfred verständnislos.

»Krieg«, antwortete Jera.

Krieg. Sartan gegen Sartan. In all den Jahrhunderten unserer Geschichte hat es nie eine solche Tragödie gegeben. Wir teilten eine Welt, um sie vor der Eroberung durch unsere Feinde zu bewahren, und es gelang. Wir errangen einen großen Sieg. Und haben doch verloren.

Kapitel 21

Nekropolis, Abarrach

Einen Zyklus nach dem Tod des Prinzen sagte der Herrscher seine Audienzstunde ab, etwas, das er nie zuvor getan hatte. Der Kanzler gab bekannt, Seine Majestät sei mit Staatsgeschäften überlastet, einige wenige privilegierte Personen ließ er jedoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit wissen, Seine Majestät hätte beunruhigende Nachrichten empfangen, eine feindliche Armee betreffend, die am jenseitigen Ufer der Feuersee lagerte.

Wie von Kleitus vorhergesehen, sickerte die besorgniserregende Neuigkeit in die Stadt wie der unaufhörliche Regen und schuf eine Atmosphäre von Spannung und unterschwelliger Panik, die seinen Plänen äußerst förderlich war. Er verbrachte den Zyklus in der Palastbibliothek, völlig allein, bis auf die toten Wachen, und die zählten nicht.

Elihn, der All-Gott, schaute mit Mißfallen auf das Chaos. Er streckte seine Hand aus, und aus dieser Bewegung entstand die Primärwelle. Ordnung war erschaffen, in der Gestalt einer Welt, gesegnet mit intelligentem Leben. Elihn war zufrieden mit seiner Schöpfung und beschenkte die Welt mit allen guten Dingen, die notwendig waren, um das Leben darauf zu erhalten. Nachdem er die Welle in Bewegung gesetzt hatte, verließ Elihn die Welt, denn er wußte, die Welle würde für ihren Fortbestand sorgen, und ein Hüter war nicht mehr erforderlich. Die drei von

der Welle hervorgebrachten Rassen, Elfen, Menschen und Zwerge, lebten in Eintracht.

»Nichtige«, sagte Kleitus verächtlich und überflog die nächsten Seiten, die sich mit der Erschaffung der ersten, jetzt als die minderen bezeichneten Rassen beschäftigten. Die Information, die er suchte, würde er in diesem Passus nicht finden, obwohl er sich entsinnen konnte, daß sie ziemlich am Anfang des Textes gestanden hatte, aber die genaue Stelle wußte er nicht mehr. Sein letzter Blick auf dieses Manuskript war lange her; damals suchte er nach einem Fluchtweg aus dieser Welt und hatte kein Interesse an der Geschichte einer anderen, längst versunkenen.

Doch gegen Ende einer schlaflos verbrachten Schlafhälfte war Kleitus plötzlich die Erinnerung an einen Satz gekommen, den er in irgendeinem Buch gelesen haben mußte. Er setzte sich ruckartig in seinem Bett auf und faßte sofort den Entschluß, die Audienzstunde abzusagen. Nachdem er angestrengt sein Gedächtnis durchforscht hatte, fiel ihm der Titel des Buches ein. Er brauchte es nur noch zu suchen und die entsprechende

Stelle zu finden.¹⁰

In ihrem Bestreben, das Gleichgewicht zu erhalten und eine Rückentwicklung zum Chaos zu verhindern, ist die Primärwelle in einem ständigen Korrekturprozeß begriffen – ihr Fluß ist ein beständiges Auf und Ab. Daraus resultieren Licht und Dunkelheit, Gut und Böse, Krieg und Frieden.

Zu Anbeginn der Welt, während der Periode, die fälschlich das Dunkle Zeitalter genannt wurde, glaubten die Bewohner der Welt an die Gesetze der Magie, an die Gesetze des Übernatürlichen sowie gleichzeitig an die Naturgesetze. Doch nach einiger Zeit trat eine neue Religion ihren Siegeszug an. Sie nannte sich »Wissenschaft«. Die Wissenschaft verehrte

¹⁰ Nachzulesen in Magie in den vier Welten, Auszüge aus den Betrachtungen eines Sartan, Band 1

allein die Naturgesetze, während sie die magischen und spirituellen Gesetze als »Illusionen« schmähte.

Die menschliche Rasse verfiel aufgrund ihrer kurz bemessenen Lebensspanne in besonderem Maße dieser neuen Religion, die ihnen Unsterblichkeit zu versprechen schien. Sie bezeichneten diese Periode als Renaissance. Die Elfen, die auf ihrem Glauben an die Magie beharrten, wurden konsequent verfolgt und vertrieben. Die Zwerge, sehr geschickt im Umgang mit mechanischen Geräten, boten den Menschen an, mit ihnen zusammenzuarbeiten, aber die Menschen wollten Sklaven, keine Partner, deshalb zogen sich die Zwerge aus eigenem Antrieb von ihnen zurück und suchten Zuflucht unter der Erde. Nach und nach vergaßen die Menschen diese anderen Rassen und den Glauben an die Magie. Die Balance ging verloren, ein Ungleichgewicht stellte sich ein: einerseits Macht und Stärke, andererseits Ohnmacht und Kraftlosigkeit.

Aber die Welle strebt immer nach Ausgleich, diesmal mit entsetzlichen Folgen. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts entfesselten die Menschen einen furchtbaren Krieg untereinander. Ihre Waffen – Wunderwerke der Technik – brachten Tod und Vernichtung über Millionen. An jenem Tag zerstörte die Wissenschaft sich selbst.

Der Herrscher runzelte mißbilligend die Stirn. Einige Passagen des Buches schienen ihm haltlose Mutmaßungen zu sein. Er hatte nie irgendwelche Nichtigkeiten kennengelernt – die es in Kairn Nekros gab, waren lange vor seiner Geburt gestorben –, doch es fiel ihm schwer zu glauben, daß irgendein Volk imstande sein sollte, sich wissentlich selbst auszurotten.

»In anderen Chroniken wird diese Darstellung untermauert.« Er führte häufig Selbstgespräche, wenn er allein in der Bibliothek saß, um die übermächtige, bedrückende Stille zu durchbrechen. »Aber die Autoren stammen aus derselben frühen Periode unserer Geschichte und stützen sich womöglich alle auf dieselben unrichtigen Informationen, sind also einer wie

der andere vermutlich nur unter Vorbehalt glaubwürdig. Das muß ich mir einprägen.«

Für die, die verschont geblieben waren, begann das sogenannte Zeitalter des Staubs. Sie mußten schwer kämpfen, um nur am Leben zu bleiben. In dieser schweren Zeit entstand ein neues Geschlecht mutierter Menschen, die fähig waren – nachdem das unaufhörliche Lärmen der Wissenschaft verstummt war –, das Fließen der Welle ringsum zu hören und in ihrem Innern wahrzunehmen. Sie begriffen und nutzten das Potential der Welle für die Wiederbelebung der Magie. Um die magischen Kräfte lenken und leiten zu können, entwickelten sie das System der Runen. Magier – Männer wie Frauen – schlossen sich zusammen, um denen, die im Dunkeln wandeln, ein neues Licht zu bringen. Sie nannten sich ›Sartan‹, was in der Sprache der Runen soviel bedeutet wie: Die das Licht neu entzünden.

»Ja.« Der Herrscher seufzte. Er hatte bisher kaum Sinn gehabt für Geschichte, tote Vergangenheit, ein Kadaver jenseits der Auferstehung.

Oder vielleicht auch nicht.

Es war eine ungeheure Aufgabe. Wir Sartan waren nur wenige. Um das Wiedererstarken der Welt zu fördern, gingen wir hin und lehrten alle Völker die einfachen Grundbegriffe der Magie, aber die wahre Natur und Macht der Welle gaben wir nicht preis, um im Falle eines Falles Einhalt gebieten zu können und in der Lage zu sein zu verhindern, daß die Katastrophe, die einmal über die Welt hereingebrochen war, sich wiederholte.

Verblendet glaubten wir, selbst die Welle zu sein. Zu spät wurde uns klar, daß auch wir nur ein Teil von ihr waren, daß es zu unserem Licht einen Schatten geben mußte. Zu spät fanden wir heraus, daß einige von uns sich von den altruistischen Zielen unserer Arbeit abgewendet hatten. Die Abtrünnigen strebten nach Macht, nach Dominanz. ›Patryn‹ nannten sie sich: Die ins Dunkel zurückkehren.

»Ah!« Kleitus atmete tief ein, beugte sich tiefer über die Seiten und las gespannt weiter.

Sie wählten diesen Namen, um uns, ihre Brüder, zu verhöhnen und weil sie anfangs gezwungen waren, sich an dunklen, geheimen Orten zu versammeln, um nicht entdeckt zu werden. Sie sind ein Volk mit engem Zusammenhalt, den Ihnen gegenüber strikt loyal, und haben nur ein Ziel vor Augen – die absolute, unbestrittene Weltherrschaft.

»Absolute, unbestrittene Vorherrschaft«, wiederholte der Herrscher und massierte sich mit den Fingerspitzen die Stirn.

Es erwies sich als unmöglich, in eine derart verschworene Gemeinschaft einzudringen und ihre Geheimnisse in Erfahrung zu bringen. Wir Sartan versuchten es, aber die wir aussandten, kehrten nie zurück; es bleibt nur die Vermutung, daß sie entdeckt und getötet wurden. Daher ist unser Wissen über die Patryn und ihre Form der Magie sehr gering.

Die Miene des Herrschers verriet Enttäuschung, doch er las weiter.

Theorien besagen, daß die Runenmagie der Patryn sich auf den physischen Aspekt der Welle gründet, während die unsere ihre Kraft aus dem Spirituellen bezieht. Wir singen die Runen und tanzen sie und schreiben sie in die Luft. Nur wenn die Notwendigkeit es erfordert, übertragen wir sie auf die physische Ebene.

Den Patryn hingegen erwächst ihre Macht aus der physischen Repräsentation der Runen, sie tätowieren sie sogar in ihre Haut, um die Wirkung ihrer Magie zu verstärken. Ich zeichne hier ...

Der Herrscher hielt inne, kehrte zum Anfang der Zeile zurück und las die Worte nochmals: »Tätowieren sie in ihre Haut, um die Wirkung ihrer Magie zu verstärken.« Dann las er mit erhobener Stimme weiter: »Ich zeichne hier, als Kuriosität, einige Runengefüge auf, die man von ihnen kennt. Bemerkenswert die Ähnlichkeit mit unseren Runen,

bemerkenswert aber auch, daß es die primitive Art ist, in der sie konstruiert sind, die die radikale Umänderung der Magie bewirkt und im Grunde genommen eine ganz neue Sprache grobschlächtiger, aber starker Magie erschafft.«

Kleitus zog einige der Runenspielsteine hervor und plazierte sie neben den Skizzen des Chronisten auf das Blatt. Die Übereinstimmungen waren nahezu vollkommen. »Es ist so verflucht offensichtlich. Warum ist es mir bisher nie aufgefallen?«

Kopfschüttelnd, zornig auf sich selbst, fuhr er fort zu lesen.

In diesen Tagen scheint sich die Welle in einem Stadium der Ausgewogenheit zu befinden. Doch es gibt unter uns welche, die fürchten, daß die Patryn stärker werden und ein neuer Wellenberg im Entstehen begriffen ist. Einige raten, daß wir kämpfen und den Patryn Einhalt gebieten sollen. Andere, zu denen auch ich gehöre, warnen, daß wir nichts tun dürfen, um das Gleichgewicht zu stören, oder wir bewirken ein Wellental ...

Kleitus schlug das Buch zu. Der Text enthielt keine weiteren Informationen über die Patryn, sondern verlor sich in Spekulationen über die möglichen Folgen eines

erneuten Ungleichgewichts. Der Herrscher kannte die Antwort bereits. Es war die Große Teilung gekommen und anschließend das Leben in dieser Gruft von einer Welt. So viel wußte er von der Geschichte der Sartan.

Doch er hatte die Patryn vergessen, die Feinde von alters her, Bringer der Dunkelheit, Wirker einer grobschlächtigen, aber starken Magie.

»Absolute und unbestrittene Vorherrschaft ...« sagte er halblaut vor sich hin. »Was für Narren wir gewesen sind. Was für absolute und unbestrittene Narren. Doch es ist noch nicht zu spät. Sie halten sich für schlau. Sie glauben, sie können uns überrumpeln. Aber sie sollen sich täuschen!«

Nachdem er eine Zeitlang schweigend überlegt hatte, winkte er einem der Wiedergänger: »Ich will den Kanzler sprechen.«

Der tote Soldat ging und kehrte beinahe sofort wieder, begleitet von Pons, dessen großer Vorzug es war, wenn er gebraucht wurde, leicht auffindbar zu sein.

»Euer Majestät«, grüßte er mit einer tiefen Verbeugung.

»Ist Tomas zurück?«

»Vor wenigen Minuten, glaube ich.«

»Bringt ihn her.«

»Hierher, Euer Majestät?«

Kleitus zögerte, schaute sich im Zimmer um, nickte. »Ja, hierher.«

Da es sich um etwas Wichtiges handelte, übernahm es Pons höchstpersönlich, den Auftrag auszuführen. Man hätte einen der Wiedergänger schicken können, den jungen Mann zu holen, aber es bestand immer die Möglichkeit, daß der Tote mit einem Korb Rezblumen zurückkehrte, weil er seine ursprünglichen Anweisungen auf halbem Weg vergessen hatte.

Pons machte sich auf den Weg zu einem der Empfangsräume, wo man Kuriere und Bittsteller in großer Zahl anzutreffen pflegte. Der Eintritt des Herrschers würde unter sie gefahren sein wie der Blitzschlag von einem Koloß und hätte sie aufgeschreckt zu einer wahren Orgie von Kratzfüßen, Katzbuckeln und Bücklingen. Das Auftauchen des Kanzlers zeigte weniger spektakuläre Auswirkungen. Ein paar zweite und dritte Söhne vornehmer Familien sowie etliche Angehörige des niederen Adels verneigten sich bescheiden, der obere Echelon unterbrach sein Runensteinspiel und die Konversation, und man schaute dem Eindringling entgegen. Wer mit Pons gut bekannt oder gar befreundet war, begrüßte ihn herzlich, sehr zum Neid und Mißvergnügen jener, die sich nicht solcher Verbindung rühmen konnten.

»Was gibt's, Pons?« fragte jemand träge.

Der Kanzler lächelte. »Seine Majestät bedarf eines ...« Sofort erhob sich eine große Anzahl von dienstbeflissenen Höflingen.

»... bedarf eines lebenden Kuriers«, beendete Pons den Satz. Scheinbar gleichgültig und gelangweilt ließ er den Blick durch das Zimmer wandern.

»Ein Botenjunge, wie?« Ein Baron gähnte.

Der obere Echelon, der kein Interesse an Handlangerdiensten hatte, wandte sich entschlossen wieder dem Spiel und dem Hofklatsch zu.

»Ihr dort.« Pons deutete auf einen jungen Mann am anderen Ende des Zimmers. »Wie ist Euer Name?« »Tomas, Mylord.«

»Tomas. Ihr seht ganz brauchbar aus. Kommt mit.«

Tomas verneigte sich schweigend und folgte dem Kanzler aus dem Vorzimmer in den privaten und geheimen Teil des Palastes. Sie sprachen beide kein Wort, nur beim Verlassen des Zimmers hatten sie einen kurzen, bedeutungsvollen Blick ausgetauscht. Der Kanzler ging voraus, der junge Mann hielt einige Schritte Abstand, wie es die Etikette verlangte. Er hatte die Hände in die weiten Ärmel geschoben, die schwarze, unverbrämte Kapuze verdeckte sein Gesicht.

Vor der Bibliothek angekommen, bedeutete der Kanzler dem jungen Mann zu warten. Einer der toten Soldaten öffnete die Tür. Pons spähte hindurch. Kleitus hatte sich wieder den Büchern zugewandt, doch jetzt hob er den Kopf, und als er seinen Kanzler sah, nickte er.

Pons winkte seinem Begleiter, der aus dem Halbdunkel trat und ins Zimmer schlüpfte. Der Kanzler trat hinter ihm ein und zog leise die Tür ins Schloß. Die Wachen aus der Leibgarde Seiner Majestät nahmen wieder ihren Posten ein“.

Der Herrscher vertiefte sich erneut in den Folianten, der aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch lag.

Der junge Mann und Pons warteten schweigend.

»Du bist im Haus des Grafen gewesen, Tomas?« erkundigte sich Kleitus, ohne aufzublicken.

»Ich bin soeben von dort zurückgekehrt, Sire«, erwiderte der junge Mann mit einer Verneigung.

»Und du hast sie alle dort angetroffen – den Herzog, die Herzogin und diesen Fremden?«

»Jawohl, Euer Majestät.«

»Und du hast ihnen das gesagt, was dir aufgetragen wurde?«

»Selbstverständlich, Sire.«

»Mit welchem Ergebnis?«

»Einem – einem ziemlich merkwürdigen Ergebnis, Sire. Wenn ich das näher erklären darf ...« Er trat einen Schritt vor.

Kleitus, offenbar von einer besonders interessanten Textpassage gefesselt, machte eine vage Handbewegung.

Tomas krauste die Stirn und schaute Pons an, als wollte er fragen, ob er, der Herrscher, ihm überhaupt irgendwelche Aufmerksamkeit schenkte.

Der Kanzler beantwortete die stumme Frage mit einem Heben der Augenbrauen, das unmißverständlich ausdrückte: »Seine Majestät schenkt dir sehr viel mehr Aufmerksamkeit, als dir lieb sein kann.«

Fast schon eingeschüchtert, fuhr Tomas mit seinem Bericht fort. »Wie Eurer Majestät bekannt ist, glauben der Herzog und die Herzogin, daß ich zu ihren Parteigängern gehöre und ein Mitglied dieser unbesonnen Rebellion bin.« Wieder verneigte der junge Mann sich tief, um seine wahren Gefühle kundzutun.

Der Herrscher blätterte eine Seite um.

Tomas, der nicht wußte, was er denken sollte, sprach weiter, jedoch war ihm sein Unbehagen deutlich anzumerken. »Ich erzählte ihnen von der Ermordung des Prinzen ...«

»Ermordung?« Kleitus Hand mit der Buchseite erstarrte.

Tomas warf einen flehenden Blick auf Pons.

»Vergebt ihm, Majestät«, warf der Kanzler beschwichtigend ein, »aber so würden die Rebellen die rechtmäßige Exekution des Prinzen bezeichnen. Tomas ist gezwungen, sich den Anschein zu geben, ihre Ansichten zu teilen, damit er Eurer Majestät weiterhin von Nutzen sein kann.«

Der Herrscher glättete die umgeschlagene Seite, und Tomas schöpfte erleichtert Atem, um fortzufahren. »Ich sagte ihnen, der Mann mit den Tätowierungen sei ebenfalls tot.« Er zögerte.

»Mit welchem Ergebnis?« wollte Kleitus wissen, während er mit dem Finger die Seite hinunterfuhr.

»Der Freund des Mannes, der den Toten getötet hat, sagte, ich müsse mich irren.«

Endlich hob der Herrscher den Blick. »Irren?«

»Ja, Euer Majestät. Er sagte, er wüßte, daß sein Freund, den sie »Haplo« nannten, noch am Leben wäre.«

»Er wüßte es, sagst du?« Der Herrscher tauschte einen Blick mit seinem Kanzler.

»Allerdings, Sire. Er schien ganz sicher zu sein. Es hatte etwas mit einem Hund zu tun ...«

Seine Majestät wollte etwas sagen, aber der Kanzler hob Einhalt gebietend den Finger, wenn auch auf eine höchst respektvolle Art. »Hund?« fragte er. »Was für ein Hund?«

»Während wir miteinander sprachen, kam ein Hund ins Zimmer. Er lief zu dem Fremden, dessen Name Alfred ist. Dieser Alfred schien überaus erfreut zu sein, den Hund zu sehen, und meinte, nun wisse er genau, daß sein Freund nicht tot sei.«

»Wie sah der Hund aus?«

Tomas versuchte, sich die Szene ins Gedächtnis zu rufen. »Ein ziemlich großes Tier. Schwarzes Fell, weiße Flecken an den Augenbrauen. Er ist intelligent. Wenigstens macht er den Eindruck. Er – hört zu. Fast, als könnte er verstehen ...«

»Das ist er!« Pons wandte sich an Kleitus. »Der Hund, der in den Pfuhl geworfen wurde! Ich habe ihn sterben sehen! Er versank in dem kochendheißen Schlamm!«

»Ja, das stimmt genau!« Tomas schien erstaunt zu sein. »Genau das hat auch die Herzogin gesagt, Euer Majestät! Sie und der Herzog wollten ihren Augen nicht trauen. Die Herzogin Jera sagte etwas über die Prophezeiung. Aber der Fremde,

Alfred, leugnete mit allergrößtem Nachdruck, etwas damit zu tun zu haben.«

»Was sagte er über den Hund? Wie erklärte er, daß das Tier wieder lebendig war?«

»Er sagte, er könnte es nicht erklären, aber wenn der Hund lebte, dann müßte auch Haplo am Leben sein.«

»Ausgesprochen merkwürdig«, murmelte Kleitus. »Und hast du herausgefunden, Tomas, auf welche Weise es diesen beiden Fremden gelungen ist, nach Kairn Nekros zu kommen?«

»Ein Schiff, Sire. Wie der Herzog mir sagte, bevor ich ging, kamen sie in einem Schiff, mit dem sie in Glückshafen anlegten. Es besteht aus einer fremdartigen Substanz und ist nach der Beschreibung des Herzogs mit Runen bedeckt, fast so wie der Körper dieses Haplo.«

»Und was haben der Herzog und die Herzogin und der alte Graf jetzt vor?«

»Sie wollen noch an diesem Zyklus eine Botschaft an das Volk des Prinzen senden und es von seinem gewaltsamen Tod unterrichten. Nach drei Zyklen, wenn die Wiedererweckung vollzogen ist, planen der Herzog und seine Gemahlin, den auferstandenen Prinzen zu entführen, mit ihm zu seinem Volk zu fliehen und es zu veranlassen, Eurer Majestät den Krieg zu erklären. Die Anhänger des Grafen werden sich mit den Telestern verbünden.«

»In drei Zyklen also wollen sie in das Palastverlies eindringen und den Prinzen entführen?«

»So ist es, Sire.«

»Und du hast dich als williger Helfer angeboten, Tomas?«

»Wie Ihr befohlen habt, Sire. Ich soll mich heute abend mit ihnen treffen, um die letzten Einzelheiten zu besprechen.«

»Laß Uns wissen, was es gegeben hat. Du gehst ein Risiko ein, ist dir das bewußt? Wenn man dich als Spitzel entlarvt, wird man dich töten und zum Nichtsein verdammen.«

»Ich achte nicht der Gefahr, Sire.« Tomas legte die Hand aufs Herz und verneigte sich tief. »Ich bin Eurer Majestät treu ergeben.«

»Diene Uns weiterhin so gut, und es soll dein Schade nicht sein.« Kleitus senkte den Blick und vertiefte sich wieder in das Buch.

Tomas schaute zu Pons, der ihm zu verstehen gab, daß die Unterredung beendet war. Mit einer neuerlichen Verbeugung zog der junge Mann sich zurück. Einer der toten Wächter eskortierte ihn aus dem Privatflügel hinaus, wieder in den offiziellen Trakt des Palastes.

Als sich die Tür hinter Tomas geschlossen hatte, sah Kleitus von den Zeilen auf, die er mit solchem Interesse studiert zu haben schien. Sein starrer, suchender Blick verriet, daß er die aufgeschlagene Seite überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Er schaute in eine Ferne jenseits der Höhlenwände, die ihn umgaben.

Der Kanzler sah die Augen dunkel und verhangen werden. Eine ungute Vorahnung krampfte seinen Magen zusammen. Behutsam kam er näher, um den Herrscher keinesfalls zu stören. Er wußte, daß seine Anwesenheit erwünscht war, denn man hatte ihn nicht weggeschickt. Am Tisch angekommen, setzte er sich auf einen Stuhl und wartete.

Lange Zeit verging. Kleitus regte sich, seufzte tief. Pons verstand den Fingerzeig und fragte leise: »Eure Majestät weiß das Rätsel zu deuten? Die Ankunft der beiden Fremden, der Mann mit den Runen auf der Hand, der Hund, der tot war und wieder lebt?«

»Ja, Pons, Wir glauben, daß Wir die Lösung wissen.« Wieder mußte der Kanzler warten. Er faßte sich in Geduld.

»Die Große Teilung«, sagte der Herrscher schließlich. »Die gewaltsame Umwälzung, die dem Universum ein für allemal Frieden bringen sollte. Wenn Wir Euch nun sagten, daß wir diesen Krieg nicht gewonnen haben, wie die

Geschichtsschreibung behauptet und wir alle jahrhundertlang vertrauensvoll glaubten? Wenn Wir Euch sagten. Pons, daß wir verloren haben?«

»Sire!«

»Niederlage! Das ist der Grund für das Ausbleiben der versprochenen Hilfe. Die Patryn haben die anderen Welten erobert. Jetzt liegen sie auf der Lauer, um auch diese unter ihre Herrschaft zu bringen. Wir sind alles, was geblieben ist. Die Hoffnung des Universums.«

»Die Prophezeiung!« flüsterte Pons mit ungeheuchelter Ehrfurcht in der Stimme. Endlich begann auch er zu glauben.

Kleitus bemerkte den Gesinnungswandel seines Kanzlers, bemerkte auch, daß der Glaube ziemlich spät kam, doch er lächelte nur grimmig und sagte nichts dazu. Es war nicht von Bedeutung.

»Und nun, Kanzler, laßt Uns allein«, befahl er, aus seiner Gedankenverlorenheit erwacht. »Sagt all Unsere Verpflichtungen für die nächsten zwei Zyklen ab. Als Begründung könnt Ihr angeben, daß Wir beunruhigende Neuigkeiten die feindliche Armee betreffend erhalten haben und Vorbereitungen treffen, die Stadt zu verteidigen. Wir werden niemanden empfangen.«

»Auch nicht Ihre Majestät, Sire?«

Die Heirat war aus Gründen der Staatsräson erfolgt und diente keinem anderen Zweck, als den Fortbestand der Herrscher zu sichern. Kleitus XIV. hatte Kleitus den XV. gezeugt, sowie noch etliche Söhne und Töchter. Die Thronfolge war gesichert.

»Nur Ihr seid ausgenommen, Pons. Aber nur in einem Notfall.«

»Sehr gut, Sire. Und wo finde ich Euer Majestät? Falls ich einen Rat brauche?«

»Hier, Pons«, antwortete Kleitus und ließ den Blick durch die Bibliothek schweifen. »Hier, beim Studium der Chroniken. Es ist viel zu tun – und wenig Zeit.«

Alte Provinzen, Abarrach

Man nannte diese Zeit ›des Herrschers Weckstunde‹, und obwohl der Herrscher in Nekropolis war, hatte auch im Haus des Grafen bereits der neue Zyklus begonnen. Die Toten mußten aus der Lethargie geweckt werden, in die sie während der Schlafzeit versanken; die Magie, die ihre Brauchbarkeit gewährleistete, mußte erneuert werden, und man mußte ihnen ihre täglichen Pflichten einprägen. Jera, die Nekromantin in ihres Vaters Haus, ging von einem Toten zum anderen und sang die Runen, die Hausdiener und Knechte zu ihrem widernatürlichen Leben erweckten.

Die Toten schlafen nicht wie die Lebenden. Bei Anbruch der Schlafzeit befiehlt man ihnen, sich hinzusetzen, damit sie nicht die lebenden Hausbewohner stören. Die Wiedergänger verfügen sich gehorsam in irgendeinen abgelegenen Winkel, den man ihnen zuweist, und warten stumm, bis man wieder ihrer bedarf.

»Sie schlafen nicht, aber träumen sie vielleicht?« fragte sich Alfred, der sie mit schmerzlichem Mitleid betrachtete.

Vielleicht war es nur Einbildung, aber er glaubte zu sehen, daß während der Zeit, in der sie von den Lebenden getrennt waren, Trauer wie ein Schatten über die Gesichter der Toten fiel. Die Schemen näherten sich zaghaft den Körpern, aus denen man sie vertrieben hatte, und klagten mit dünnen Stimmen. Alfred warf sich unruhig auf seinem Bett hin und her, das Seufzen und Wimmern hielt ihn wach.

»Was für eine seltsame Vorstellung«, meinte Jera beim Frühstück.

Der Herzog, die Herzogin und Alfred saßen gemeinsam bei Tisch. Der Graf hatte bereits etwas zu sich genommen, erklärte Jera entschuldigend, und war nach unten gegangen, in sein

Laboratorium. Alfred hatte nur eine sehr vage Vorstellung davon, was der alte Mann da unten tat, offenbar experimentierte er mit verschiedenen Kairngrassorten, in der Hoffnung, daß ihm eine besonders widerstandsfähige Neuzüchtung gelang, die auf dem kalten und unfruchtbaren Boden der alten Provinzen gedieh.

»Das klagende Geräusch, das Ihr gehört habt, muß der Wind gewesen sein«, sagte Jera, schenkte reihum Kairngrastee ein und tischte gebratene Torbscheiben¹¹ auf. (Alfred, der sich gefürchtet hatte zu fragen, hörte erleichtert, daß die Speisen von einer lebenden Köchin zubereitet wurden.)

»Nur wenn der Wind eine Stimme hat und in unserer Sprache spricht«, erwiderte Alfred, aber so leise, daß niemand es hörte.

»Wißt Ihr, ich habe dasselbe geglaubt, als ich noch ein Kind war«, warf Jonathan lebhaft ein. »Merkwürdig, ich hatte es ganz vergessen, bis es mir durch Euch wieder eingefallen ist. Ich hatte eine alte Kinderfrau, die während der Schlafzeit bei mir zu sitzen pflegte. Als sie gestorben war, wurde ihr Körper wiederbelebt, und selbstverständlich kehrte sie ins Kinderzimmer zurück, um zu tun, was sie im Leben getan hatte. Aber ich konnte nicht mehr schlafen, wenn sie neben mir saß. Es kam mir vor, als ob sie weinte. Mutter versuchte mir zu erklären, es sei nur meine Einbildung. Bestimmt hatte sie recht, aber damals erschien es mir sehr wirklich.«

»Was ist aus ihr geworden?« erkundigte sich Alfred.

Jonathan machte ein verlegenes Gesicht. »Es blieb Mutter nichts anderes übrig, als sich von ihr zu trennen. Ihr wißt doch, wie Kinder sich manchmal etwas in den Kopf setzen können.

¹¹ Höchstwahrscheinlich ein Abkömmling des Hausschweins, das die Sarten nach der Teilung in diese Welt mitbrachten. Die Sarten auf Abarrach ernähren sich überwiegend von Fleisch, da Gemüse nur in geringen Mengen und mit großem Aufwand angebaut werden kann, und das Torb ist ihr hauptsächlichster Fleischlieferant.

Ein Kind hat keinen Sinn für logische Argumentation. Man hatte Geduld und redete mir gut zu, aber es half nichts, sie mußte gehen.«

»Was für ein verwöhnter Bengel!« Jera lächelte ihren Mann über den Rand der Teetasse hinweg an.

»Ja, ich glaube, das bin ich gewesen«, gab Jonathan zu und bekam rote Ohren. »Ich war zu Hause der jüngste, müßt Ihr wissen. Übrigens, Liebste, da wir gerade von zu Hause sprechen ...«

Jera setzte die Teetasse ab und schüttelte entschieden den Kopf. »Auf gar keinen Fall. Ich weiß, daß du wegen der Ernte besorgt bist, aber Felsengard ist der Ort, an dem die Truppen des Herrschers zuerst nach uns suchen werden.«

»Aber werden sie nicht auch hierher kommen?« fragte Jonathan und hörte auf zu essen. Die Gabel blieb auf halbem Weg zum Mund in der Schwebe.

Jera beendete ungerührt ihr Frühstück. »Ich habe heute morgen Nachricht von Tomas erhalten. Die Truppen sind nach Felsengard aufgebrochen. Bis zu unserer Burg brauchen sie mindestens einen halben Zyklus. Es dauerte einige Zeit, bis sie alles durchsucht haben, dann wieder ein halber Zyklus für den Rückweg, um Bericht zu erstatten. Wenn Kleitus überhaupt noch an uns interessiert ist, nachdem er jetzt seinen Krieg hat, wird er sie hierhin in Marsch setzen. Vor morgen können sie die alten Provinzen nicht erreichen. Wir aber brechen heute noch auf, sobald Tomas eingetroffen ist.«

»Ist sie nicht wundervoll, Alfred«, schwärmte Jonathan und schaute seine Frau bewundernd an. »Ich hätte an all das nicht gedacht. Ich wäre, ohne zu überlegen, blindlings davongelaufen und den Soldaten des Herrschers geradewegs in die Arme.«

»Ja, wundervoll«, brummte Alfred. Dieses Gerede von Truppen, Befreiungsaktion und Krieg machte ihm angst. Geruch und Anblick des fetten Torb auf seinem Teller verursachten ihm Übelkeit. Während Jera und Jonathan einander tief in die Augen

sahen, nahm Alfred eine große Scheibe Fleisch von seinem Teller und gab sie dem Hund, der zu seinen Füßen unter dem Tisch lag. Der Bissen wurde gnädig angenommen und mit einem Schwanzwedeln quittiert. Nach dem Frühstück verschwanden der Herzog und die Herzogin, um letzte Vorbereitungen zum Aufbruch zu treffen. Der Graf blieb in seinem Labor verschwunden. Alfred war seiner eigenen, wenig erheiternden Gesellschaft ausgeliefert (und der des allgegenwärtigen Hundes). Er wanderte durch das Haus und fand sich nach einiger Zeit in der Bibliothek wieder.

Der Raum war klein und fensterlos, von Gaslampen erleuchtet. Auf Regalen standen zahlreiche Bücher. Einige waren ziemlich alt, die Ledereinbände mürbe und brüchig. Alfred trat nur zögernd näher, ängstlich auch, obwohl er keine Ahnung hatte, was er eigentlich fürchtete, dort vorzufinden – Stimmen aus der Vergangenheit vielleicht, die von Versagen und Niederlage flüsterten. Mit ungeheurer Erleichterung sah er, daß ihn nichts erwartete als Fachbücher über landwirtschaftliche Themen: Die Kultivierung von Kairngras; Krankheiten des Pauka, Symptome und Heilung.

»Es gibt sogar«, sagte er im Plauderton und schaute nach unten, »ein Buch über Hunde.«

Beim Klang seines Namens spitzte das Tier die Ohren und klopfte mit dem Schwanz auf den Boden.

»Auch wenn ich wetten möchte, daß so etwas wie du nicht darin vorkommt«, fügte er leise hinzu.

Das Maul des Hundes öffnete sich zu einem stummen Lachen, die klugen Augen schienen ihm vergnügt beizupflichten.

Alfred setzte die trübsinnige Suche fort. Ein dicker Band, der Rücken verschwenderisch mit Blattgold geschmückt, fiel ihm ins Auge. Es war ein schönes Buch, sorgfältig gebunden und – obwohl allem Anschein nach vielgelesen – liebevoll gepflegt. Er zog es heraus und suchte nach dem Titel.

Die moderne Kunst der Nekromantie.

Am ganzen Leib zitternd, versuchte Alfred, den Band wieder an seinen Platz im Regal zu stellen, doch seine bebenden Hände waren noch ungeschickter als gewöhnlich. Das Buch fiel zu Boden, und er flüchtete aus dem Zimmer.

Verstört durchstreifte er die übrigen Flügel des düsteren Gebäudes. Ruhelos und unfähig, still zu sitzen, wanderte er von Zimmer zu Zimmer, starrte durch Fenster auf die triste Aussicht, stolperte mit den großen Füßen über kleine Möbelstücke oder den Hund und verschüttete fahrig etliche Tassen Tee.

Wovor hast du denn Angst? fragt er sich. Ohne daß er es wollte, kehrten seine Gedanken immer wieder in die Bibliothek zurück. Doch nicht davor, du könntest der Versuchung erliegen, diese schwarze Kunst zu praktizieren! Sein Blick richtete sich auf einen toten Hausdiener, der im Leben die Aufgabe gehabt hatte, verschütteten Tee aufzuputzen, und dieser Pflicht auch im Tode getreulich nachkam.

Bedrückt wandte Alfred sich ab und schaute aus dem Fenster über die schwärzliche, aschebedeckte Landschaft draußen.

Der Hund, der hinter ihm her trottete, beobachtete den Mann prüfend. Als er zu der Ansicht kam, daß der Mann vielleicht endlich stehenbleiben würde, ließ er sich auf den Boden fallen, rollte sich zusammen, seufzte tief und schloß die Augen.

Ich erinnere mich an die erste Begegnung mit dem Hund. Ich erinnere mich an Haplo und den Anblick seiner bandagierten Hände. Ich erinnere mich an Hugh, den Assassinen, und an Gram, den Wechselbalg.

Gram.

Alfreds Gesicht wirkte plötzlich eingefallen. Er lehnte die Stirn gegen das Fenster, als wäre ihm sein Kopf zu schwer ...

... Der Hargastwald befand sich auf Pitirins Exil, einer schwebenden Insel aus Korallit, Teil der Luftwelt Arianus. Der Wald war ein schrecklicher Ort, jedenfalls nach der Meinung

Alfreds – aber so ziemlich die ganze Welt außerhalb des schützenden, von tiefem Frieden erfüllten Mausoleums flößte Alfred mehr oder minder große Furcht ein. Der Hargast wird auch Kristallbaum genannt. Sie sind eine große Kostbarkeit auf Arianus, wo man sie kultiviert, um ihnen das Wasser abzapfen, das sie in ihren kristallinen Stämmen speichern. Aber dieser Forst war kein Hargasthain, die Bäume waren nicht klein und sorgfältig gestutzt.

In der Wildnis wird der Hargast bis zu fünfunddreißig Meter hoch. Der Boden unter Alfreds Füßen war mit gesplitterten Zweigen übersät, Folge der Stürme, die über diesen Teil der Insel fegten. Er starrte auf die Trümmer, bemerkte ungläubig und voller Grauen die rasiermesserscharfen Bruchstellen. Lautes Knacken hallte wie Donner, berstendes Klirren peinigte ihn mit Schreckensvisionen von Ästen, die in einer Wolke von glitzerndem Kristallstaub auf ihn herabstürzten. Er war zutiefst dankbar, auf einer Straße am Rand des Waldes gehen zu dürfen, als der Assassine, Hugh Mordhand, stehenblieb und sich zu ihm herumdrehte.

»Hier entlang.« Er deutete sich einen kaum sichtbaren Pfad zwischen den silbrigen Stämmen.

»Dort hinein?« Alfred mochte es nicht glauben. Bei starkem Wind durch einen Hargastwald zu gehen war selbstmörderischer Irrsinn. Aber vielleicht hatte eben das Hugh zu seinem Entschluß bewegen.

Alfred vermutete seit langem, daß der Assassine nicht imstande war, seinen Auftrag auszuführen, den Jungen Gram, der sie begleitete, kaltblütig zu ermorden. Alfred war der Kampf, den Hugh innerlich mit sich ausfocht, nicht entgangen. Fast glaubte er die Flüche zu hören, mit denen Hugh sich selbst bedachte, und wie er sich einen schwachen, sentimental Narren schimpfte. Hugh Mordhand – der Mann, der viele getötet hatte, ohne Skrupel oder Bedauern.

Aber Gram war so ein hübsches Kind, scheinbar liebenswert, vertrauensvoll – mit einer Seele schwarz wie die Nacht und verdorben von den Einflüsterungen eines zauberkundigen Vaters, den der Junge nie gesehen hatte. Hugh konnte nicht wissen, daß er, die Spinne, in einem Netz gefangen war, wie er es so kunstvoll nie zuwege gebracht hätte.

Alle drei – Gram, Hugh und Alfred – drangen in den Wald ein und bahnten sich mit größter Vorsicht einen Weg durch das Unterholz. Endlich gelangten sie auf einen Pfad. Gram war aufgeregt und voller Erwartung, Hughs berühmtes fliegendes Schiff zu sehen. Er lief voraus. Windböen fuhren durch den Wald, die Zweige der Hargastbäume schlugen zusammen, ihr Knistern und Klingen tönte Alfred unheilverkündend in den Ohren.

»Oh, Sir, sollten wir ihn nicht zurückrufen?« fragte er.

»Ihm wird schon nichts passieren«, antwortete Hugh, und Alfred begriff, daß der Assassine einen Ausweg aus seinem Dilemma gefunden hatte, indem er das Leben des Kindes in die Hände des Schicksals legte oder des Zufalls oder welche Gottheit dieser finstere Mann für geeignet hielt, diese Verantwortung zu übernehmen.

Und sie wurde übernommen – von wem auch immer.

Alfred hörte das Krachen, ohrenbetäubend wie die Donnerschläge des Mahlstroms. Er sah den Ast brechen, sah Gram darunter stehen und wie gelähmt nach oben starren. Der Sartan stürzte zu ihm hin, jedoch zu spät. Klingelnd, klirrend, berstend begrub der Ast das Kind unter sich.

Er hörte einen Aufschrei, der plötzlich verstummte, dann herrschte tiefe Stille.

Alfred stürmte weiter. Der abgebrochene Ast war riesig. Der Körper des Jungen war nicht zu sehen, er mußte ganz unter den Trümmern begraben liegen. Alfred schaute in hoffnungsloser Verzweiflung auf die zerschellten Zweige, die scharfen, glitzernden Splitter.

Laß es. Misch dich nicht ein. Du weißt, was es mit diesem Jungen auf sich hat! Du kennst das Böse, das ihn gezeugt hat! Soll es mit ihm sterben.

Aber er ist ein Kind! Er wurde nicht gefragt! Soll er bezahlen für die Sünden des Vaters? Sollte er nicht die Möglichkeit haben, zu sehen, zu begreifen, sich ein eigenes Urteil zu bilden, das Gute in sich zu erlösen und vielleicht auch in anderen?

Alfred blickte über die Schulter. Hugh mußte das Splittern gehört haben. Der Assassine ließ sich Zeit, vielleicht sprach er ein Dankgebet. Aber lange konnte es nicht mehr dauern, bis er hinter der Biegung auftauchte.

Um den mächtigen Ast aus dem Weg zu räumen, war ein Trupp Männer nötig – oder ein Mann mit starken magischen Kräften. Alfred begann die Runen zu singen. Sie umhüllten den Ast, teilten ihn in zwei Hälften, hoben sie auf und legten sie zu den beiden Seiten des Pfades nieder. Zwischen kleineren Splittern und Scherben lag Gram.

Der Junge war nicht tot, doch er lag im Sterben. Kristallene Speere hatten den schwächtigen Körper durchbohrt, er war blutüberströmt, dazu kamen vermutlich innere Verletzungen, Knochenbrüche, die man auf den ersten Blick nicht erkennen konnte.

Die Toten ins Leben zurückrufen. Die Welle verlangte nach Ausgleich. Gib dem einen Leben, und ein anderer wird vor seiner Zeit sterben.

Das Kind war bewußtlos, er hatte keine Schmerzen, während das Leben schnell und unaufhaltsam aus ihm hinausströmte.

Wäre ich ein Arzt, würde ich alles versuchen, es am Leben zu erhalten. Ist das, was ich tun will, falsch?

Alfred hob einen kleinen Kristallsplitter auf. Hände, so ungeschickt bei alltäglichen Verrichtungen, bewegten sich entschlossen und sicher. Der Sartan brachte sich am Arm eine kleine Schnittwunde bei. Nachdem er neben dem Jungen

niedergekniet war, malte er mit seinem eigenen Blut ein Sigel auf den verkrümmten Körper. Dann sang er die Runen und schrieb sie mit der anderen Hand in die Luft. Des Kindes zerschmetterte Knochen fügten sich zusammen. Das zerrissene Fleisch heilte. Die hastigen, kurzen Atemzüge wurden tief und regelmäßig. Die fahle Haut färbte sich mit einem leichten Rot, dem Vorboten des wiederkehrenden Lebens.

Gram richtete sich auf und musterte Alfred mit blauen Augen, deren Blicke schärfer waren als die Kristallzweige der Hargastbäume ...

... Gram lebte. Und Hugh starb. Vor seiner Zeit. Alfred legte die Hände an die pochenden Schläfen. Doch andere wurden gerettet! Wie kann ich es wissen? Wie kann ich wissen, ob ich recht gehandelt habe? Ich weiß nur, daß es in meiner Macht stand, das Kind zu retten, und ich tat es. Ich konnte es nicht sterben lassen.

Endlich verstand Alfred, was er fürchtete. Wenn er jenes Buch aufschlug, sah er auf den Seiten darin womöglich die gleiche Rune, die er auf Grams blutüberströmten Körper gemalt hatte.

Ich habe den ersten Schritt auf einem dunklen und gewundenen Pfad getan, und wer vermag zu sagen, ob nicht der zweite und dritte folgen? Bin ich stärker als meine Brüder hier?

»Nein«, gab Alfred sich selbst die Antwort und sank gebrochen auf einen Stuhl. »Nein, ich bin nicht stärker als sie.«

Kapitel 22

Nekropolis, Abarrach

Haplo stützte sich auf einen Ellbogen und spähte zwischen den Gitterstäben hindurch auf den Leichnam des Prinzen in der Zelle gegenüber. Der Bewahrer hatte gute Arbeit geleistet. Keine groteske Leichenstarre, gelöste Züge – Edmund hätte in friedlichem Schlummer liegen können, wäre nicht das große blutige Loch in seiner Brust gewesen. Der Bewahrer hatte Anweisung gehabt, die Wunde zu lassen, sichtbarer Beweis für den gewaltsamen Tod des Prinzen und ein Anblick, der geeignet war, sein Volk zu einem Rachefeldzug aufzustacheln, wenn Edmund als Wiedergänger zurückkehrte.

Der Patryn rollte sich auf den Rücken, legte sich so bequem zurecht, wie es auf der steinernen Pritsche möglich war, und stellte Vermutungen an, wie lange es wohl dauerte, bis der Herrscher kam, um ihm einen Besuch abzustatten.

»Ihr habt die Ruhe weg, das muß ich sagen.«

Der Bewahrer, der an der Zelle vorbeikam, blieb stehen und schaute Haplo an. »Ich habe Leichen gesehen, die waren munterer als Ihr. Der da, zum Beispiel« – der Bewahrer deutete mißmutig auf den Prinzen – »wird eine Menge Ärger machen, sobald man ihn zurückgeholt hat. Sie vergessen, daß sie eingesperrt sind, und stoßen an die Gitter. Dann, wenn ich es ihnen erklärt habe, fangen sie an, auf und ab zu gehen, bis sie's wieder vergessen haben und sich gegen die Eisenstäbe werfen. Während Ihr da liegt, als hättet Ihr keine Sorge auf der weiten Welt.«

Haplo zuckte die Schultern. »Reine Energieverschwendung. Weshalb sollte ich meine Kräfte vergeuden?«

Der Bewahrer schüttelte den Kopf und ging. Er war froh, nach einer langen und anstrengenden Schicht zu seiner Familie heimgehen zu können. Falls er vermutete, daß Haplo nicht die ganze Wahrheit sagte, hatte er recht. Ein Gefängnis ist nur für den ein Gefängnis, der nicht entfliehen kann. Und Haplo hätte jederzeit aus seiner Zelle hinauspatzieren können.

Zu seinem Plan gehörte jedoch, daß er blieb.

Kleitus ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in der Begleitung von Pons. Des Kanzlers Aufgabe war es, dafür zu sorgen, daß sein Herr bei der Unterhaltung mit dem Gefangenen nicht gestört wurde. Pons hatte charmant die verdutzte Bewahrerin unter, die eben ihre Schicht angetreten hatte, und ging mit ihr davon. Die einzigen Zeugen des Gesprächs zwischen dem Herrscher und Haplo waren die Toten.

Kleitus stand vor Haplos Zellentür und maß den Gefangenen mit prüfenden Blicken. Das Gesicht des Herrschers blieb im Schatten der Kapuze seiner schwarzen, purpurn getönten Robe verborgen. Haplo konnte den Ausdruck darauf nicht sehen, aber er begegnete dem Blick der unsichtbaren Augen mit furchtloser Gelassenheit.

Kleitus öffnete die Tür mit einer Geste und einer gesprochenen Rune. Alle anderen benutzten einen Schlüssel. Haplo fragte sich, ob diese Zurschaustellung von Magie ihn beeindrucken sollte. Der Patryn, der mit einer Geste und einer Rune die Tür ganz hätte verschwinden lassen können, grinste nur.

Der Herrscher trat ein und schaute sich mit deutlichem Widerwillen um. Es gab keinen Platz, um sich hinzusetzen. Haplo rutschte auf der Pritsche zur Seite und klopfte einladend mit der flachen Hand auf die Steinplatte. Kleitus versteifte sich, als könne er nicht glauben, daß der Patryn es ernst meinte. Haplo zuckte mit den Schultern.

»Niemand sitzt, solange Wir stehen«, sagte Kleitus kalt.

Haplo lagen etliche passende Erwidern auf der Zunge, aber er schluckte sie hinunter. Unnötig, den Mann gegen sich aufzubringen. Immerhin würden sie vermutlich bald Reisegefährten sein. Ohne besondere Eile stand er auf.

»Warum seid Ihr hergekommen?« fragte Kleitus, hob die schmalen, feingliedrigen Hände und schlug den Rand der Kapuze zurück, so daß man sein Gesicht sehen konnte.

»Eure Soldaten haben mich hergebracht«, antwortete Haplo.

Der Herrscher lächelte matt, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und wanderte durch die Zelle. Nach wenigen Schritten hatte er die Wand erreicht, blieb stehen, drehte sich um und schaute Haplo zwingend an.

»Ihr habt Uns genau verstanden. Warum seid Ihr durch das Todestor in diese Welt gekommen?«

Die Frage kam für Haplo unerwartet. Er mußte sie wahrheitsgemäß beantworten oder wenigstens fast. Eine Lüge würde nicht unbemerkt bleiben, weil jedes von Haplos Worten in den Hirnen dieser Sartan Schwärme von Bildern hervorzurufen schien.

»Mein Gebieter hat mich geschickt«, erwiderte Haplo.

Die Augen des Herrschers weiteten sich. Vielleicht hatte er in Haplos Gedanken einen flüchtigen Blick auf den Herrscher des Nexus werfen können. Um so besser. Dann erkannte er ihn, wenn er ihm gegenüberstand.

»Zu welchem Zweck? Warum hat Euer Gebieter Euch geschickt?«

»Als Kundschafter.«

»Ihr seid auf den anderen Welten gewesen?«

Haplo konnte nicht verhindern, daß Vista von Arianus und Pryan aus seinem Gedächtnis auftauchten und damit auch Kleitus zugänglich wurden.

»Ja, Sire.«

»Und wie geht es auf diesen anderen Welten zu?« »Kriege, Chaos, Unruhen. Wie nicht anders zu erwarten, wenn die Nichtigen an der Macht sind.«

»Die Nichtigen an der Macht.« Kleitus lächelte, als hätte Haplo einen schlechten Scherz gemacht. »Eine taktvolle Anspielung darauf, daß wir hier auf Abarrach mit unseren Kriegen und Unruhen nicht besser sind als Nichtige.« Er legte den Kopf schräg und betrachtete Haplo aus halbgeschlossenen Augen. »Pons hat Uns berichtet, daß Euch die Sartan auf Abarrach mißfallen. Wie sagtet Ihr doch: ›Wir töten nicht die Unseren.<«

Der Blick des Herrschers richtete sich auf den Leichnam des Prinzen in der Zelle gegenüber, dann schaute er wieder zu Haplo, dem keine Zeit blieb, den Mund zu dem sardonischen Lachen zu verziehen, das er hier als Maske trug.

Kleitus wurde bleich und runzelte die Stirn. »Ihr, der Feind von alters her, Sproß einer grausamen, barbarischen Rasse, maßt es Euch an, über uns den Stab zu brechen! Ja, Ihr seht, Wir wissen Bescheid. In den Chroniken finden sich Hinweise auf Euch oder vielmehr auf Euer Volk.«

Haplo blieb stumm.

»Sagt Uns noch einmal, warum seid Ihr in unsere Welt gekommen?«

»Ich kann nur wiederholen, mein Fürst hat mich geschickt.« Der Patryn verlor allmählich die Geduld und beschloß, zum Kern der Sache zu kommen. »Warum fragt Ihr nicht ihn, welchen Grund er gehabt hat. Ich werde Euch zu ihm bringen. Es war ohnehin meine Absicht, eine solche Reise vorzuschlagen.«

»Wahrhaftig? Ihr würdet Uns mit Euch durch das Todestor nehmen?«

»Nicht nur das, Euer Majestät, ich würde Euch lehren, es selbst zu passieren. Ich werde Euch dem Fürsten vorstellen. Euch meine Welt zeigen ...«

»Und was verlangt Ihr als Gegenleistung? Es fällt schwer zu glauben, nach allem, was Wir über Euer Volk gelesen haben, daß Ihr Uns diese Gefälligkeit aus reiner Herzensgüte erweisen wollt.«

»Als Gegenleistung«, sagte Haplo ruhig, »werdet Ihr mein Volk die Kunst der Nekromantie lehren.«

»Aha.« Kleitus studierte die Runen auf dem Handrücken des Patryns. »Die eine magische Fähigkeit, die Ihr nicht besitzt. Gut, Wir werden das Angebot in Betracht ziehen. Selbstverständlich können Wir diese Welt nicht verlassen, solange der Frieden Unserer Stadt bedroht ist. Ihr werdet abwarten müssen, bis diese Angelegenheit zwischen Unserem Volk und denen aus Kairn Telest bereinigt ist.«

Haplo zuckte nonchalant die Schultern. »Ich habe keine Eile.« Schlagt euch ruhig gegenseitig die Köpfe ein, dachte er zufrieden. Je weniger von euch Sartan übrig sind, um meinem Gebieter ins Handwerk zu pfuschen, desto besser.

Die Augen des Herrschers wurden schmal, und Haplo fürchtete schon, zu weit gegangen zu sein. Er war es nicht gewöhnt, daß man seine Gedanken belauschte.

Dieser Narr Alfred war immer viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, um in Haplos Bewußtsein herumzustöbern. Ich werde besser aufpassen müssen, ermahnte sich der Patryn selbst.

»In der Zwischenzeit«, sagte der Herrscher bedächtig, »wird es Euch hoffentlich nichts ausmachen. Unser Gast zu sein. Wir bedauern. Euch nicht komfortabler unterbringen zu können. Würdet Ihr oben im Palast wohnen, gäbe das Anlaß zu Gerede, Klatsch und Spekulationen. Hier unten seid Ihr viel besser aufgehoben.«

Kleitus machte Anstalten zu gehen, zögerte, drehte sich um. »Oh, noch etwas – Euer Freund ...«

»Ich habe keine Freunde ...« schnitt Haplo ihm barsch das Wort ab. Er war im Begriff gewesen, sich hinzusetzen, und mußte jetzt stehenbleiben.

»Wirklich? Ich meine den Sartan, der Euch das Leben gerettet hat. Der den Wiedergänger – nun ja – tötete, bevor er Euch mit dem Schwert durchbohren konnte ...«

»Das war Selbsterhaltung, Euer Majestät. Ich bin seine einzige Möglichkeit, nach Hause zu kommen.«

»Dann wird es Euch nicht schmerzen zu hören, daß Euer Begleiter sich mit unseren Feinden verbündet und damit sein Leben verwirkt hat?«

Haplo grinste und setzte sich nun doch hin. Freundchen, da hast du dich geirrt. »Es würde mich nicht schmerzen, wenn ich hören müßte, daß Alfred in die Feuersee gefallen ist.«

Kleitus zog die Tür ins Schloß. Er entfernte sich den Gang hinunter.

»Oh, eine letzte Frage, Euer Majestät ...« rief Haplo und kratzte sich an den Tätowierungen auf seinem Arm. Das Spielchen konnten andere auch spielen.

Kleitus ließ durch nichts erkennen, daß er ihn gehört hatte, und ging einfach weiter.

»Ich habe etwas von einer Prophezeiung gehört ...« Haplo ließ den unvollendeten Satz in der klammen, modrigen Luft der Katakomben hängen.

Der Herrscher blieb stehen. Er hatte die Kapuze wieder nach vorn gezogen, und als er jetzt den Kopf wandte, beschattete sie sein Gesicht. Seine Stimme hatte einen schneidenden Klang, auch wenn er sich um einen gleichgültigen Tonfall bemühte.

»Ja, was ist damit?«

»Reine Neugier. Ich dachte, vielleicht könntet Ihr mir sagen, was es damit auf sich hat.«

Der Herrscher lachte unfroh in sich hinein. »Wir könnten den Rest des Zyklus damit verbringen, Euch Prophezeiungen vorzutragen, Patryn, und das wären noch längst nicht alle.«

»So viele gibt es?« wunderte sich Haplo.

»So viele. Und die meisten sind genau das, was man erwartet: das Geschwätz seniler Greise oder irgendeiner vertrockneten alten Jungfer in Trance. Warum fragt Ihr?«

So viele, ja? dachte Haplo. DIE Prophezeiung, sagte Jera, und jeder wußte genau – oder schien genau zu wissen –, was sie meinte. Ich frage mich, weshalb du mir nichts davon erzählen willst, du verschlagener Drachensohn. Vielleicht kommt es der Wahrheit ein bißchen zu nahe?

»Ich dachte, eine der Prophezeiungen könnte sich vielleicht auf meinen Gebieter beziehen«, meinte Haplo.

Es war ein Risiko, und er wußte nicht einmal genau, was er mit diesem Schuß ins Blaue zu erreichen hoffte. Doch wenn es seine Absicht gewesen war, Kleitus eine Reaktion zu entlocken, hatte er sein Ziel verfehlt. Dem Herrscher war nicht das geringste anzumerken. Ohne noch etwas zu sagen, wandte er sich offenbar gelangweilt ab und verschwand im Halbdunkel des Ganges.

Haplo, der angestrengt lauschte, hörte ihn in demselben beiläufigen Tonfall Pons begrüßen. Die Stimmen beider verklangen allmählich in der Ferne, und der Patryn war allein in der Gesellschaft der Toten.

Wenigstens waren sie stille Nachbarn – abgesehen von diesem unaufhörlichen Seufzen oder Winseln oder wie immer man das Geräusch nennen wollte, das ihm in den Ohren sumnte.

Haplo warf sich auf sein im wahrsten Sinne des Wortes steinhartes Bett, um in Gedanken noch einmal das Gespräch mit dem Herrscher durchzugehen. Er kam zu dem Schluß, daß er in diesem ersten Kräfteressen die Oberhand behalten hatte. Kleitus war außerordentlich erpicht darauf, diesen ungastlichen Felsbrocken verlassen zu können. Er wollte andere Welten sehen, über andere Welten herrschen – ein Blinder konnte das sehen.

»Gäbe es so ein Ding wie die Seele, an die die Alten geglaubt haben, würde dieser Mann seine verkaufen für einen Ausweg aus dem Gefängnis, in dem er gefangen sitzt«, erklärte Haplo den Toten. »Doch statt einer Seele wird er mir sein Wissen verkaufen. Mit den Toten, die für ihn kämpfen, wird mein Gebieter seine eigene Prophezeiung erschaffen!«

Er schaute zu der regungslosen Gestalt in der gegenüberliegenden Zelle. »Keine Sorge, Hoheit«, meinte er leise. »Ihr werdet Eure Rache bekommen.«

»Selbstverständlich lügt der gerissene Bursche«, bemerkte der Herrscher zu Pons, als die beiden Sartan sich wieder in der Bibliothek befanden. »Versucht uns weiszumachen, die Nichtigen wären in den Welten jenseits an der Macht! Als wären Nichtige fähig zu regieren!«

»Aber Ihr habt gesehen ...«

»Wir haben gesehen, was er wollte, daß Wir sehen! Dieser Haplo und sein Gefährte sind Spione, die unsere Schwächen auskundschaften sollen und unsere Stärken. Dieser Gebieter, von dem er spricht, ist der wahre Herrscher. Wir haben den Mann gesehen.« Kleitus rief sich den flüchtigen Blick, der ihm vergönnt gewesen war, ins Gedächtnis und nickte langsam. »Eine nicht zu unterschätzende Macht, Pons. Ein Magier mit außergewöhnlichen Fähigkeiten, eiserner Disziplin und unerschütterlicher Willenskraft.«

»Das alles habt Ihr so schnell erkennen können, Sire?«

»Sei kein Idiot, Pons. Wir haben ihn durch die Augen seines Vasallen gesehen. Dieser Haplo ist gefährlich,

intelligent und Adept in seiner Magie, so primitiv sie sein mag. Er respektiert und verehrt einen Mann, den er »seinen Gebieter« nennt. Eine Persönlichkeit wie dieser Haplo würde sich nicht derart rückhaltlos jemandem unterordnen, der ihm nicht weit überlegen ist. Dieser Fürst ist ein würdiger Gegner.«

»Aber wenn ihm Reiche zu Gebote stehen, Sire ...«

»Wir haben die Toten, Pons. Und wir beherrschen die Kunst, die Toten zum Leben zu erwecken. Er nicht. Sein Spion hat es zugegeben. Er versucht, Uns zu einem Handel zu überreden.«

»Einem Handel, Majestät?«

»Das Geheimnis des Todestores gegen das Geheimnis der Nekromantie.« Kleitus lächelte mit schmalen Lippen. »Wir ließen ihn in dem Glauben, den Vorschlag zu erwägen. Und er hat die Prophezeiung zur Sprache gebracht, Pons.«

Der Kanzler staunte. »Wirklich?«

»Oh, er gibt vor, nichts darüber zu wissen. Er hat Uns sogar gebeten, sie ihm herzusagen! Wir sind sicher, daß er die Wahrheit kennt. Und begreift Ihr, was das heißt?«

»Ich bin nicht sicher.« Der Kanzler wählte seine Worte mit Bedacht, um nicht begriff stutzig zu erscheinen. »Er war bewußtlos, als die Herzogin Jera davon sprach ...«

»Bewußtlos!« Kleitus schnaubte. »Er war ebensowenig bewußtlos wie einer von uns in diesem Augenblick! Er ist ein mächtiger Zauberer, Pons. Er könnte nach Belieben seine Zelle verlassen, wenn er es wollte. Glücklicherweise ist er überzeugt, Herr der Lage zu sein.

Nein, Pons, das war alles Theater. Wir haben Uns inzwischen mit ihrer Magie beschäftigt.« Kleitus griff nach einem Runenstein und hielt ihn ins Licht. »Und wir glauben, daß Wir zu verstehen beginnen, auf welche Art sie wirkt. Wenn unsere fetten, selbstzufriedenen Vorfahren sich die Mühe gemacht hätten, mehr über ihre Feinde in Erfahrung zu bringen, hätten wir die Katastrophe womöglich verhindern können. Aber was tun sie

in ihrem Dunkel? Sie verwandeln ihr spärliches Wissen in ein Spiel! Bah!« Von Zorn übermannt, was bei ihm nur selten vorkam, wischte er die Spielsteine vom Tisch, dann sprang er auf und wanderte ruhelos durch das Zimmer.

»Die Prophezeiung, Euer Majestät?«

»Vielen Dank, Pons. Ihr erinnert Uns an das, worauf es wirklich ankommt. Und die Tatsache, daß dieser Haplo von der Prophezeiung weiß, ist von allergrößter Bedeutung.«

»Vergebung, Majestät, aber ich verstehe nicht ...«

»Pons!« Dicht vor seinem Kanzler blieb Kleitus stehen. »Denkt nach! Es kommt einer durch das Todestor, der von der Prophezeiung weiß. Das bedeutet, die Prophezeiung ist in den Welten jenseits bekannt.«

Dem verständnislosen Kanzler ging ein Licht auf. »Euer Majestät!«

»Dieser Patrynfürst hat Angst vor uns, Pons«, sagte Kleitus leise. Seine in die weite Ferne gerichteten Augen schauten Welten, die er nur in seiner Phantasie gesehen hatte. »Durch unsere Nekromantie sind wir die mächtigsten Sartan geworden, die es jemals gab. Deshalb hat er seine Spione geschickt, um uns zu bespitzeln. Zwietracht zu säen. Ich sehe ihn vor mir, wie er darauf wartet, daß seine Kundschafter zurückkehren. Er wird vergeblich warten!«

»Spione im Plural. Ich nehme an, daß Eure Majestät von jenem anderen Mann sprechen, dem Sartan, der den Toten getötet hat. Darf ich respektvoll daran erinnern, Sire, daß dieser Mann ein *Sartan* ist. Einer der Unseren.«

»Wirklich? Einer, der unsere Toten eliminiert? Nein, wenn er ein Sartan ist, dann ist er dem Bösen verfallen. Es ist doch vorstellbar, daß es im Lauf der Jahrhunderte den Patryn gelungen ist, unser Volk zu korrumpieren. Aber nicht uns. Bei uns wird ihnen das nicht gelingen. Wir müssen diesen Sartan fangen. Wir müssen herausfinden, welcher Beschwörung er sich bedient hat.«

»Wie schon gesagt, Sire, es war kein mir bekanntes Runengefüge ...«

»Euer Wissen ist beschränkt, Pons. Ihr seid kein Nekromant.«

»Das stimmt, Sire.« Der Kanzler schien sich dieses Mangels nicht zu schämen. Er baute auf seine Meisterschaft in der Kunst, sich seinem Herrn unentbehrlich zu machen.

»Die Magie dieses Sartan könnte für uns eine ernsthafte Bedrohung sein. Wir müssen unbedingt wissen, wodurch es ihm gelungen ist, der Existenz dieses Wiedergängers ein Ende zu setzen.«

»Ich bin ganz Eurer Meinung, Sire, aber solange er Gast des Grafen ist, dürfte es nicht leicht sein, sich seiner zu bemächtigen ...«

»Genau aus diesem Grund werden Wir es gar nicht erst versuchen! Der Herzog und die Herzogin wollen den Prinzen retten. Richtig?«

»Aus Tomas' Berichten geht hervor, daß ihre Pläne sich der Vollendung nähern.«

»Dieser Sartan wird sie begleiten.«

»Um den Prinzen zu retten? Weshalb sollte er?«

»Nein, Pons. Er wird kommen, um seinen Freund zu retten, den Patryn – der bis dahin im Sterben liegen wird.«

Kapitel 23

Nekropolis, Abarrach

Am nächsten Zyklus planten die Verschwörer ihre Route zur Stadt, wo sie im Haus von Tomas unterschlüpfen wollten. Im Schutz der Schlafzeit in die Stadt hineinzugelangen würde nicht besonders schwierig sein. Es gab nur ein Haupttor, das von Toten bewacht wurde. Doch Nekropolis, ein Netzwerk von Tunneln, Höhlen, Grotten, Stollen und Schächten, hatte darüber hinaus zahllose Ein- und Ausgänge, zu viele, um vor jeden einen Posten zu stellen, besonders, da es bisher nie einen Feind gegeben hatte, vor dem man sich schützen mußte.

»Aber jetzt gibt es einen Feind«, sagte Jera. »Vielleicht wird der Herrscher Befehl geben, all diese Rattenlöcher zu stopfen.«

Aber Tomas war zuversichtlich; er führte an, daß der Feind sich schließlich am anderen Ufer der Feuersee befände und nicht vor der Stadt. Jera schien Zweifel zu haben, aber Jonathan erinnerte sie daran, daß Tomas hoch in der Gunst des Herrschers stand und mit seiner Denkweise vertraut war. Zu guter Letzt stimmten alle überein, daß man versuchen würde, durch die Rattenlöcher in die Stadt zu gelangen. Blieb als Problem der Hund.

»Wir könnten ihn hierlassen«, schlug Jera vor, die das Tier nachdenklich betrachtete.

»Ich fürchte, er würde nicht bleiben«, wandte Alfred ein.

»Da hat er recht«, bemerkte Jonathan halblaut zu seiner Frau. »Der Hund wollte nicht einmal tot bleiben!«

»Er darf aber nicht gesehen werden. Kaum einer in Nekropolis wird uns einen zweiten Blick schenken, aber es

findet sich bestimmt ein pflichtbewußter Bürger, der gleich meldet, daß ein Tier in der Stadt frei herumläuft.«

Alfred hätte ihnen sagen können, daß es keinen Grund gab, sich Gedanken zu machen. Und wenn man den Hund wieder in einen Tümpel mit kochendem Schlamm warf oder in einen Magmapfuhl, solange Haplo lebte, würde der Hund früher oder später wieder auftauchen. Nur wußte der Sartan nicht, wie er diese Gewißheit in Worte fassen sollte. Er verfolgte schweigend die Diskussion, bis sich endlich herausstellte, daß ihre Lösung vorsah, sowohl ihn als auch den Hund zurückzulassen.

Besonders der Graf befürwortete diesen Entschluß. »Ich habe Wiedergänger gesehen, die seit fünfzig Jahren tot waren und besser zu Fuß als der Kerl da!« sagte er spitz zu seiner Tochter.

Nur wenige Minuten zuvor hatte Alfred sich fast den Hals gebrochen, als er auf der Treppe eine Stufe verfehlte.

»Ihr seid hier viel sicherer«, redete Jera ihm gut zu. »Nicht, daß unser Vorhaben besonders gefährlich wäre, aber trotzdem ...«

»Ich komme mit«, beharrte Alfred. Zu seiner Überraschung fand er bei Tomas Unterstützung.

»Der Meinung bin ich auch«, sagte der junge Mann lebhaft. »Ihr solltet uns wirklich begleiten.« Er nahm Jera beiseite und flüsterte mit ihr. Alfred wurde es heiß unter dem schütterten Haupthaar, als er den prüfenden Blick ihrer gescheitem Augen auf sich ruhen fühlte.

»Ja, vielleicht habt Ihr recht.«

Sie trat zu ihrem Vater und redete auf ihn ein. Alfred strengte die Ohren an und erhaschte ein paar Gesprächsfetzen: »... sollten ihn nicht zurücklassen ... möglich, daß die Soldaten ... du weißt doch, was ich dir erzählt habe ... den Toten getötet!«

»Nun gut«, gab der alte Mann widerwillig nach. »Aber du wirst ihn doch nicht mit in den Palast nehmen, oder? Er wird über irgendwas stolpern, und wir sind verloren!«

»Nein, nein«, beschwichtigte ihn Jera. »Aber was«, fügte sie aufseufzend hinzu, »fangen wir mit dem Hund an?«

Schließlich beschlossen sie, es darauf ankommen zu lassen. Wie Tomas zu bedenken gab, würden sie während der Schlafzeit in der Stadt unterwegs sein, und die Möglichkeit, auf einen lebenden Bürger zu treffen, der wegen des Hundes ein Aufhebens machte, war verschwindend gering.

Zur geplanten Stunde erreichten sie Nekropolis auf Nebenstraßen und Schleichpfaden. Die Hauptstraße, die zum Tor führte, war verlassen. Düster und abweisend ragten die Stadtmauern empor. Man hatte die Gaslampen gedrosselt, und das einzige Licht, eine wabernde, rötliche Helligkeit kam von der fernen Magmasee. Nachdem sie aus der Kutsche gestiegen waren, folgten sie Tomas zu einer schwarzen Öffnung in der Höhlenwand. Sämtliche Einwohner kannten die Rattenlöcher, wie man sie nannte, und machten Gebrauch davon, denn es war weniger umständlich, als das Haupttor zu benutzen und sich durch die verstopften Tunnelstraßen zu drängen.

»Wie will der Herrscher diese Zugänge gegen eine feindliche Armee verteidigen?« flüsterte Jera, während sie sich duckte, um nicht mit dem Kopf an die feuchte Höhlendecke zu stoßen.

»Das fragt er sich wohl auch«, meinte Tomas mit einem Lächeln. »Vielleicht hat er sich deshalb mit seinen Karten und seinem militärischen Berater eingeschlossen.«

»Vielleicht macht er sich gar keine Sorgen«, wandte Jonathan ein und half Alfred aufzustehen. »Nekropolis ist noch nie eingenommen worden.«

»Glitschiges Pflaster«, murmelte Alfred entschuldigend und krümmte sich unter dem vernichtenden Blick des alten Grafen. »Hat es wirklich so viele Kriege bei euch gegeben?«

»Und ob«, antwortete Jonathan leichthin, als wäre die Rede von besonders piffigen Varianten des Runenspiels. »Ich werde Euch später davon erzählen, wenn Ihr interessiert seid. Jetzt

sollten wir vielleicht möglichst leise sprechen. Wo entlang, Tomas? Ich finde mich hier unten nicht zurecht.«

Unter Tomas' Führung betrat die Gruppe einen Irrgarten dunkler, verschachtelter Tunnel, in denen Alfred schon nach den ersten Schritten die Orientierung verloren hatte. Bei einem Blick über die Schulter sah er den Hund hinter sich herlaufen.

Die Straßen in der Nähe der Mauer waren ausgestorben. Schmal und düster wanden sie sich durch ein Gewirr schäbiger Häuser und kleiner Geschäfte, teils aus schwarzen Steinquadern errichtet, teils in natürliche Lavaformationen hineingebaut.

Bei den Geschäften hatte man für die Schlafzeit die Fensterläden vorgelegt, die Häuser waren dunkel. Viele schienen verlassen zu sein und seit langer Zeit leerzustehen. Türen hingen schief in den Angeln, Lumpen und Knochenstücke lagen auf der Straße. Der Verwesungsgeruch machte sich in dieser Gegend ungewöhnlich stark bemerkbar. Neugierig spähte Alfred durch ein Fenster.

Ein leichenhaftes Gesicht schien körperlos in der Dunkelheit zu schweben. Leere, schwarze Augenhöhlen starrten blicklos auf die Straße. Entsetzt stolperte Alfred zurück und hätte beinahe Jonathan umgestoßen.

»Langsam, langsam«, mahnte der Herzog und stützte Alfred, bis er wieder fest auf beiden Füßen stand. »Ich gebe zu, daß es ein ziemlich deprimierender Anblick ist. Der Stadtchronik zufolge soll dies hier ein recht hübsches Viertel gewesen sein, der Bezirk der Arbeiter, Handwerker und kleinen Geschäftsleute sowie der mittelständischen Nekromanten und Bewahrer.

Vermutlich«, fügte er leiser hinzu, nachdem seine Frau ihm einen warnenden Blick zugeworfen hatte, »könnte man sagen, daß sie immer noch hier wohnen, aber sie leben nicht mehr.«

So deprimierend wirkten die verlassenen Straßen mit den gruftähnlichen Behausungen, daß Alfred einen Seufzer der Erleichterung ausstieß, als sie endlich zu einem größeren

Tunnel gelangten, in dem Passanten unterwegs waren. Dann erst fiel ihm ein, daß es Gefahr bedeutete, wenn der Hund entdeckt wurde. Trotz Jeras halblauter Versicherung, er brauche keine Angst zu haben, drückte Alfred sich furchtsam an der Mauer entlang und mied den schwachen Lichtkreis der zischenden Lampen. Der Hund folgte ihm auf den Fersen, als wüßte er Bescheid und gäbe sich alle Mühe, möglichst wenig aufzufallen.

Die wenigen Leute gingen stumm vorbei, ohne ihnen einen Blick zu schenken. Es dauerte eine Zeitlang, bis Alfred begriff, daß es keine Lebenden waren. Während der Schlafzeit gehörten die Straßen von Nekropolis den Toten. Die meisten Wiedergänger machten einen zielstrebigem Eindruck, offenbar waren sie unterwegs, um einen Auftrag auszuführen, den sie von Lebenden erhalten hatten. Doch hier und da traf man auf einen Wiedergänger, der planlos umherirrte oder mit etwas beschäftigt war, das er während der Wachzeit hätte erledigen sollen. Nekromanten patrouillierten die Straßen von Nekropolis und griffen Tote auf, die verwirrt zu sein schienen, ihren Auftrag vergessen hatten oder zu einer Belästigung wurden. Alfred und seine Begleiter gingen ihnen aus dem Weg und verbargen sich im Schatten von Hauseingängen, bis die schwarzgekleideten Magier vorüber waren. Nekropolis bestand aus mehreren Halbkreisen um die Festung, die sich ursprünglich allein hinter der schützenden Einfriedung von Stalagmiten erhoben hatte, bewohnt von einer kleinen Gruppe Nichtigter und Sartan. Doch als mehr und mehr Leute sich auf Dauer in der Region anzusiedeln begannen, wurde die Bevölkerung zu zahlreich, und es entstanden die ersten Behausungen außerhalb der Festungsmauern.

Während der Blütezeit von Nekropolis erwählte der damalige Herrscher, Kleitus III. die Festung zu seiner Residenz. Der Adel baute sich prächtige Wohnsitze in nächster Nähe, und daran

schlossen sich die übrigen Stadtviertel an, gestaffelt nach Rang und Besitz.

Tomas' Haus war ungefähr in der Mitte zwischen den Häusern der Armen an der äußeren Stadtmauer und den Häusern der Reichen am Fuß des Festungswalls gelegen. Alfred, niedergeschlagen und erschöpft von der Reise, war unsäglich froh, aus dem Zwielficht und dem Nieselregen in ein Zimmer zu treten, das warm und hell erleuchtet war.

Tomas entschuldigte sich bei seinen Gästen für die Bescheidenheit des Hauses, das wie die meisten Wohnstätten in der Höhle schmalbrüstig und in die Höhe gebaut war, um Platz zu sparen.

»Mein Vater gehörte dem niederen Adel an. Er vererbte mir das Recht, zusammen mit anderen Höflingen im Palast herumzulungern und auf ein Lächeln Seiner Majestät zu hoffen, sonst nichts«, sagte Tomas mit einem Unterton von Verbitterung. »Jetzt steht er bei den Toten herum und ich bei den Lebenden. Kein großer Unterschied.«

Der Graf rieb sich die Hände. »Das wird sich alles bald ändern. Nach der Revolution.«

»Nach der Revolution«, wiederholten die anderen im Chor. Es klang wie eine Beschwörung.

Alfred seufzte bedrückt, sank in einen Sessel und fragte sich, was er tun sollte. Der Hund rollte sich zu seinen Füßen zusammen, und er betrachtete das dösende Tier voller Neid. Er fühlte sich wie betäubt, unfähig, klar zu denken und aus eigenem Antrieb zu handeln. Er war kein Mann der Tat wie Haplo.

Ich setze nichts in Gang, überlegte Alfred traurig. Ich werde viel mehr gegängelt. Er hatte das Gefühl, etwas unternehmen zu müssen, um dem Brauch der Nekromantie auf dieser Welt ein Ende zu machen. Doch er war weder eine Kämpfernatur noch auch nur besonders weise. Der einzige Gedanke in seinem Kopf, sein einziger Wunsch war, dieser grauenhaften

Welt zu entfliehen, sie zu vergessen und niemals wieder daran erinnert zu werden.

»Entschuldigung«, sagte der Herzog, trat näher und berührte Alfred höflich mit den Fingerspitzen an der Schulter.

Alfred zuckte zusammen und hob ihm das erschreckte Gesicht entgegen.

»Fühlt Ihr Euch wohl?« erkundigte sich Jonathan besorgt.

Alfred nickte und murmelt etwas von einem ermüdenden Marsch.

»Ich glaube verstanden zu haben, daß Ihr an der Geschichte unserer Kriege interessiert seid. Meine Frau, der Graf und Tomas haben sich zusammengesetzt, um die Strategie der Entführung auszuarbeiten. Mich haben sie weggeschickt.« Jonathan zuckte mit den Achseln. »Ich eigne mich nicht dazu, komplizierte Pläne zu schmieden. Statt dessen habe ich die Aufgabe, Euch zu unterhalten. Aber wenn Ihr zu müde seid und Euch lieber zurückziehen möchtet, wird Tomas Euch zu Eurem Zimmer führen ...«

»Nein, nein!« Das letzte, was Alfred wollte, war, mit seinen Gedanken alleingelassen zu werden. »Ich wäre sehr interessiert daran, etwas zu erfahren über – Kriege.« Er mußte sich zwingen, das Wort auszusprechen.

»Ich weiß nur über die Kriege Bescheid, die man hier in dieser Region geführt hat.« Jonathan holte einen Stuhl herbei und setzte sich. »Tee? Kekse? Nicht hungrig. Wo soll ich anfangen? Nekropolis war anfangs nur ein unbedeutender Stützpunkt, ein Ort, an dem Siedler warteten, bis sie zu anderen Teilen Abarrachs weiterziehen konnten. Doch nach einiger Zeit schauten die Sartan und die Nichtigen sich mit offenen Augen um und fanden, es ließe sich hier gut leben und sie könnten sich ebensogut an Ort und Stelle niederlassen. Die Stadt wuchs schnell. Das Land war fruchtbar; was man anbaute, gedieh. Im Gegensatz zu den Nichtigen.«

Jonathan sagte es in einem sorglosen, unbekümmerten Ton, der Alfred befremdete.

»Ihr tragisches Ende scheint Euch nicht sehr zu berühren«, meinte er mit leichtem Tadel. »Sollten die Stärkeren den Schwächeren nicht beistehen in der Not?«

»Oh, ich glaube, unsere Vorfahren waren zuerst aufrichtig betroffen«, verteidigte sich Jonathan. »Aber es ist wirklich nicht ihre Schuld gewesen. Die versprochene Hilfe von den Welten jenseits blieb aus. Der Aufwand an Magie, um die Nichtigen in dieser ungastlichen Welt am Leben zu erhalten, war einfach zu groß. Unsere Vorfahren hatten nicht die Kraft. Sie konnten nichts tun. Schließlich hörten sie auf, sich Vorwürfe zu machen, und zu guter Letzt glaubte man, daß die Ära des Sterbens der Nichtigen Schicksal war und unabwendbar.«

Alfred sagte nichts, sondern schüttelte nur traurig den Kopf.

»Während diese Zeit«, setzte Jonathan seinen Bericht fort, »wurde in unserem Volk mit dem Studium der Kunst der Nekromantie begonnen.«

»Der *verbotenen* Kunst«, berichtigte Alfred, aber so leise, daß der Herzog es nicht hörte.

»Nun, da sie der Sorge um die Nichtigen ledig waren, stellten unsere Vorfahren fest, daß sie in dieser Welt recht angenehm leben konnten. Sie entwickelten eiserne Schiffe, mit denen sie die Feuersee befuhren. Überall in Abarrach entstanden neue Kolonien, der Handel kam in Gang. Das Reich Kairn Nekros wurde gegründet. In jeder Beziehung wurden Fortschritte gemacht, so auch auf dem Gebiet der Nekromantie. Bald lebten die Lebenden von der Arbeit der Toten.«

Ja. Alfred sah es in Jonathans Worten. Das Leben in Abarrach war gut, der Tod auch. Doch plötzlich, als wäre ein unsichtbarer Zenith überschritten, fielen Schatten auf das Goldene Zeitalter.

»Die Feuersee sowie alle Magmaseen und -flüsse kühlten ab und schrumpften. Reiche, die zuvor Handelspartner

gewesen waren, wurden zu erbitterten Feinden, horteten die kostbaren Nahrungsvorräte und kämpften um die lebenspendenden Kolosse. Die ersten Kriege wurden geführt. Ich glaube, es waren eher Scharmützel. Richtige Kriege«, meinte Jonathan ernst, »kamen erst später. Damals schienen unsere Vorfahren noch keine große Erfahrung auf dem Gebiet zu haben.«

»Selbstverständlich nicht!« sagte Alfred streng. »Wir verabscheuen Krieg. Wir sind die Verkünder des Friedens!«

»Ihr könnt Euch diesen Luxus erlauben«, erwiderte Jonathan ruhig. »Wir konnten das nicht.«

Alfred fühlte sich betroffen von den Worten des jungen Herzogs. War Frieden ein Luxus nur für reiche Welten? Er dachte an Prinz Edmunds Volk, wie zerlumpt es aussah, wie die Kinder, die Alten dahinsiechten, während es in dieser Stadt Nahrung gab. Wärme. Was würde ich in dieser Lage tun? Schicksalsergeben mit ansehen, wie meine Kinder sterben, demütig selbst den Tod erwarten? Oder würde ich kämpfen? Von Zweifeln geplagt, rutschte Alfred im Sessel hin und her. Ich weiß, was ich tun würde, dachte er bitter. In Ohnmacht fallen!

»Im Lauf der Zeit lernte unser Volk das Handwerk des Krieges.« Jonathan trank einen Schluck Kairntee. »Die jungen Männer wurden zu Soldaten ausgebildet, Armeen aufgestellt. Zuerst setzte man Magie als Waffe ein, aber das verbrauchte zuviel von der Kraft, die man zum Überleben brauchte. Und so kam bei uns ein neues Handwerk zu Ehren – der Waffenschmied. Schwerter und Speere sind barbarisch im Vergleich zu Magie, aber wirksam. Aus Scharmützeln wurden Schlachten, die Entwicklung führte unausweichlich zu dem großen Krieg, der jetzt ungefähr ein Jahrhundert zurückliegt – dem Auswandererkrieg.

Eine mächtige Zauberin namens Bethel behauptete, einen Weg aus dieser Welt gefunden zu haben, und rief zum Exodus auf. Binnen kurzem hatte sie eine große Anhängerschaft um

sich versammelt. Der Weggang all dieser Leute wäre ein gewaltiger Aderlaß für die ohnehin im Schwinden begriffene Bevölkerung von Abarrach gewesen. Ganz zu schweigen von der Tatsache, daß man fürchtete, was geschehen könnte, wenn das ›Tor‹, wie sie es nannte, sich öffnete. Wer konnte wissen, welche unbekannte, womöglich feindliche Macht davor lauerte, um uns zu überrennen und die Herrschaft an sich zu reißen?

Der Herrscher von Kairn Nekros, Kleitus VII. verbot Bethel und ihren Anhängern zu gehen. Sie verweigerte den Gehorsam und führte ihre Jünger über die Feuersee zum Pfeiler von Zembar, wo alle, die willens waren, ihrem Wort zu vertrauen, sich versammeln sollten. Der Krieg zwischen den beiden Parteien tobte etliche Jahre mit wechselndem Schlachtenglück, bis Bethel verraten wurde und in Gefangenschaft geriet. Auf dem Schiff, das sie zurück über die Feuersee bringen sollte, um vor Gericht gestellt zu werden, entschlüpfte sie ihren Bewachern und stürzte sich in die flüssige Lava, um zu verhindern, daß ihr Leichnam wiederbelebt wurde. Bevor sie sprang, rief sie den Leuten an Deck zu, was später als die ›Prophezeiung des Tores‹ Verbreitung fand.«

Alfred sah vor seinem inneren Auge die Frau am Bug stehen und ihren Peinigern trotzige Drohungen entgegenschleudern, bevor sie in den trägen, glutroten Fluten versank. Er verlor den Faden von Jonathans Erzählung und wurde erst wieder aufmerksam, als der junge Mann plötzlich die Stimme senkte.

»Während dieses Krieges ging man dazu über, Kompanien von Toten aufzustellen und gegeneinander ins Feld zu schicken. Es wird sogar gemunkelt, daß manche Befehlshaber so weit gingen, die Ermordung ihrer lebenden Soldaten anzuordnen, um Wiedergänger zur Verfügung zu haben ...«

Alfred hob ruckartig den Kopf. »Was? Was sagt Ihr da? Ermordeten ihre eigenen jungen Männer! Gütiger Sartan! Wie tief sind wir gesunken!« Er war grau im Gesicht und zitterte an allen Gliedern. »Nein, kommt mir nicht zu nahe!« Er hob

abwehrend die Hand. »Ich muß fort von hier! Fort!« Er sprang auf, als wollte er seine Worte augenblicklich in die Tat umsetzen.

»Liebster, was hast du gesagt, um ihn so außer Fassung zu bringen?« verlangte Jera zu wissen, die mit Tomas ins Zimmer kam. »Guter Freund, setzt Euch wieder. Beruhigt Euch!«

»Ich habe ihm nur die alte Geschichte erzählt von den Generälen, die während des Kriegs ihre eigenen Männer hinrichten ließen ...«

»O Jonathan!« Jera schüttelte den Kopf. »Aber natürlich könnt Ihr jederzeit gehen. Ihr seid kein Gefangener hier!«

Aber doch! stöhnte Alfred innerlich. Ich bin ein Gefangener, ein Gefangener meiner eigenen Unzulänglichkeit! Daß ich hier bin, ist nur ein Zufall! Ich habe nicht den Mut, mich allein durch das Todestor zu wagen, und auch nicht das Wissen!

»Denkt an Euren Freund«, fügte Tomas mahnend hinzu und drückte ihm eine Tasse heißen Tee in die Hand. »Ihr wollt ihn doch nicht im Stich lassen, oder doch?«

»Es tut mir leid,« Alfred sank in den Sessel zurück. »Vergebt mir. Ich bin müde, das ist alles. Ich glaube, ich sollte zu Bett gehen. Komm mit, alter Junge.«

Er legte dem Hund die Hand auf den Kopf. Das Tier schaute zu ihm auf und winselte, wischte langsam mit dem Schwanz über den Boden, machte aber keine Anstalten, sich zu erheben.

Es war ein merkwürdiges Winseln, ein klägliches Laut, wie Alfred ihn nie zuvor von dem Hund gehört hatte. Beunruhigt musterte er ihn genauer. Der Hund versuchte den Kopf zu heben, doch er ließ ihn gleich wieder auf die Vorderpfoten sinken. Nur sein Schwanzwedeln wurde etwas lebhafter, um zu zeigen, daß er die Anteilnahme des Mannes zu schätzen wußte.

»Was hat er denn?« fragte Jera und sah den Hund an. »Glaubt Ihr, das Tier ist krank?«

»Ich bin nicht sicher. Leider verstehe ich nicht viel von Hunden«, murmelte Alfred, während er spürte, wie eine ungute Ahnung von ihm Besitz ergriff.

Er wußte über diesen Hund Bescheid oder glaubte es wenigstens. Und wenn er recht hatte, dann war nicht nur der Hund ernsthaft krank, sondern auch Haplo.

Kapitel 24

Nekropolis, Abarrach

Im Lauf des nächsten Zyklus verschlechterte sich der Zustand des Hundes; er war zu schwach, um sich zu rühren, lag kraftlos auf der Seite und atmete schwer. Er verweigerte das Futter und trank nicht einmal das angebotene Wasser.

Obwohl jeder im Haus Mitleid mit dem Tier hatte, machte niemand außer Alfred sich ernsthafte Sorgen. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem Eindringen in den Palast und der Rettung des toten Prinzen. Der Plan war fertig, sie betrachteten ihn unter jedem möglichen Aspekt, klopfen ihn auf Fehler ab, doch sie fanden keine.

»Es wird beinahe lächerlich einfach sein«, meinte Jera beim Frühstück.

»Vergebung, ich will mich nicht einmischen«, meldete Alfred sich zaghaft zu Wort, »aber da, wo ich herkomme, habe ich auch einige Zeit bei Hofe zugebracht, und König Stephens – das heißt, des Königs Verliese waren besonders gut bewacht. Wie ...«

»Ihr seid nicht mit von der Partie!« unterbrach ihn der Graf kurzangebunden. »Also braucht Euch das nicht zu interessieren!«

Vielleicht bin ich ja doch mit von der Partie, dachte Alfred. Er schaute auf den kranken Hund, doch beschloß er, seine Mutmaßungen vorläufig noch für sich zu behalten, bis er ganz sicher war.

»Seid nicht so ungnädig, Schwiegerpapa«, warf Jonathan lachend ein. »Immerhin ist Alfred vertrauenswürdig, oder etwa nicht?«

Schweigen senkte sich über den Tisch, eine leichte Röte stieg in Jeras Wangen. Unwillkürlich warf sie einen Blick auf Tomas, der unmerklich den Kopf schüttelte. Der Graf schnaufte laut. Jonathan schaute verblüfft von einem zum anderen.

»Also hört mal ...« fing er an.

»Noch etwas Tee?« warf Jera ein, hob den Keramikessel und hielt ihn über Alfreds Tasse.

»Nein, vielen Dank, Herzogin.«

Sonst wurde nichts gesprochen. Jonathan wollte etwas sagen, doch ein Blick seiner Frau hieß ihn schweigen. Die einzigen Geräusche waren das schwere Atmen des Hundes und das gelegentliche Klirren von Besteck. Alle am Tisch wirkten ungeheuer erleichtert, als Tomas schließlich aufstand.

»Wenn Ihr mich entschuldigen wollt.« Er verneigte sich vor Jera. »Es ist Zeit für mein Erscheinen bei Hofe. Obwohl ich völlig unbedeutend bin, sollte ich besonders an diesem Zyklus unbedingt vermeiden, Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Ich muß mich zur gewohnten Zeit am gewohnten Ort sehen lassen.«

Alfred hielt sich im Hintergrund, bis die Gruppe auseinandergegangen war, um zu tun, was noch getan werden mußte. Tomas war allein im Erdgeschoß und auf dem Weg zur Tür, als plötzlich eine Gestalt auftauchte und ihn am Ärmel zupfte. Kreidebleich und mit weit aufgerissenen Augen fuhr er herum.

»Verzeihung«, sagte Alfred verdutzt. »Ich wollte Euch nicht erschrecken.«

Tomas runzelte bei seinem Anblick die Stirn. »Was wollte *Ihr* denn von mir?« fragte er ungehalten und schüttelte Alfreds Hand ab. »Ich bin ohnehin schon zu spät.«

»Wäre es vielleicht möglich – könntet Ihr mit Eurem Gewährsmann im Verlies sprechen und ihn fragen, wie es meinem Freund geht?«

»Was gibt's da zu fragen? Er lebt, wie Ihr es gesagt habt«, entgegnete Tomas ungehalten. »Mehr weiß ich auch nicht.«

»Aber Ihr könntet Euch heute nochmals erkundigen ...« Alfred war selbst erstaunt über seine Beharrlichkeit. »Ich habe das Gefühl, daß er krank ist. Ernsthaft krank.«

»Etwa wegen des Hundes?«

»Bitte ...«

»Nun gut. Ich werde sehen, was ich tun kann. Aber ich verspreche nichts. Und jetzt muß ich gehen.« »Vielen Dank, das ist alles, was ich ...«

Aber Tomas war bereits aus der Tür und verschwand im Gewimmel der Lebenden und Toten in den Tunnelstraßen von Nekropolis.

Alfred setzte sich neben den Hund und streichelte das weiche Fell. Der Zustand des Tieres war besorgniserregend.

Gegen Ende des Zyklus kehrte Tomas zurück. Es war kurz vor des Herrschers Tischzeit, wenn die unglücklichen Höflinge, die keine Einladung zum Essen ergattert hatten, in ihre eigenen vier Wände zurückkehrten.

»Nun, was gibt es Neues?« erkundigte sich Jera. »Steht alles zum besten?«

»Es steht alles zum besten«, erwiderte Tomas ernst. »Seine Majestät wird den Prinzen während der Halblichtstunde ¹² wiedererwecken.«

»Und wir haben die Erlaubnis, die Königinmutter zu besuchen?«

»Die Königin war sehr erfreut und hat es mir höchstselbst bestätigt.«

Jera nickte ihrem Vater zu. »Alles ist bereit. Ich frage mich allerdings, ob wir nicht ...«

¹² Die Stunde nach des Herrschers Mußestunde, wenn auf Befehl Seiner Majestät die Gaslampen gedrosselt werden. Während des Herrschers Schlafzeit werden die Lampen ganz gelöscht.

Tomas warf einen vielsagenden Blick auf Alfred, und die Herzogin verstummte.

»Entschuldigt mich.« Alfred erhob sich steif. »Ich werde Euch allein lassen ...«

»Nein, wartet.« Tomas hob die Hand. Der Ausdruck seines ohnehin ernsten Gesichts verriet Besorgnis. »Ich habe Nachrichten für Euch, die uns alle betreffen. Bevor er heute morgen den Palast verließ, hatte ich Gelegenheit, mit meinem Gewährsmann, dem Bewahrer von der Spätschicht zu sprechen. Es tut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß es stimmt, was Ihr befürchtet habt, Alfred. Es heißt von Eurem Freund, daß er im Sterben liegt.«

Gift.

Haplo wußte es im selben Augenblick, als die ersten Krämpfe seine Eingeweide zusammenzogen. Er wußte es, konnte es aber nicht glauben. Es ergab keinen Sinn. Warum?

Er mußte sich wieder und wieder übergeben, dann lag er auf der Steinbank und krümmte sich unter den Schmerzen, die sich in seinen Leib bohrten wie glühende Dolche. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, er hatte Durst. Die diensthabende Bewahrerin brachte ihm Wasser. Er hatte gerade noch so viel Kraft, ihr den Becher aus der Hand zu schlagen. Die Bewahrerin verließ fluchtartig die Zelle. Haplo fiel auf die Pritsche zurück, sah zu, wie das Wasser in den Ritzen im Boden versickerte und fragte sich: Warum?

Er versuchte, sich selbst zu heilen, aber seine Bemühungen waren schwächlich, und schließlich gab er es ganz auf. Daß er nichts würde ausrichten können, hatte er von Anfang an gewußt. Ein schlaues, verschlagenes Hirn – das Hirn eines Sartan – hatte diesen Mord ersonnen. Das Gift war stark, es wirkte im gleichen Maße auf seine Magie wie auf seinen Körper. Die komplexe, eng verknüpfte Runenstruktur, Essenz seines Lebens, zerfiel, und er war nicht imstande, sie wieder zusammenzufügen. Es war, als würden die Ränder der Sigel

zerfressen, so daß sie sich nicht mehr miteinander verbinden ließen. Warum?

»Warum?«

Es dauerte einen Moment, bis Haplo begriffen hatte, daß seine Frage laut wiederholt worden war, von einer Stimme, die nicht ihm gehörte. Er hob den Kopf, und seine trüben Augen richteten sich auf den Herrscher vor der Gittertür der Zelle.

»Warum was?« fragte Kleitus gelassen.

»Warum – mich ermorden?« stieß Haplo abgehackt hervor. Er würgte, krümmte sich und krallte die Finger in den Bauch. Schweiß strömte ihm über das Gesicht, er unterdrückte nur mit Mühe einen qualvollen Aufschrei.

»Aha, Ihr begreift, was mit Euch geschieht. Schmerzhaft, ja? Wir bedauern das aufrichtig, aber Wir brauchten ein langsam wirkendes Gift und hatten nicht viel Zeit, etwas Subtileres zu entwickeln. Das Mittel ist primitiv, aber wirksam. Wird es Euch töten?«

Der Herrscher hätte ein Professor sein können, der von einem seiner Schüler wissen will, ob sein alchemistisches Experiment erwartungsgemäß verläuft.

»Allerdings wird es mich töten!« knirschte Haplo.

Er war zornig. Nicht zornig, weil er sterben mußte. Schon einmal hatte er an der Schwelle des Todes gestanden, als die Chaodyn ihn angriffen, aber damals war er mit sich zufrieden gewesen. Er hatte gut gekämpft, seinen Feinden die Stirn geboten. Er war Sieger geblieben. Diesmal starb er einen schändlichen Tod, starb durch die Hand eines anderen und ohne sich verteidigen zu können.

Er schnellte von der Pritsche und warf sich gegen die Zellentür. Auf dem Boden liegend streckte er die Hand aus und bekam den Saum der Robe des Herrschers zu packen, bevor der überrumpelte Herrscher Gelegenheit hatte zurückzuweichen.

»Warum?« verlangte Haplo zu wissen. Er klammerte sich an den schwarzen, purpurn getönten Stoff wie ein Ertrinkender. »Ich hätte Euch zum Todestor geführt!«

»Aber dazu bedürfen Wir Eurer nicht«, entgegnete Kleitus liebenswürdig. »Uns ist bekannt, wo sich das Todestor befindet. Wir sind durchaus imstande, es zu passieren. Wir brauchen Euch nur – deshalb.« Er bückte sich und berührte die tätowierte Hand, die sich in sein Gewand gekrallt hatte.

Haplo biß die Zähne zusammen, ließ aber nicht los. Lange, bleiche Finger zeichneten die Runen auf seiner Haut nach.

»Jetzt begreift Ihr wirklich. Die Toten zu erwecken und zu erhalten verbraucht zuviel von Unserer magischen Kraft. Erst durch Euer Auftauchen wurde Uns bewußt, wie schwach Wir sind. Ihr habt versucht. Eure Macht nicht zu zeigen, aber Wir haben sie gespürt. Ein Speer, hundert Speere – sie würden nicht einmal Eure Haut geritzt haben. Und hätten Wir diese Festung über Euch einstürzen lassen, Ihr wäret heil und gesund unter den Trümmern zum Vorschein gekommen.« Die Fingerspitzen glitten versonnen über die Sigel. Haplos Augen folgten ihnen wie hypnotisiert.

»Unsere Magie ist ausgelaugt. Aber die Eure wäre ein Machtfaktor für Uns! Deshalb legen Wir größten Wert auf Euren unversehrten Körper. Die Runengefüge müssen vollständig, unbeschädigt erhalten bleiben, damit Wir sie in Ruhe studieren können. Als Wiedergänger werdet Ihr überdies gerne bereit sein. Uns die Bedeutung der Sigel zu erklären. »Barbarisch« nannten unsere Vorfahren Eure Magie. Dummköpfe. Wenn Uns außer der eigenen noch Eure Macht zu Gebote steht, sind Wir unüberwindlich! Sogar für Euren sogenannten Herrscher des Nexus.«

Haplo rollte auf den Rücken. Seine kraftlosen Finger lösten sich aus dem Stoff des Gewandes, die Hand fiel schlaff zu Boden.

»Wir mußten bei Unserem Plan zudem noch Euren Gefährten berücksichtigen, Euren Verbündeten – den Mann, der den Toten den Tod bringt.«

»Kein Freund«, wisperte Haplo, der kaum mehr wußte, was um ihn herum vorging. »Feind.«

Kleitus lächelte. »Jemand, der sein Leben aufs Spiel setzt, um das Eure zu retten? Das glauben Wir nicht. Einiges, was er den Mann sagen hörte, hat Tomas zu der Überzeugung gebracht, daß er Nekromantie verabscheut und nicht herkommen würde, um Euch zu retten, wenn er glauben müßte, einen Wiedergänger vorzufinden. Höchstwahrscheinlich würde er aus dieser Welt fliehen und wäre für Uns verloren. Wir waren jedoch ziemlich sicher, daß zwischen ihm und Euch eine sympathische Verbindung besteht, und wie sich herausstellte, hatten Wir recht. Tomas' Angaben zufolge weiß Euer Freund, daß Ihr dem Tode nahe seid. Er glaubt, daß es noch möglich ist. Euch zu retten. Natürlich befindet er sich im Irrtum, doch er wird deswegen nicht lange betrübt sein müssen.«

Der Herrscher zog den Saum seines Gewandes unter der Zellentür hervor und schüttelte ihn aus. »Und jetzt muß ich mit dem Ritus zur Wiedererweckung von Prinz Edmund beginnen.«

Haplo hörte die Schritte des Mannes, das Rascheln von Stoff, der über den felsigen Boden schleppte, oder vielleicht war es das Raunen einer Stimme? »Nur Geduld. Eure Qual ist fast zu Ende. Zum Schluß wird der Schmerz nachlassen, glauben Wir zumindest.

Fragt nicht nach dem Warum, Haplo. Die Prophezeiung«, raunte die Stimme, »es geschieht alles wegen der Prophezeiung.«

Haplo lag mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken, zu schwach, um sich zu rühren. Der Bastard hat recht.

Der Schmerz verebbt – weil mein Leben verebbt. Ich sterbe. Ich sterbe, und ich kann nichts dagegen tun. Ich sterbe, um eine Prophezeiung zu erfüllen.

Er bot alle ihm noch verbliebene Kraft auf. »Wie lautet die Prophezeiung?« rief er laut.

In Wirklichkeit war sein Rufen nicht mehr als ein Hauch. Niemand antwortete. Niemand hörte ihn. Auch nicht er selbst.

Kapitel 25

Nekropolis, Abarrach

Die Verschwörer stritten, baten, flehten und überredeten den alten Grafen schließlich, Alfred zu erlauben, sie bei dem Unternehmen zu begleiten. Tomas sprach besonders beredt zu seinen Gunsten, was den Sartan recht verwunderte. Bisher hatte er den Eindruck gehabt, daß Tomas ihm nicht traute. Mit einigem Unbehagen fragte Alfred sich nach dem Grund für den Sinneswandel.

Doch er war entschlossen, Haplo zur Hilfe zu kommen, trotz der mahnenden inneren Stimme, die ihm zuflüsterte, wieviel einfacher es wäre, den Patryn sterben zu lassen.

Du weißt, was er für Verbrechen plant, was er schon getan hat. Auf Arianus ist durch seine Machenschaft ein Weltkrieg ausgebrochen.

Haplo mag der Funke gewesen sein, erwiderte Alfred, aber der Zündstoff war längst vorhanden und bereit zu explodieren, lange vor seinem Erscheinen. Außerdem brauche ich Haplo, um von dieser schrecklichen Welt zu entkommen!

Du brauchst Haplo nicht, höhnte die innere Stimme. Du kannst alleine den Rückweg bewältigen, deine Magie ist stark genug, sie hat dich auch in den Nexus gebracht. Und wenn er stirbt, was dann? Wirst du ihm das Leben retten? Wie du Grams Leben gerettet hast? Der Junge starb und wurde von dir zurückgerufen! Nekromant!

Alfreds Gewissen wand sich in den Qualen der Unentschlossenheit. Wieder stehe ich vor dieser furchtbaren Wahl. Und wenn ich Haplo nun rette? Kommen seine Untaten über mein Haupt? Der Patryn ist fähig, entsetzliche Verbrechen

zu begehen. Ich habe es in seinem Bewußtsein gesehen. Es wäre so wunderbar einfach, nichts zu tun, den Rücken zu kehren, den Patryn sterben zu lassen. Im umgekehrten Fall würde Haplo nicht eine runenbedeckte Hand rühren, um mir zu helfen. Und dennoch – dennoch ... Gibt es nicht Erbarmen? Mitgefühl?

Ein Winseln erlöste den Sartan aus dem Strudel der widerstreitenden Gedanken und lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Hund zu seinen Füßen. Das Tier hatte nicht mehr die Kraft, den Kopf zu heben, es konnte nur matt mit dem Schwanz wedeln. Alfred war ihm während des ganzen Zyklus kaum von der Seite gewichen; der Hund schien ruhiger zu sein, wenn er ihn in der Nähe wußte. Einige Male hatte er geglaubt, das Tier sei tot, und mit fliegenden Händen nach dem Herzschlag getastet, nur um erleichtert das schwache Pochen unter den Fingerspitzen zu fühlen.

Die Augen des Hundes hingen mit dem Ausdruck gläubigen Vertrauens an seinem Gesicht, als wollten sie sagen: *Ich weiß nicht, warum es mir so schlecht geht, aber ich weiß, du wirst mir helfen.*

Alfred streichelte ihm über den Kopf. Die geduldigen Augen schlossen sich, das Tier war getröstet.

»Einigen wir uns darauf«, beschied er die gehässige innere Stimme, »daß ich nicht Haplo rette, sondern Haplos Hund. Oder vielmehr werde ich versuchen, ihn zu retten.«

»Was war das?« fragte Jera. »Alfred, habt Ihr etwas gesagt?«

»Ich – ich habe mich nur gefragt, ob man vielleicht weiß, was meinem Freund fehlt?«

»Der Bewahrer ist der Ansicht«, antwortete Tomas, »daß die Magie Eures Freundes nicht stark genug ist, ihn in dieser Welt am Leben zu erhalten. Es ergeht ihm wie den Nichtigen.«

»Ich verstehe«, murmelte Alfred, aber er verstand es nicht und glaubte es auch nicht. Er hatte in Haplos Gestalt nur einen

flüchtigen Eindruck von dessen Heimat, dem Labyrinth, gewonnen, aber es war schon sehr unwahrscheinlich, daß jemand, der an einem solchen Ort überleben konnte, vor Abarrach kapitulieren würde. Irgend jemand hatte Tomas belogen – oder Tomas belog seine Mitverschwörer. Ein nervöses Zucken begann in Alfreds rechtem Bein. Er massierte den verkrampften Muskel und bemühte sich, mit fester Stimme zu sprechen:

»In dem Fall muß ich darauf bestehen, Euch zu begleiten. Ich bin sicher, daß ich ihm helfen kann.«

Jera wiegte den Kopf, dann wandte sie sich an ihren Vater, der Alfred verdrossen musterte. »Jonathan und ich müssen uns um den Prinzen kümmern. Tomas kann nicht allein mit einem kranken oder – verzeiht mir – toten Mann fertig werden. Und ob tot oder lebendig, wir überlassen Haplo nicht der Willkür des Herrschers.«

»Wäre ich zwanzig Jahre jünger ...«

»Aber das bist du nicht, Vater!«

»Ich bin besser zu Fuß als er!« donnerte der alte Graf und stieß den knöchigen Finger in Alfreds Richtung.

»Aber du wärest nicht imstande, Haplo zu helfen.«

»Unser Plan bleibt doch im großen und ganzen unverändert«, warf Tomas vermittelnd ein. »Wir sind nur einer mehr, das ist alles.«

»Eure Tochter und Tomas haben alles so fabelhaft geplant, daß gar nichts fehlschlagen kann«, fügte Jonathan hinzu und betrachtete seine Frau voller Stolz. »Sobald wir den Prinzen haben, treffen wir Euch wie besprochen am Tor.«

»Es wird schon alles gutgehen, Vater.« Jera küßte den alten Mann auf die faltige Wange. »Diese Schlafenszeit steht für den Anfang vom Ende der Kleitus-Dynastie.«

Der Anfang vom Ende. Ihre Worte erschütterten Alfred wie ein Kräuseln der Welle, ein stechendes Prickeln rieselte durch

seinen ganzen Körper, aber der beklemmenden Erregung folgte ein Gefühl tiefer Mattigkeit.

»Ihr könnt nicht in diesen Kleidern bei Hofe erscheinen«, sagte Jera zu Alfred und musterte ihn von Kopf bis Fuß, die abgeschabten samtenen Kniehosen und den fadenscheinigen Rock. »Ihr würdet viel zuviel Aufmerksamkeit auf Euch ziehen. Wir müssen etwas anderes für Euch finden.«

»Nimm's mir nicht übel, Liebste«, meinte Jonathan, nachdem Alfred neu eingekleidet worden war, »aber viel besser ist das auch nicht.«

Alfreds gebeugte Haltung vermittelte einen falschen Eindruck von seiner Größe; er wirkte kleiner, als er tatsächlich war. Zuerst hatte Jera daran gedacht, ihm eine graue Robe von Tomas zu geben, aber der junge Mann war ziemlich klein für einen Sartan, und das Gewand reichte Alfred nur bis zur halben Wade. Es war ein erheiternder Anblick. Die Herzogin kramte nach etwas anderem und steckte den Sartan schließlich in eine von Tomas' abgelegten Staatsroben.

Alfred fühlte sich äußerst unbehaglich in dem schwarzen Gewand eines Nekromanten und wagte einen schwachen Protest, aber niemand beachtete ihn. Der Saum endete knapp über seinen plumpen Knöcheln, aber wenigstens durfte er seine eigenen Schuhe anziehen; es war auch kein anderes Paar aufzutreiben, in das seine großen Füße auch nur annähernd hineingepaßt hätten.

»Man wird ihn für einen Flüchtling halten«, meinte Jera seufzend. »Zieht die Kapuze ins Gesicht«, forderte sie Alfred auf, »und sprecht mit niemandem. Das Reden überlaßt mir.«

Zu dem Gewand gehörte ein lose geschnallter Gürtel, an dem eine bestickte Tasche getragen wurde, die Tomas ebenfalls zur Verfügung stellte. Jera schlug vor, einen Dolch in der Tasche zu verbergen, aber diesmal wehrte sich Alfred mit aller Entschiedenheit.

»Nein, ich trage keine Waffe«, sagte er und zuckte vor dem Messer zurück, als wäre es eine der giftigen Dschungelschlangen von Arianus.

»Nur als Vorsichtsmaßnahme«, versuchte Jonathan ihn zu überreden. »Keiner denkt auch nur einen Augenblick daran, daß es nötig sein könnte, diese Waffe tatsächlich zu benutzen. Seht her, ich trage auch eine.« Er zeigte einen Dolch in einer Scheide aus Silber, die mit kostbaren Edelsteinen besetzt war. »Er gehörte meinem Vater.«

»Aber ich will nicht«, wiederholte Alfred starrsinnig. »Ich habe gelobt ...«

»Er hat gelobt, er hat gelobt!« höhnte der Graf angewidert. »Laß ihn, Jera. Es ist besser so. Er würde sich vermutlich die Hand abschneiden.« Alfred blieb unbewaffnet.

Er war davon ausgegangen, daß man sich während der Schlafzeit des Herrschers in den Palast schleichen wollte, deshalb staunte er, als Tomas kurz nach dem Mittagessen verkündete, es sei Zeit aufzubrechen.

Das Lebewohl war kurz und sachlich, wie zwischen Leuten, die wissen, daß sie sich in Kürze wiedersehen werden. Alle waren aufgeregt, erwartungsvoll, und keiner schien sich wegen der Gefahr Gedanken zu machen – außer vielleicht Tomas.

Nachdem er ihn dabei ertappt hatte, wie er über Haplo eine offenkundige Unwahrheit sagte, beobachtete Alfred Tomas wachsam und glaubte zu sehen, daß das freundliche Lächeln gezwungen wirkte, und die Augen zur Seite irrten, sobald jemand ihm direkt ins Gesicht schaute. Alfred erwog, seine Beobachtung Jera mitzuteilen, doch entschied er sich dagegen.

Ich bin ein Fremder, ein Außenseiter. Ihn kennen sie viel länger als mich. Sie würde mir nicht glauben, und womöglich mache ich alles schlimmer anstatt besser. Sie trauen mir ohnehin nicht. Ein kleiner Anlaß genügt, und sie lassen mich vielleicht doch zurück!

Alfred schaute noch einmal nach dem Hund, bevor sie das Haus verließen.

»Das Tier stirbt«, stellte der Graf nüchtern fest.

»Ja, ich weiß.« Alfred streichelte sanft das seidige Fell.

»Und was soll ich mit ihm anfangen?« verlangte der Graf zu wissen. »Ich kann nicht einen Hundekadaver mit zum Tor schleppen.«

»Laßt ihn liegen«, sagte Alfred und erhob sich mit einem Seufzer. »Wenn alles gutgeht, wird der Hund uns zu finden wissen. Wenn nicht, ist es ohne Belang.«

Ungeachtet der Tatsache, daß der Herrscher nicht erscheinen würde, herrschte am Hof reges Treiben. Alfred hatte gedacht, das Gedränge in den Tunnelstraßen wäre unerträglich, bis er den Palast betrat. Die meisten der lebenden Einwohner von Nekropolis waren abends dort zu finden, tanzten, erzählten den neusten Klatsch, saßen beim Runenspiel und erfreuten sich an den Speisen des Herrschers.

In dem überfüllten Empfangssaal fühlte Alfred sich förmlich überwältigt von der Hitze, dem Duft der Reizblüten, dem ohrenbetäubenden Lärm der Stimmen und Musik. Der Blumenduft war köstlich, süß und würzig zugleich, doch es gelang ihm nicht, einen anderen Geruch ganz zu überdecken – den aufdringlichen Geruch des Todes.

Die Lebenden aßen und tranken, scherzten und kokettierte, während die Toten zwischen ihnen umhergingen und ihnen aufwarteten. Die Schemen im Gefolge der Wiedergänger verblaßten zu einem Nichts im hellen Schein der Lampen.

Der Herzog und die Herzogin wurden von allen Seiten enthusiastisch begrüßt.

»Habt Ihr schon die Neuigkeit gehört? Es wird Krieg geben! Ist das nicht wahnsinnig aufregend?« rief eine Frau ganz in Mauve und verdrehte entzückt die Augen.

Jera, Jonathan und Tomas lachten und tanzten und plauderten und arbeiteten sich geschickt durch die Menge. Es

wäre noch besser gegangen, wenn sie nicht einen stolpernden und deprimierten Alfred durch das Gedränge und Geschiebe hätten bugsieren müssen. Vom Vorzimmer gelangten sie in den Ballsaal, in dem sich noch mehr Gestalten aufhielten.

Ein Moment der Unachtsamkeit, und Alfred sah sich von seinen Begleitern getrennt. Er tat einen zögernden Schritt in die Richtung, in der er zuletzt Jeras Haar leuchten gesehen hatte, und befand sich plötzlich mitten in einer Gruppe junger Leute, die amüsiert zusahen, wie ein Auferstandener tanzte.

Bei dem Wiedergänger handelte es sich um einen älteren Herren mit ernsten und würdevollen Zügen. Nach dem jämmerlichen Zustand des Leichnams und seiner Bekleidung zu urteilen, war dieser Tote vor langer, langer Zeit wiederbelebt worden. Ermuntert von den kichernden Zuschauern, tanzte er, wie es vermutlich in seiner Jugend en vogue gewesen war.

Die jungen Leute johlten und klatschten und begannen, die altmodischen, gestelzten Schritte nachzuahmen. Der Wiedergänger schenkte ihnen keine Beachtung, sondern bewegte sich auf seinen verwesenden Beinen mit ergreifender Anmut zu den Klängen einer Musik, die nur er hören konnte.

»Da ist er! Feuer und Asche! Gleich fällt er in Ohnmacht!« stöhnte Tomas, bekam Alfred zu fassen und hielt ihn fest, als er umzusinken drohte.

»Ich hab' ihn«, sagte Jonathan und griff nach Alfreds kraftlos herabhängendem Arm.

»Was ist los mit ihm?« fragte Jera. »Alfred? Fühlt Ihr Euch nicht wohl?«

»Die – die Hitze!« antwortete Alfred mit erstickter Stimme. Er hoffte, man würde die Tränen auf seinem Gesicht für Schweißtropfen halten. »Der Lärm ... Es tut mir fürchterlich leid ...«

Jera winkte ab. »Wir haben uns lange genug hier aufgehalten. Ich glaube nicht, daß es auffällt, wenn wir jetzt verschwinden. Jonathan, du kannst den Hofmarschall suchen

und ihn fragen, ob die Königinmutter jetzt schon Besucher empfängt.«

Jonathan tauchte in der Menge unter, während Tomas und Jera Alfred in eine etwas ruhigere Ecke führten, wo sie einen beleibten und wenig erfreuten Nekromanten aus einem bequemen Sessel vertrieben, um den verstörten Alfred hineinzusetzen. Der Sartan schloß die Augen, zog fröstelnd die Schultern hoch und schluckte krampfhaft, weil er das Gefühl hatte, sich übergeben zu müssen.

Bald kehrte Jonathan mit der Nachricht zurück, der Hofmarschall sei bereit, sie zur Audienz bei der Königinmutter zu geleiten.

Mit vereinten Kräften stellten sie Alfred auf die Beine, dann schoben sie sich durch das Gewühl der Feiernden, bis sie schließlich aufatmend in einen breiten, leeren Gang hinaustraten, der ihnen nach dem Getöse und der stickigen Luft in dem überfüllten Ballsaal wie ein kühler, friedvoller Zufluchtsort erschien.

»Wenn die Herrschaften mir folgen wollen.« Der Hofmarschall stand vor ihnen und neigte grüßend den Kopf, dann wendete er sich ab und ging vor ihnen den Korridor entlang, wobei er alle fünf Schritte den Schaft seines Amtsstabs nachdrücklich auf den Boden stieß. Alfred stand vor einem Rätsel. Er konnte sich nicht erklären, warum sie mitten in einer gefährlichen Rettungsaktion ihre kostbare Zeit vergeudeten, um irgendeiner königlichen Hoheit ihre Aufwartung zu machen. Er hätte gerne Jonathan gefragt, der neben ihm ging, aber das kleinste Geräusch hallte in dem Gang überlaut, und er wollte nicht, daß der Kammerherr ihn hörte.

Je weiter sie gingen, desto größer wurde Alfreds Verwirrung. Er hatte angenommen, sie wären auf dem Weg zu den Privatgemächern der königlichen Familie, statt dessen ließen sie die luxuriös ausgestatteten, prunkvollen Räume weit hinter sich und folgten einem schmalen, gewundenen Gang, der in

leichter Neigung abwärts führte. Die Abstände zwischen den Gaslampen wurden größer, schließlich blieben sie ganz aus. Dunkelheit umgab die Verschwörer wie ein schwarzer, erstickender Mantel, der einen starken Geruch nach Fäulnis und Moder verströmte.

Der Hofmarschall sprach eine Rune, und die Spitze seines Stabs begann zu leuchten, aber das half ihnen lediglich, ihren Führer nicht aus den Augen zu verlieren; der Lichtschein war zu schwach, um den Gang zu erhellen. Glücklicherweise war der felsige Boden glatt, es gab keine Hindernisse, und sie kamen gut voran, bis auf Alfred, der über eine winzige Unebenheit stolperte und der Länge nach hinfiel.

»Mir ist nichts passiert«, beteuerte er den Gesichtern, die sich als verschwommene weiße Flecken über ihn beugten. Er wollte sich mühsam aufrappeln, als sein Blick zufällig auf den unteren Teil der Wand fiel.

Runenzeichen. Alfred blieb liegen, blinzelte heftig und starrte auf seine Entdeckung. Seine Gedanken flogen zurück zu dem Mausoleum, dem unterirdischen Gang in Drevlin, dem Reich der Gegal von Arianus, zu den Runenfriesen an den Wänden, die – wenn man sie zu aktivieren verstand – als leuchtende Wegweiser in der Dunkelheit fungierten. In Arianus waren sie gut erhalten gewesen, und für jeden Eingeweihten mühelos zu entziffern; hier waren die Sigel verblaßt und an manchen Stellen ganz ausgelöscht. Man hatte seit langer Zeit keinen Gebrauch mehr von ihnen gemacht; vielleicht war in Vergessenheit geraten, welchem Zweck sie dienten.

»Guter Mann, seid Ihr verletzt?« Der Hofmarschall kam besorgt herbeigeeilt.

»Steht auf!« zischte Tomas. »Was ist los mit Euch?«

»Nichts, gar nichts.« Alfred raffte sich umständlich vom Boden auf. »Es ist mir wirklich furchtbar peinlich.«

Der Gang machte Biegungen hier- und dorthin, teilte und verzweigte sich, mündete und kreuzte. In diesem unterirdischen

Netz völlig gleicher Korridore hatte Alfred längst die Orientierung verloren, und er bewunderte den Hofmarschall, der sich mit schlafwandlerischer Sicherheit in dem Irrgarten zurecht fand.

Auch Alfred hätte sich zurechtgefunden, wenn der Hofmarschall den magischen Runenzeichen gefolgt wäre, doch er würdigte sie keines Blicks. Alfred konnte sie im Dunkeln nicht sehen und wollte keine Aufmerksamkeit erregen, indem er sie aktivierte, also stolperte er blindlings weiter und mußte denken, daß die Königinmutter an einem sehr merkwürdigen Ort ihre Besucher zu empfangen pflegte.

Kapitel 26

Die Katakomben, Abarrach

Nach einiger Zeit wurde der Boden eben, und wie im Palast verbreiteten Gaslampen ein freundliches gelbes Licht. Alfred hörte, daß Jeras Atem sich beschleunigte; dicht neben sich konnte er fühlen, wie Jonathans Muskeln sich spannten. Im Schein einer Gaslampe war Tomas' Gesicht grau wie das eines Wiedergängers. Es fiel Alfred nicht schwer zu erraten, daß sie sich ihrem Ziel näherten. Sein Herz raste, seine Hände zitterten, doch er verbannte mannhaft jeden tröstlichen Gedanken an eine Ohnmacht aus seinem Kopf.

Der Hofmarschall gebot ihnen mit herrischer Gebärde stehenzubleiben. »Bittet wartet hier. Man wird Euch anmelden.« Er ging allein weiter. Nach ein paar Schritten hörte man ihn rufen: »Bewahrer! Besuch für die Königinmutter!«

»Wo sind wir?« Alfred nutzte die Gelegenheit, um Jonathan flüsternd diese Frage zu stellen.

»In den Katakomben!« antwortete der junge Herzog. Seine Augen blitzten abenteuerlustig.

»Was?« Alfred war verblüfft. »In den Katakomben? Wo Haplo und der Prinz ...«

»Ja, natürlich!« raunte Jera.

»Wir haben doch gesagt, es wird ganz einfach sein«, fügte Jonathan vergnügt hinzu.

Tomas sagte nichts, sondern hielt sich abseits, im Halbdunkel zwischen den Gaslampen.

»Natürlich müssen wir diese Farce mit dem Besuch bei der Königinmutter weiterspielen«, flüsterte Jera und hielt

ungeduldig nach dem verschwundenen Hofmarschall Ausschau. »Wo bleibt er nur?«

»Die Königinmutter! Hier unten!« Alfred schaute ratlos von einem zum anderen. »Hat sie ein Verbrechen begangen?«

»Liebe Güte, nein!« Jonathan schüttelte den Kopf. »Sie war zu Lebzeiten eine große Dame, eine einflußreiche Persönlichkeit bei Hofe. Ihr Leichnam jedoch entwickelte sich zu einem Störenfried.«

»Ihr Leichnam«, wiederholte Alfred matt und lehnte sich gegen die feuchte Steinwand.

»Sie mischte sich überall ein«, erklärte Jera mit gedämpfter Stimme. »Sie konnte einfach nicht begreifen, daß sie nicht mehr ihre frühere Stellung innehatte. Ihr Leichnam platzte zu den unpassendsten Augenblicken in Beratungen und Empfänge. Schließlich blieb dem Herrscher nichts anderes übrig, als sie hier unten einzusperren, wo sie keinen Schaden anrichten kann. Inzwischen ist es regelrecht Mode geworden, sie zu besuchen. Und den Herrschers freut es. Er war ein guter Sohn, wenn auch sonst nicht viel für ihn spricht.«

»Leise!« mahnte Tomas. »Der Hofmarschall kommt!«

»Hier entlang, wenn Ihr so gut sein wollt!« ertönte die Stimme ihres Führers.

Das Rascheln von Stoff und das Geräusch von Schritten kamen näher. Ein Mann in schwarzem Gewand, ohne Abzeichen von Rang oder Stand, verneigte sich und trat ehrerbietig zur Seite. Alfred war nicht ganz sicher – wechselten Tomas und diese schwarze Gestalt tatsächlich einen vielsagenden Blick? Er begann zu zittern vor Kälte und innerer Anspannung.

Sie gelangten zu einer Kreuzung. Alfred warf einen raschen Blick in den Gang rechter Hand. Von dunklen Schatten erfüllte Zellen reihten sich bis in ein grauschwarzes Zwielficht. Er versuchte, hinter den Gitterstäben die Umrisse einer Gestalt auszumachen, doch auf den ersten Blick war nichts zu

erkennen, und er wagte es nicht, genauer hinzusehen. Vielleicht bildete er sich auch das nur ein, doch er hatte das unbehagliche Gefühl, daß die Augen des Bewahrers auf ihm ruhten.

Der Hofmarschall wandte sich nach links, und die angeblichen Besucher der Königinmutter folgten ihm.

Nach dem Halbdunkel des Ganges mußten sie geblendet stehenbleiben, als ihnen hinter einer Biegung helles Licht entgegenströmte.

Die prunkvoll ausgestattete Höhle, die sich vor ihnen auf tat, hätte geradewegs aus dem königlichen Privattrakt in die Katakomben versetzt worden sein können, wenn man von dem störenden Eisengitter absah. Hinter den Gitterstäben saß, umgeben von jedem nur vorstellbaren Luxus, eine gut erhaltene Untote in einem Lehnstuhl und trank Luft aus einer leeren Teetasse. Die Leiche trug Kleider aus silbern glänzenden Stoffen, Gold und Juwelen glitzerten an wächsernen Fingern. Ihr silbernes Haar war gepflegt und kunstvoll frisiert.

Eine junge Frau in schlichtem Schwarz saß neben ihr auf einem Stuhl und machte lustlos Konversation. Mit Bestürzung erkannte Alfred, daß sie lebte. War es soweit gekommen, daß die Lebenden den Toten dienten?

»Der Königinmutter persönliche Nekromantin«, sagte Jera.

Die Miene der jungen Frau hellte sich auf, als sie der Besucher ansichtig wurde. Sie erhob sich schnell und respektvoll von ihrem Platz. Der Leichnam der Königinmutter schaute zu ihnen her und forderte sie mit hoheitsvoller Gebärde auf, näher zu treten.

»Ich werde hier warten«, verkündete der Hofmarschall. »Bleibt nicht zu lange. Ihre allergnädigste Majestät ermüden rasch.«

»Laßt Euch durch uns nicht von Euren Pflichten abhalten«, protestierte Jera fürsorglich. »Wir kennen den Weg.«

Erst wollte der Hofmarschall davon nichts hören, aber die Herzogin war überaus charmant und der Herzog überaus nachlässig mit einem Beutel Goldmünzen, der unversehens in die Hand des guten Mannes fiel, worauf der ein Einsehen hatte und sich auf den Rückweg machte. Man hörte den Stab, Zeichen seines Amtes und seiner Würde, in regelmäßigen Abständen auf den Boden krachen. Alfred, der ihm nachschaute, glaubte zu sehen, wie er dem schwarzgewandeten Bewahrer zunickte. Was ging hier vor? Der Sartan fühlte, wie ihm der kalte Schweiß ausbrach. Jeder Nerv seines Körpers drängte ihn, entweder zu fliehen oder in Ohnmacht zu fallen.

Die junge Frau war herangekommen, um die Zellentür aufzuschließen.

Jera schüttelte den Kopf. »Nein, meine Liebe, es wird nicht nötig sein«, wehrte sie leise ab.

Die Verschwörer standen dicht beisammen, lauschten und warteten darauf, daß das Pochen des Stocks verklang. Als es nicht mehr zu hören war, gab ihnen der Bewahrer hastige Zeichen.

»Hier entlang!« rief er gedämpft.

Sie folgten ihm unverzüglich. Nur Alfred schaute noch einmal zurück, sah die bittere Enttäuschung im Gesicht der jungen Frau, sah sie zu ihrem Stuhl zurückkehren und hörte, wie sie mit dumpfer, gleichgültiger Stimme ihr Gespräch mit der Toten wiederaufnahm.

Der Bewahrer ging ihnen voraus, in die der Wohnung der Königinmutter entgegengesetzte Richtung. Es war dunkel in dem Gang, man konnte fast nicht die Hand vor Augen sehen. Alfred, der neben Tomas ging und Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten, bemerkte die Gaslampen an den Wänden, aber ein Luftzug mußte sie ausgeweht haben – oder man hatte sie gelöscht.

Nur weiter vorne brannte noch ein Licht und ließ die umgebende Dunkelheit noch undurchdringlicher erscheinen. Als er näher kam, sah Alfred, daß die Lampe einen Toten beschien, der auf einem Steinpodest saß und blicklos geradeaus stierte, während die Arme schlaff zwischen seinen Knien baumelten.

»Das ist die Zelle des Prinzen!« erklärte Tomas mit halblauter, rauher Stimme. »Euer Freund ist in der Zelle gegenüber.«

Jera konnte ihre Ungeduld nicht mehr bezähmen und lief voraus. Jonathan eilte hinterher. Alfred versuchte zu folgen, doch er mußte ständig auf seine unbotmäßigen Füße achten und stellte plötzlich fest, daß er den Anschluß verloren hatte. Der Bewahrer war hinter ihm zurückgeblieben, und auch Tomas schien verschwunden zu sein.

Aus der Dunkelheit ertönte das leise Klirren von Metall. Gefahr! Alfred konnte nichts erkennen, und doch stand sie ihm deutlich vor Augen. Er holte tief Luft, um einen Warnruf auszustoßen, vergaß in der Aufregung, auf den Weg zu achten, stolperte prompt über seine eigenen Füße und fiel so unglücklich hin, daß ihm die Luft wegblieb. Der warnende Ruf kam als dumpfes Stöhnen heraus, gefolgt vom Singen einer Bogensehne irgendwo hinter ihm. Ein Pfeil schwirrte über seinen Kopf hinweg und durchbohrte die Luft an der Stelle, wo er eben noch gestanden hatte.

Alfred rang schnaufend nach Atem, er fühlte sich von dem Sturz wie gelähmt. Weiter vorn sah er Jonathan und Jera. Als scharf umrissene Silhouetten vor dem erleuchteten Hintergrund, boten sie ein nicht zu verfehlendes Ziel.

»Jonathan!« schrie Jera auf. Die zwei Gestalten verschmolzen zu einem bizarren Schatten, während ein zweiter Pfeil sirrend die Luft durchschnitt.

Alfred wurde es schwarz vor Augen. Wie verlockend der Gedanke, sich in Vergessen zu flüchten, den Dingen ihren Lauf

zu lassen, doch er bäumte sich gegen seine Schwäche auf und stieß die Runen hervor, die sein Unterbewußtsein ihm eingab, ohne wirklich zu begreifen, was er sagte.

Ein schweres Gewicht stürzte auf ihn, und benommen fragte er sich, ob er womöglich das Höhlendach zum Einsturz gebracht hatte, aber der Verwesungsgeruch und die Berührung von leichenkalter Haut verrieten ihm, was tatsächlich geschehen war. Er hatte einen Toten getötet.

»Jera!« Jonathans Stimme klang schrill und ungläubig.
»Jera!«

Der Leichnam lag quer über Alfreds Beinen, er befreite sich schleunigst und rutschte ein Stück weit weg. Der Schemen des Toten verharrte einen Augenblick lang über dem Körper, der ihn einmal beherbergt hatte, und man konnte sehen, wie er fast greifbare Gestalt annahm, bevor er sich abwandte und im Dunkeln verschwand. Von einem Gefühl der Unwirklichkeit befangen, hörte Alfred die Schritte eines Lebenden, die sich eilig entfernten; ebenso unbeteiligt sah er zu, wie der Bewahrer sich über den toten Bogenschützen beugte und ihm wieder und wieder befahl, sich zu erheben.

Alfred hatte keine Vorstellung davon, was er tun und wohin er gehen sollte. Er stand auf und hielt verzagt Umschau. Schließlich wandte er sich in die Richtung, aus der fassungsloses, ersticktes Schluchzen ertönte.

Jonathan kniete auf dem Boden. Er hielt Jera in den Armen.

Die beiden hatten fast die Zelle des Prinzen erreicht. Das Licht der Gaslampe fiel auf sie, beleuchtete unbarmherzig den Schaft des Pfeils, der tief in Jeras Brust gedrungen war. Sie hielt den Blick unverwandt auf das Gesicht ihres Mannes gerichtet, und in dem Moment, als Alfred hinzukam, tat sie den letzten Atemzug.

»Sie hat sich vor mich geworfen«, rief Jonathan in namenlosem Schmerz. »Der Pfeil war für mich bestimmt, und sie wollte mich schützen. Jera!« Er schüttelte die Tote, als

wollte er eine Schlafende aus tiefem Schlummer wecken. Ihre leblose Hand fiel zu Boden, der Kopf rollte zur Seite. Das prachtvolle Haar glitt über ihr Gesicht und verhüllte es wie ein Leichentuch.

»Jera!« Jonathan drückte sie an die Brust.

Alfred hörte immer noch die Stimme des Bewahrers, der offenbar nicht glauben konnte, daß sein Schützling sich ihm für immer entzogen hatte.

»Doch er wird bald merken, daß es vergebens ist, und Verstärkung rufen. Oder vielleicht besorgt das schon Tomas, der Verräter.« Alfred war sich bewußt, daß er Selbstgespräche führte, doch er war machtlos dagegen. »Wir müssen fort, aber wohin? Und wo ist Haplo?«

Wie zur Antwort ertönte ein leises Stöhnen, das trotz Jonathans lauten Wehklagens und der Litanei des Bewahrers Alfreds Ohr erreichte. Er schaute sich hastig um und entdeckte Haplo hinter der Tür seiner Zelle am Boden.

Rasch hervorgestoßene Runen, fließende Handbewegungen wie die eines Tänzers verwandelten die Gitterstäbe in ein ordentlich nebeneinander aufgereihtes Häufchen Rost.

Alfred tastete an der linken Halsseite des Patryn nach dem Puls. Er konnte nichts fühlen, und ihn ergriff die Angst, zu spät gekommen zu sein, doch als er den Kopf des Mannes ins Licht drehte, zuckten die Augenlider, und warmer Atem strich über seine Hand. Noch gab es eine Chance, wenn auch verschwindend gering.

»Haplo!« flüsterte Alfred drängend und beugte sich über ihn. »Haplo! Kannst du mich hören?« Erleichtert nahm er das schwache Kopfnicken wahr. »Haplo! Was ist geschehen? Bist du krank? Verwundet? Sag es mir! Ich ...« Alfred holte tief Atem, doch im Grunde hatte er nie daran gezweifelt, wie er sich entscheiden würde, »... ich kann dich heilen!«

»Nein!« Die verkrusteten Lippen waren steif, aber Haplo fand die Kraft, das Wort laut auszusprechen. »Ich will – Leben nicht – Sartan schulden.« Er verstummte, schloß die Augen. Ein Krampf zog seinen Körper zusammen und rang ihm ein gepeinigtes Stöhnen ab.

Damit hatte Alfred nicht gerechnet. Er wußte nicht, was er tun sollte, und rettete sich in einen unzusammenhängenden Redeschwall. »Du wirst mir nichts schulden. Ich stehe in deiner Schuld. Ich verdanke dir mein Leben! Du hast mich vor dem Drachen gerettet, auf Aria ...«

Der Patryn holte röchelnd Atem. Er öffnete die Augen, streckte die Hand aus und faßte nach Alfreds Gewand – der von Tomas geliehenen Staatsrobe. »Sei still und hör zu. Eins kannst du – für mich tun – Sartan. Du mußt es versprechen! Schwöre!«

»Ich – ich schwöre.« Alfred konnte nichts anderes sagen, der Patryn war dem Tode nahe.

Haplo sprach nicht gleich weiter, er mußte erst neue Kräfte sammeln. Die geschwollene Zunge glitt über die aufgeplatzten, mit einer merkwürdigen schwarzen Substanz verkrusteten Lippen. »Sie dürfen mich nicht – aufwecken. Verbrennen! Du mußt – verbrennen!« Sein Blick suchte Alfreds Gesicht. »Hast du – verstanden?«

Langsam, aber entschieden schüttelte Alfred den Kopf. »Ich kann dich nicht sterben lassen.«

»Sei verflucht!« stieß Haplo hervor. Die schwache Hand löste ihren Griff und gab Alfred frei.

Der Sartan zeichnete die Runen in die Luft und begann zu singen. Sein einziger Zweifel, seine einzige Befürchtung war: Würde seine Magie bei einem Patryn wirken?

Hinter sich vernahm er wie das Echo seiner eigenen Worte den leise gesprochenen Satz: »Ich lasse dich nicht sterben!« Dann hörte er Gesang, der seinem glich, doch er war so von seinem eigenen Tun in Anspruch genommen, daß er nicht weiter darauf achtete.

»Sei verflucht!« wiederholte Haplo in ohnmächtiger Wut.

Kapitel 27

Die Katakomben, Abarrach

Nach seinem ersten Zusammentreffen mit Haplo auf Arianus war Alfred bemüht, so viel wie möglich über die Patryn, den alten Feind, in Erfahrung zu bringen. Die frühen Sartan waren penible Chronisten gewesen, und Alfred mußte sich im Archiv des unterirdischen Mausoleums von Drevlin durch Berge von Aufzeichnungen, Abhandlungen und Berichten hindurcharbeiten. Er suchte insbesondere nach Informationen über die Patryn selbst und das Konzept ihrer Magie. Die Suche war nicht sehr ergiebig, denn die Patryn verstanden es, ihre Geheimnisse zu bewahren. Doch ein Text hatte schon damals sein Interesse geweckt und kam ihm jetzt wieder in den Sinn:

Das Konzept des Kreises ist der Schlüssel zum Verständnis der Patrynmagie. Der Kreis bestimmt nicht nur die Runen, die sie in ihre Haut tätowieren sowie deren Struktur, sondern beeinflußt als Leitmotiv jede Facette ihres Lebens – das Verhältnis zwischen Körper und Geist, die Beziehung zwischen Liebenden, Familien, der Gemeinschaft. Ein Bruch des Kreises ist um jeden Preis zu vermeiden.

Die Sartan wie auch andere, die Kontakte zu Patryn hatten und ihre Kälte, Grausamkeit und Herrschsucht kennen, sind immer wieder erstaunt über die unbedingte Loyalität dieser Leute gegenüber Angehörigen ihres eigenen Volkes (und nur ihres eigenen Volkes!). Für jemanden, der das Konzept des Kreises begreift, ist diese Loyalität jedoch nicht überraschend. Der Kreis bewahrt die Stärke der Gemeinschaft, indem er die Gemeinschaft gegen all jene abschirmt, die die Patryn als ihnen unterlegen betrachten. (Es folgte irrelevantes Material, die

Magierin persönlich sowie ihre fehlgeschlagene Affäre betreffend.)

Jede Krankheit oder Verletzung eines Patryns wird als Bruch des Kreislaufs zwischen Körper und Geist aufgefaßt, daher zielen ihre Heilmethoden hauptsächlich auf die Wiederherstellung dieses Kreislaufs ab. Dies kann bewirkt werden von dem Kranken oder Verwundeten selbst oder auch von einem anderen Patryn. Ein Sartan, der mit dem Konzept vertraut ist, könnte möglicherweise ebenfalls dazu in der Lage sein, doch es ist äußerst zweifelhaft 1. ob der Patryn es dulden würde und 2. ob selbst ein Sartan bereit wäre, soviel Erbarmen und Mitleid einem Feind gegenüber aufzubringen, der keine Bedenken hätte, sich auf der Stelle umzuwenden und ihn zu töten.

Die Elfenmagierin hatte anscheinend weder für Patryn noch Sartan große Sympathie empfunden. Als er damals den Aufsatz las, war Alfred beleidigt gewesen und überzeugt, daß man seinem Volk Unrecht tat. Heute war er nicht mehr so sicher.

Erbarmen und Mitleid einem Feind gegenüber, von dem man nichts dergleichen erwarten konnte ... Er hatte über die Worte hinweggelesen, achtlos, ohne nachzudenken. Jetzt hatte er nicht die Zeit, sich damit zu beschäftigen, doch irgendwo in diesem Satz mußte die Antwort verborgen sein.

Die Einheit von Haplos Sein war unterbrochen, zerstört. Gift, folgerte Alfred aus der schwarzen Substanz auf seinen Lippen.

»Ich muß den Kreis heilen, dann heile ich den Mann.«

Alfred ergriff Haplos tätowierte Hände – mit der linken dessen rechte, mit der rechten dessen linke. Der Kreis war geschlossen. Alfred verbannte alles aus seinen Wahrnehmungen, seinem Bewußtsein, sogar das Wissen, daß Soldaten unterwegs waren und daß ihnen nicht mehr viel Zeit blieb, wenn sie noch fliehen wollten. Leise begann er die Runen zu singen.

Wärme stieg in ihm auf, das Blut strömte schneller und kräftiger. Leben durchströmte ihn. Die Runen trugen das Leben in seinen linken Arm und seine linke Hand, und er spürte, wie es auf Haplo überging. Aus dem Gesicht des Sterbenden wich die fahle Blässe, und Alfred hörte – oder glaubte zu hören –, daß seine Atemzüge ruhiger und tiefer wurden.

Patryn besitzen die Fähigkeit, Sartanmagie abzuwehren, ihre Wirkung zu negieren. Es war Alfreds größte Sorge, daß Haplo sich darauf besinnen könnte, doch entweder war er zu schwach, um das Netz von Runen zu zerreißen, das Alfred um ihn wob, oder sein Überlebenswille war zu stark.

Haplo kehrte zurück von der Schwelle des Todes, doch plötzlich wurde Alfred von grauenhaften Schmerzen gepeinigt. Das Gift strömte von dem Patryn auf den Sartan über, sickerte in seinen Körper wie Rinnsale aus Feuer. Krämpfe wühlten in seinem Leib, bis er glaubte, seine Gedärme würden von einer eisernen Faust gepackt und zerquetscht.

Ein Feind, der keine Bedenken hätte, sich auf der Stelle umzuwenden und ihn zu töten ...

Alfred kam ein ungeheuerlicher Verdacht. Haplo war im Begriff ihn zu töten.

Dem Patryn galt sein eigenes Leben nichts, er würde sterben und die Gelegenheit nutzen, seinen Feind mit in den Tod zu nehmen.

Doch schon spürte Alfred, wie Haplos Hände ihren Griff verstärkten und der Patryn ihm zurückgab, was er zuvor erhalten hatte. Der Kreis zwischen ihnen war vollkommen.

Etwas, das Haplo ihm niemals verzeihen würde, wie Alfred begriff.

»Aufhören! Nein! Was tut Ihr?« schrie eine Stimme in höchstem Entsetzen.

Mit einem Ruck fand Alfred in die Wirklichkeit zurück. Haplo hatte sich aufgesetzt. Er war blaß und geschwächt, aber sein Atem ging ruhig, und die eben noch trüben glasigen Augen

musterten ihn mit erbitterter Feindseligkeit. Haplo entriß Alfred die Hände, und der Kreis war zerbrochen.

»Geht – geht es dir besser?« erkundigte sich Alfred ängstlich.

»Laß mich in Ruhe!« fauchte der Patryn. Er versuchte aufzustehen, aber noch fehlte ihm die Kraft. Die Hand, die Alfred ihm hilfreich entgegenstreckte, stieß er grob zurück. »Ich habe gesagt, du sollst mich in Ruhe lassen!« Er biß die Zähne zusammen und wollte sich an der Steinbank aufrichten, dabei warf er über Alfreds Schulter einen Blick in den Gang hinaus, preßte die Lippen zusammen und runzelte finster die Brauen.

Alfred, der die entsetzt lamentierende Stimme zwar gehört, aber nicht bewußt wahrgenommen hatte, drehte sich um. Die Stimme gehörte dem Bewahrer, aber was er schrie, galt Jonathan, nicht Alfred.

»Ihr habt den Verstand verloren! Das könnt Ihr nicht tun! Es verstößt gegen das Gesetz! Aufhören!«

Jonathan sang die Runen über dem Körper seiner toten Frau.

»Ihr wißt nicht, was Ihr tut!«

Der Bewahrer stürzte sich auf Jonathan, um ihn von der Leiche wegzuzerren. Alfred hörte etwas von einem ›Lazar‹, aber das Wort war ihm fremd, und was der Mann noch rief, konnte er nicht verstehen.

Jonathan schleuderte den Bewahrer von sich. Trauer, Verzweiflung, Wahnsinn verliehen ihm übermächtige Kraft. Der Mann prallte gegen die Wand, schlug sich den Kopf an und glitt zu Boden. Der Herzog schenkte ihm keine Beachtung, wie auch nicht den Geräuschen schwerer, eiliger Schritte, das rasch näher kam. Den noch warmen Leib seiner Frau wie ein Kind wiegend, fuhr er mit der Beschwörung fort, während ihm die Tränen übers Gesicht liefen.

»Der Herrscher hat Verstärkung in Marsch gesetzt«, sagte Haplo mit schneidendem Hohn. »Vermutlich ist deine ganze

Mühe umsonst gewesen, oder hast du dir überlegt, wie wir aus dieser Falle herauskommen?«

Alfred schaute unwillkürlich den Weg zurück, den sie gekommen waren, und bemerkte, daß das Geräusch der Schritte sich aus genau derselben Richtung näherte. »Ich – ich ...« stammelte er.

Haplo schnaufte verächtlich und warf einen grimmigen Blick auf den Herzog. »Auf den können wir nicht mehr zählen.« Der Patryn stand auf, taumelte und wäre fast wieder auf die Steinbank gesunken. Ein drohender Blick warnte Alfred, Abstand zu wahren. Haplo gewann das Gleichgewicht zurück, taumelte aus der Zelle und schaute den Gang hinunter, der sich in undurchdringlicher Finsternis verlor.

»Führt er nach draußen? Oder ist es eine Sackgasse? Wenn es eine Sackgasse ist, sind wir verloren. Wenn nicht, kann es sein, daß wir bis ans Ende unserer Tage in diesem Labyrinth umherirren. Wieder ein Labyrinth! Trotzdem, es ... Hallo, alter Junge! Wo kommst du denn her?«

Der Hund, der sich aus der Dunkelheit materialisiert zu haben schien, sprang mit einem fröhlichen Bellen an seinem Herrn in die Höhe. Haplo bückte sich, um ihn zu liebkosen. Das Tier hüpfte und tänzelte und schnappte in einem wahren Freudentaumel nach seinen Füßen.

Die Schritte waren schon ziemlich nahe; man konnte Stimmen hören, manches sogar verstehen. Es schien, daß man zögerte, dem Fremden mit der unheimlichen Macht gegenüberzutreten.

Haplo streichelte den Hund und blickte Alfred fragend an.

»Ich weiß, ich weiß!« rief Alfred kläglich. Er wich dem Blick des Patryns aus, erhob sich ungewohnt schnell und ging zu der Stelle, wo der Bewahrer zusammengesunken auf dem Boden lag. Neben dem Bewußtlosen kniete er nieder. »Die Antwort ist nein! Ich kann mich nicht an die Formel erinnern, mit der ich die Toten getötet habe.«

»Dann haben wir keine Zeit zu verlieren!« herrschte der Patryn ihn an. »Wir müssen weg hier! Auch wenn wir nicht ...«

»Die Runen!« Alfred starrte auf die von der Lampe angeleuchtete Wand und streckte die zitternde Hand aus. »Die Runen!«

»Ja? Und?«

»Sie werden uns nach draußen führen. Ich – warte!« Alfreds Finger glitten über die Kreise und Spiralen und verschlungenen Muster. Bei einem Symbol hielt er inne und sprach das Wort. Die Rune unter seinen Fingerspitzen begann zu leuchten, sie verströmte ein weiches, intensives blaues Licht. Von der ersten sprang das Feuer auf die zweite Rune über, von dieser auf die nächste, bis sie in langer Reihe wie eine bläulich schimmernde Perlschnur in die Dunkelheit wiesen.

»Die Runen zeigen uns den Weg?«

»Ja«, bestätigte Alfred zuversichtlich. »Das heißt ...« Er zögerte, weil ihm einfiel, was er in den Räumen oben im Palast gesehen hatte. Seine Schultern sanken herab. »Das heißt, wenn die Sigel nicht von der Luft hier unten zerfressen wurden oder man sie entfernt hat ...«

Haplo stieß ein Knurren aus. »Wir werden sehen. Wenigstens ist es ein Anfang.« Die Stimmen wurden lauter. »Komm schon. Es hört sich an, als hätte man die ganze verfluchte Armee in Marsch gesetzt! Du gehst vor. Ich hole den Prinzen. Wie ich Baltasar kenne, wird er es wenig freundlich aufnehmen, wenn wir ohne Seine Hoheit auftauchen.«

Der Bewahrer war noch ohne Besinnung, doch ihm fehlte weiter nichts. Man konnte ihn ruhigen Gewissens hier liegen lassen. Alfred trat zu dem jungen Herzog, beugte sich zu ihm herunter und suchte nach Worten, um diesen vom Schicksal geschlagenen Mann zu überreden, ein Leben zu retten, das ihm nach dem Verlust seiner geliebten Frau wahrscheinlich nicht mehr viel bedeutete.

Alfred setzte zum Sprechen an, hielt inne und rang erschüttert nach Atem.

Jonathans Magie hatte gewirkt. Jeras Augen waren geöffnet; mit freudigem Erkennen richteten sie sich auf die Züge des geliebten Mannes. Er wollte sie an sich ziehen, doch im selben Moment war es, als huschte ein Schatten über ihr Gesicht oder als würde ein Schleier fortgezogen, und sie starrte ihn mit dem kalten, leeren Blick der Toten an.

»Jonathan!« klang ihre lebende Stimme kummervoll. »Was hast du getan?«

Und ein verwehendes Echo wisperte: »Was hast du getan?«

Von unaussprechlichem Grauen überwältigt, wich Alfred Schritt für Schritt zurück, prallte gegen Haplo und umklammerte dankbar dessen Schulter.

»Ich dachte, ich hätte dir gesagt, du sollst vorgehen!« erklärte der Patryn unfreundlich. Er führte den Prinzen mit sich, der sich durchaus gefügig zeigte. »Laß den Herzog, wenn er nicht mitkommen will. Er ist für uns ohne Nutzen. Was, zum Henker, ist los mit dir? Ich ...«

Haplo schaute an Alfred vorbei, die Worte starben ihm auf den Lippen.

Jonathan war aufgestanden und half seiner Frau, sich zu erheben.

Der Pfeilschaft ragte aus ihrer Brust, ihre Kleider waren mit Blut getränkt. Das alles war unverändert geblieben, seit Alfred sie sterbend in Jonathans Armen liegen gesehen hatte. Aber ihr Gesicht ...

»Einmal, auf Drevlin, sah ich eine Frau, die ertrunken war«, sagte Alfred leise, beinahe ehrfürchtig. »Sie lag, ihre Augen waren geöffnet, und das Wasser bewegte ihr Haar. Sie sah aus, als wäre sie lebendig. Aber ich wußte die ganze Zeit, sie war es nicht.«

Nein, sie war es nicht. Er erinnerte sich an die Zeremonie, deren Zeuge er in der Höhle gewesen war, erinnerte sich an die

Schemen, die hinter den Toten standen, aus dem Körper vertrieben.

»Jonathan!« rief die Stimme wieder und wieder. »Was hast du getan?«

Und das schaurige Echo: »... was hast du getan?«

Jeras Schemen hatte keine Zeit gehabt, sich von dem Körper zu lösen. Die Frau war gefangen zwischen zwei Welten, der Welt der Toten und der Welt der Schatten. Sie war eine Lazar.¹³

Nach der Großen Teilung verwenden die Sartan, die die verbotene Kunst der Nekromantie praktizieren, den Ausdruck für solche Wiedergänger, die zu früh von den Toten auferweckt worden sind.

¹³ Abgeleitet von dem Namen des biblischen Lazarus, bezeichnete dieses Wort in alter Zeit eine Person, die mit einer abscheuerregenden Seuche behaftet war, wie zum Beispiel Lepra. Wer von ihr befallen war, galt als lebender Toter.

Kapitel 28

Die Katakomben, Abarrach

Der Bewahrer stöhnte und regte sich, als das Bewußtsein langsam wiederkehrte. Man hörte wieder Schritte, hingegen waren die streitenden Stimmen verstummt. Offenbar hatten die Soldaten ihre Befehle erhalten und die Verfolgung aufgenommen. Der auferstandene Leichnam von Prinz Edmund musterte seine Umgebung mit dem benommenen Ausdruck eines zu ungewohnter Stunde rüde aufgeweckten Schläfers; das Wispern seines Schemens, der ihm nicht von der Seite wich, hörte sich an wie das Flüstern eines frostigen Windes. Die tote Herzogin war eine grauenerregende Erscheinung. Ihr Äußeres veränderte sich alle Augenblicke, von einem transparenten Schemen zu einem abstoßenden, blutigen Leichnam und gleich wieder zu einem vagen Schatten. Ihr Mann wirkte ebenso willenlos wie ein lebender Toter; er starrte sie nur an, die Ungeheuerlichkeit seines Verbrechens hatte ihn gelähmt. Alfred war kreidebleich und sah aus, als würde er jeden Moment zusammenbrechen. Der Hund bellte aufgeregt.

»Es wäre leichter«, sagte Haplo zu sich, »einfach aufzugeben und zu sterben, aber ich will verdammt sein, wenn ich ihnen meinen Körper überlasse, um damit Schindluder zu treiben.« Er versetzte Alfred einen unsanften Stoß. »Los jetzt!« befahl er schroff. »Ich habe den Prinzen. Schnell!«

»Und was ist mit ...« Alfreds Blick hing wie gebannt an dem Herzog und der Schreckensgestalt, die einmal die Herzogin gewesen war.

»Vergiß sie! Wir müssen weg, oder es ist zu spät. Die Soldaten und höchstwahrscheinlich auch der Herrscher werden

gleich hier sein.« Haplo schob den widerstrebenden Alfred vor sich her. »Kleitus wird sich mit den beiden befassen.«

Die Lazar starrte ihn an. »Man wird mich ins Nichts verbannen!« kreischte der tote Mund.

»... ins Nicrue ...« ertönte das Echo.

Angst trieb die Lazar, den Lebenden und dem toten Prinzen zu folgen. Haplo, der einen Blick über die Schulter warf, glaubte in dem bläulichen Zwielflicht der schimmernden Runen, zwei Frauen hinter sich herlaufen zu sehen.

Auch Jonathan war aus seiner Starre erwacht. Er holte seine Frau ein und schien nach ihrer Hand greifen zu wollen, doch offenbar konnte er sich nicht überwinden, sie zu berühren. Er ließ den ausgestreckten Arm sinken und fiel ein paar Schritte zurück.

Alfred sang. Die Runen an den Wänden strahlten hell und wiesen ihnen den Weg. Der Fries war nur an wenigen Stellen unterbrochen. Wo an einer Seite des Ganges die Sigel matter wurden oder ganz erloschen, waren die auf der anderen Seite vollständig und unbeschädigt.

Die magischen Wegweiser führten sie in die tiefsten Tiefen der Katakomben. Es ging unangenehm steil abwärts; man durfte nicht zu schnell laufen und ermüdete rasch. Den Zellenblock hatten sie bald hinter sich gelassen.

»Dieser Teil ist – uralt!« keuchte Alfred, der soviel Mühe hatte, Kopf und Füße in Einklang zu bringen, daß er ganz außer Atem war. »Die Runen sind – unbeschädigt.«

»Aber wohin zum Henker führen sie uns?« wollte Haplo wissen. »Ich will nicht hoffen, daß sich plötzlich ein Abgrund vor uns auftut, oder wir stehen vor einer Mauer, und es geht nicht mehr weiter.«

»Bestimmt nicht. Glaube ich ...«

»Du glaubst!«

»Wenigstens führen sie unsere Feinde nicht zu uns«, verteidigte Alfred sich. Er zeigte in die Richtung, aus der sie kamen. Der Gang lag im Dunklen, die Runen waren erloschen.

Haplo lauschte angestrengt. Er konnte weder Schritte noch Stimmen hören. Vielleicht war es diesem Narren Alfred endlich gelungen, etwas richtig zu machen. Vielleicht hatte der Herrscher die Verfolgung aufgegeben.

»Oder der Herrscher hat Verstand genug, sich von diesem wenig einladenden Teil seines Palastes fernzuhalten«, brummte Haplo vor sich hin. Er fühlte sich elend und hatte weiche Knie. Jeder Atemzug bedeutete eine enorme Anstrengung. Die Runen verschwammen ihm vor den Augen.

»Wenn wir nur einen Moment stehenbleiben könnten, damit ich Zeit habe, um nachzudenken«, meinte Alfred schüchtern.

Haplo wollte nicht stehenbleiben. Er hielt es für unwahrscheinlich, daß Kleitus die sicher geglaubte Beute entschlüpfen lassen würde. Und doch war der Patryn geradezu dankbar für Alfreds Bitte. Auch wenn er es niemals zugegeben hätte – er fühlte sich schlicht außerstande, noch einen einzigen Schritt zu tun.

»Also gut.« Er rutschte an der Wand hinunter zu Boden. Der Hund rollte sich dicht neben ihm zusammen und legte den Kopf auf Haplos Bein.

»Behalt sie im Auge, alter Junge«, befahl der Patryn halblaut und bewegte den Kopf des Hundes langsam ein kleines Stück von links nach rechts, um ihm einzuprägen, daß der Befehl für jedes Mitglied der in dem engen Gang versammelten makabren Gesellschaft galt.

Der Leichnam des Prinzen war auch stehengeblieben und starrte ins Leere. Jeras Körper und Schemen huschten ruhelos von einer Seite des Ganges zur anderen. Jonathan hatte sich auf den Boden fallen lassen und das Gesicht in den Armen vergraben. Er hatte während ihrer Flucht kein Wort gesprochen.

Der Patryn schloß die Augen und fragte sich müde, ob seine Kraft wohl ausreichte, den Heilungsprozeß zu vollenden. Oder war eine Heilung, in Anbetracht des starken Gifts überhaupt möglich, das man ihm verabreicht hatte ...

Der Hund hob den Kopf und bellte einmal scharf. Haplo öffnete die Augen wieder.

»Bleibt stehen, wo Ihr seid, Hoheit.«

Der Tote drehte sich herum. Er hatte Anstalten gemacht weiterzugehen, als wäre er nach langem Grübeln zu einem Entschluß gekommen, den er zielstrebig ausführen wollte.

»Ihr seid nicht mein Volk. Ich muß zu meinem Volk zurückkehren.«

»Wir bringen Euch hin. Aber Ihr müßt Geduld haben.«

Edmunds Leichnam schien damit zufrieden zu sein, denn er blieb ruhig stehen, wie man es ihm befohlen hatte, nur sein Schemen raunte und wisperte erregt. Die Lazar hielt in ihrem rastlosen Umherwandern inne und lauschte, als hätte eine Stimme zu ihr gesprochen.

»Das ist dein Wunsch? Es wird keine angenehme Erfahrung sein. Sieh mich an!« rief sie mit gespenstischer Stimme.

»... mich an ...« kam das Echo.

Der Schemen ließ sich nicht beeinflussen.

Die Lazar hob die Arme, ihre blutigen Hände woben fremdartige Runen um den Leichnam des Prinzen. Edmunds Gesicht, auf dem der Friede des Todes lag, verzerrte sich in plötzlichem Schmerz. Der Schemen verschwand, in den toten Augen glomm ein Funke Leben. Die grauen Lippen bewegten sich, formten Worte, aber nur eine konnte sie hören.

Die Lazar wandte sich an Haplo. »Seine Hoheit fragt sich, warum Ihr ihm helft?«

Haplo bemühte sich, die Lazar anzusehen, dem Blick ihrer Augen standzuhalten, doch er vermochte es nicht. Das Blut, der Pfeil, die Totenmaske hinter dem flimmernden Schattengesicht erfüllten ihn mit einem Schrecken, wie er ihn nie auch nur

annähernd empfunden hatte. Er verfluchte sich für seine Schwäche, doch statt des – des Wesens, das einmal eine Frau gewesen war, schaute er den Prinzen an.

»Wie kann *das da* sich etwas fragen? Es ist tot.«

»Der Körper ist tot«, antwortete die Lazar. »Das Bewußtsein lebt. Der Schemen des Prinzen nimmt wahr, was um ihn herum geschieht. Er konnte nicht sprechen, nicht handeln. Aus diesem Grund ist der lebende Tod, in dem wir gefangen sind, so unerträglich!«

»... unerträglich ...« flüsterte die Geisterstimme.

»Aber nun«, fuhr die Lazar fort, während ein Ausdruck kalten Stolzes beide Larven prägte, »hab' ich ihm, soweit es in meiner Macht steht, die Gabe verliehen zu sprechen, sich verständlich zu machen, zu handeln.«

»Aber – wir können ihn nicht hören«, meinte Alfred bedrückt.

»Nein, sein Körper und Geist waren zu lange getrennt. Sie sind jetzt vereint, aber wie Ihr sehen könnt, ist es ein qualvoller Zustand, der große Willenskraft erfordert. Er wird nicht lange andauern. Nicht wie bei

mir. Meine Qual währt ewig!«

»... ewig ...«

Jonathan stöhnte auf und wand sich in einem Schmerz, der kaum geringer war als die Qualen seiner Frau. Alfred zwinkerte ungläubig mit den Augen und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch mit einem Tritt gegen den Knöchel warnte Haplo ihn, still zu sein.

»Der Prinz wiederholt die Frage: Warum helft Ihr ihm?«

»Euer Hoheit«, Haplo sprach langsam und wählte die Worte mit Bedacht, »indem ich Euch helfe, helfe ich mir selbst. Mein Schiff – Ihr erinnert Euch an mein Schiff?«

Das Kopfnicken des Wiedergängers war mehr zu ahnen denn zu sehen.

»Mein Schiff«, fuhr Haplo fort, »liegt am anderen Ufer der Feuersee, in Glückshafen. Ich bringe Euch zu Eurem Volk,

wenn Ihr mir garantiert, daß ich nicht angegriffen werde und unangefochten den Hafen verlassen kann.«

Der Leichnam regte sich nicht, nur ein Aufblitzen der toten Augen antwortete dem Patryn.

Jera lauschte, dann sagte sie mit einem Anflug von Hohn: »Prinz Edmund hat verstanden und willigt ein.«

So viel, dachte Haplo, zu meinem Plan, die Herzogin und ihren Gemahl zurückzulassen. Sie könnte sich als außerordentlich nützlich erweisen. Er beugte sich vor und griff nach Alfreds Gewand.

»Hast du lange genug überlegt? Weißt du jetzt, wohin diese Runen uns führen?«

»Ich – ich glaube schon.« Alfred senkte die Stimme und schaute aus den Augenwinkeln zu Jera. »Aber hast du gemerkt – sie kann mit den Toten sprechen!«

»Ja, ich hab's gemerkt! Und Kleitus wird es auch erfreut zur Kenntnis nehmen, wenn er sie in die Hände bekommt.« Haplo rieb sich die Arme, seine Haut juckte und brannte. »Mir ist verdammt unbehaglich zumute. Jemand kommt. Jemand folgt uns. Und wer oder was immer es sein mag, ich bin nicht fähig zu kämpfen. Es ist an dir, uns zu retten, Sartan.«

Noch während er redete, hörte er die leise Stimme der Lazar, die entweder zu dem Prinzen oder der anderen Hälfte ihres gepeinigten Ichs sprach. »Ich verstehe jetzt«, sagte sie, »ich höre deine bitteren Klagen. Ich teile dein Bedauern, deine Verzweiflung, deine Enttäuschung!«

Die Lazar rang die Hände und erhob die Stimme. »Du bemühst dich so sehr, dir Gehör zu verschaffen, aber sie sind taub für dein Rufen! Das ist schlimmer als dieser Pfeil in meinem Herzen!« Die Lazar umklammerte den Schaft des Pfeils, riß ihn heraus und warf ihn zu Boden. »Der Schmerz ist bald vorbei. Diese Qual wird niemals enden! Oh, daß du mich nicht hast sterben lassen!«

»... sterben lassen ...« ertönte der Nachhall wie aus weiter Ferne und verklang in der Stille des unterirdischen Ganges.

»Das Gefühl kenne ich«, meinte Haplo grimmig. »Hör jetzt *mir* zu, Sartan! Du kannst deinen Tränen später freien Lauf lassen, Sartan – wenn wir Glück haben.«

Alfred riß seinen Blick von Jera los.

»Die Runen, verflucht.«

»Ja, die Runen.« Alfred schluckte. »Die Sigel führen uns in eine bestimmte Richtung. Es ist dir vielleicht aufgefallen, daß wir an mehreren Einmündungen von Seitengängen vorbeigekommen sind, aber die Sigel haben weiter geradeaus geführt. Als ich die Runen sprach, hatte ich keinen anderen Gedanken als nur den, hier hinauszukommen, und deshalb glaube ich, daß die Runen mich eben dorthin führen – zum Ausgang. Aber ...« Alfred zögerte und scharfte unbehaglich mit den Füßen.

»Aber?«

»Aber dieser Ausgang könnte durchaus das Hauptportal des Palastes sein.«

Haplo seufzte. Er hatte einen üblen Geschmack im Mund und das Gefühl, sich gleich wieder übergeben zu müssen. »Es bleibt uns nichts anderes übrig, als weiterzugehen.« Das Brennen der Runen auf seiner Haut wurde stärker. Er stand mühsam auf und piff den Hund zu sich.

»Haplo.« Alfred legte dem Patryn zaghaft die Hand auf den Arm. »Was meinst du damit, du kennst das Gefühl? Soll das heißen, es wäre dir lieber, ich hätte dich sterben lassen?«

Haplo entzog sich seiner Berührung mit einem heftigen Ruck. »Wenn du es auf Dank abgesehen hat, Sartan, dann wartest du vergebens. Durch deine gute Tat hast du womöglich mein Volk, dein Volk und all die armseligen Nichtigen in den anderen Welten, die dir so sehr am Herzen zu liegen scheinen, in tödliche Gefahr gebracht! Ja, du hättest mich sterben lassen

sollen, Sartan! Und dann hättest du tun sollen, worum ich dich bat – meinen Leichnam vernichten!«

Alfred starrte ihn hilflos an. »Gefahr ... ich verstehe das nicht.«

Haplo streckte die Hand, hielt sie Alfred vors Gesicht und deutete mit dem Zeigefinger der anderen Hand auf die eintätowierten Runen. »Warum, glaubst du, hat Kleitus Gift genommen, um mich zu ermorden, und nicht einen Pfeil oder Speer? Warum Gift? Statt einer Waffe, die *die Haut beschädigt haben würde?*«

Alfred wurde bleich. »Gütiger Sartan!«

Haplo lachte freudlos auf. »Ja! Gütiger Sartan! Jetzt geh weiter. Bring uns hier raus.«

Gehorsam setzte Alfred sich in Bewegung, während er darauf zu lief, leuchteten die Sigel am Fuß der Mauer auf. Der tote Prinz wartete auf die Lazar. Er streckte ihr die Hand entgegen wie ein Kavalier bei Hofe, seine Haltung verriet trotz der klaffenden Wunde in seiner Brust königliche Würde.

Die Lazar blickte von Edmund zu ihrem Gemahl. Jonathan hielt den Kopf gesenkt, er raufte sich in blindwütiger Trauer das Haar.

Die Lazar betrachtete ihn ohne Mitleid, mit nichtssagenden, zu einer Maske verzerrten Zügen. Der in dem toten Körper gefangene Schemen verlieh der Lazar ihr furchtbares Leben, das sich als kaltes, drohendes Glitzern in den toten Augen zeigte.

»Die Lebenden sind schuld. Sie haben uns dies angetan«, zischte sie.

»... angetan ...« raunte das Echo.

Der Herzog hob das zerquälte Gesicht, in dessen Zügen sich plötzlich Angst malte. Geduckt wich er zurück vor dem Wesen, das einmal seine Frau gewesen war.

Die Lazar musterte ihn stumm. Die Umrisse ihres Gesichts verschwammen, zerflossen, als der Schemen die unbewegten

Züge der Toten überlagerte und versuchte, sich von den Fesseln zu befreien, die ihn an den Körper banden. Vergeblich. Ohne eine Regung zu zeigen, schritt sie über den blutigen Pfeil hinweg, den sie von sich geschleudert hatte.

Wie von Sinnen riß Jonathan einen Gegenstand unter seinem Gewand hervor. Stahl funkelte bläulich in dem bereits verblassenden Schimmer der Runen.

»Hund!« rief Haplo. »Faß!«

Die Zähne gefletscht, schnellte der Hund durch die Luft. Jonathan schrie vor Schmerz und Überraschung auf. Der Dolch fiel klirrend zu Boden. Er wollte sich danach bücken, aber der Hund war schneller, stand über der Waffe und knurrte. Jonathan wich zurück, das blutige Handgelenk an die Brust gedrückt.

Haplo war zu ihm getreten, griff nach seinem Oberarm und zog ihn mit sich, den Gang hinunter. Ein Pfiff rief den Hund, der sich treu an seine Fersen heftete.

»Warum habt Ihr mich aufgehalten?« fragte Jonathan dumpf, während er mit schleppenden Schritten neben Haplo herging. »Ich will nicht mehr leben!«

Haplo stieß ein verdrossenes Knurren aus. »Noch ein Leichnam – darauf kann ich verzichten! Aber wenn Ihr Euch nicht etwas beeilt, geht Euer sehnlicher Wunsch vielleicht sehr bald in Erfüllung!«

Der Gang, dem sie folgten, führte immer noch abwärts, aber weniger steil; die Runen beleuchteten notdürftig den glatten Boden und die Wände des Tunnels, der geradewegs in die Tiefen der Welt zu führen schien. Haplo hatte Zweifel an allem, was Alfred tat, doch er mußte zugeben, daß der unterirdische Gang trocken war, breit und gut erhalten. Er glaubte, daraus schließen zu können, daß man ihn als eine Art Hauptverkehrsstraße angelegt hatte.

Warum? überlegte er, wenn nicht, um viele Leute an einen bestimmten Punkt zu schleusen. Und war es nicht

wahrscheinlich, daß es sich bei diesem Punkt um den Ausbeziehungsweise Eingang handelte?

Ja, warum nicht.

Doch wohin der Gang auch führen mochte, sie hatten keine andere Wahl, als ihm zu folgen. An Umkehr war nicht zu denken. Haplo blieb oft stehen, um zu lauschen, und war sicher, daß er Schritte hören konnte, das Klirren von Rüstungen und Waffen. Er musterte seine Schutzbefohlenen. Die Toten waren in besserer Verfassung als die Lebenden. Die Lazar und der Leichnam des Prinzen schienen keine Müdigkeit zu kennen. Jonathan bewegte sich wie ein Schlafwandler, er hielt den von ratlosem Entsetzen erfüllten Blick unverwandt auf das Unheimliche gerichtet, das in Gestalt seiner geliebten Jera vor ihm ging.

Haplo selbst hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Das Gift wirkte immer noch; nur ein heilender Schlaf konnte ihm seine Kräfte wiedergeben. Die Runen auf seiner Haut leuchteten nur schwach; was ihm an Magie geblieben war, mußte er aufwenden, um einen Fuß vor den anderen zu setzen. Bei der geringsten zusätzlichen Beanspruchung würden die Sigel ganz verblassen, und der magische Panzer, der ihn von frühester Jugend an geschützt hatte, ließ ihn zum ersten Mal im Stich.

Er ließ den Herzog in der Obhut des Hundes zurück und eilte im Laufschrift nach vorn, bis er Alfred eingeholt hatte. Der Sartan sang leise vor sich hin und beobachtete die Runen, die eine nach der anderen

achtete die Runen, die eine nach der anderen aufleuchteten, um ihnen den Weg zu weisen.

»Wir werden verfolgt«, sagte Haplo mit gedämpfter Stimme.

Der Sartan, der ganz in seine Aufgabe vertieft war, hatte das Auftauchen des Patryns nicht bemerkt. Er zuckte zusammen, stolperte, und wenn er sich nicht mit seltener Geistesgegenwart

an der Wand abgestützt hätte, wäre er gefallen. Nachdem er den Schreck überwunden hatte, schaute er angstvoll zurück.

Haplo schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß sie schon so nahe sind, obwohl der Schall hier unten täuscht. Sie können nicht wissen, welche Richtung wir eingeschlagen haben. Ich vermute, daß sie an jeder Kreuzung, jeder Einmündung haltmachen müssen und Kundschafter oder Suchtrupps aussenden, um sicherzugehen, daß sie uns nicht verlieren.« Er deutete auf die leuchtend blauen Zeichen an der Wand. »Die Sigel werden ihnen doch nicht verraten, wohin wir uns gewandt haben, oder doch?«

»Unter Umständen.« Alfred überlegte, dann hob er Unglücklich die Schultern. »Wenn der Herrscher die richtigen Worte kennt ...«

Haplo blieb plötzlich stehen und begann zu fluchen. »Dieser verdammte Pfeil!«

»Welcher Pfeil?« Alfred drückte sich flach gegen die Wand, als rechnete er damit, eine ganze Wolke gefiederter Schäfte aus der Dunkelheit hervorschnellen zu sehen.

»Der Pfeil, den die Herzogin dort hinten geworfen hat.« Haplo deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Wenn sie den finden, wissen sie, daß sie auf der richtigen Spur sind!«

Unwillkürlich drehte er sich um, als wollte er zurücklaufen.

»Das kannst du nicht tun!« rief Alfred erschreckt. »Du findest den Rückweg nicht mehr!«

War das meine wirkliche Absicht? dachte Haplo und fühlte, wie ihn bei dem Gedanken ein angenehmes Prickeln überlief. Ich nehme den Pfeil als Vorwand und kehre auf der eigenen Spur zurück. Die Soldaten laufen an mir vorbei. Ich brauche nur in einem Versteck abzuwarten, bis sie verschwunden sind, dann kann ich unbesorgt meiner Wege gehen, und was aus diesen Sardan wird, kann mir gleichgültig sein.

Verlockend, äußerst verlockend. Doch es blieb das Problem der Rückkehr zu seinem Schiff, dessen Ankerplatz jetzt feindliches Gebiet war.

Haplo ging neben Alfred weiter.

»Ich würde den Rückweg finden, keine Sorge«, meinte er schneidend. »Dir geht es darum, daß *du* niemals den Rückweg finden würdest – den Weg zurück durchs Todestor. Aus diesem Grund warst du auch so erpicht darauf, mir das Leben zu retten, stimmt's?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Alfred müde. »Weshalb sonst?«

»Ja. Weshalb sonst.«

Alfred war offenbar ganz von seinem Runengesang in Anspruch genommen, Haplo konnte die Worte nicht hören, doch er sah, wie sich des Sartans Lippen bewegten und vor ihnen das leuchtende Fries sich wie ein gesticktes blaues Band in die Dunkelheit hinein entrollte. Es fiel ihm jetzt erst auf, aber der Boden war inzwischen eben, es ging nicht mehr bergab – vielleicht ein Zeichen, daß man sich dem Ende des Ganges näherte. Ob es dort für sie günstig aussah oder ungünstig, blieb abzuwarten. »Es hängt nicht etwa mit der Prophezeiung zusammen?« fragte er unvermittelt und beobachtete Alfred scharf.

Den Sartan durchfuhr ein Ruck, als hätte ein Puppenspieler an den Fäden seiner Marionette gezogen: der Kopf, die Hände flogen in die Höhe, die Augen öffneten sich weit. »Nein!« protestierte er. »Nein, du mußt mir glauben! Ich weiß nichts von dieser Prophezeiung.«

Haplo musterte ihn prüfend. Alfred war nicht über eine Lüge erhaben, wenn er sich in die Enge getrieben fühlte, doch er brachte seine Geschichten mit einer verlegenen, kläglichen Miene vor, als wollte er darum bitten, daß man ihm glaubte. Jetzt erwiderte er Haplos Blick furchtsam und bedrückt.

»Ich glaube dir nicht!«

»Doch, du glaubst mir«, widersprach Alfred demütig, aber fest.

Es juckte Haplo in den Fingern, ihn zu packen und zu schütteln. »Dann bist du ein Idiot! Warum hast du nicht gefragt? Schließlich hat sie etwas mit dir zu tun!«

»Schon ein Grund, weshalb ich nichts davon wissen will!«

»Was soll das denn wieder heißen?«

»Eine Prophezeiung besagt, daß wir für ein bestimmtes Schicksal ausersehen sind. Sie ist ein Diktat – man hat nicht die Wahl. Sie beraubt den Betreffenden der Entscheidungsfreiheit. Sehr häufig treffen Prophezeiungen nur deshalb ein, weil sie sich im Unterbewußtsein festsetzen und man selbst, ohne es zu ahnen, darauf hinarbeitet. Das ist die einzig mögliche Erklärung – außer man glaubt an eine höhere Macht.«

»Höhere Macht?« Haplo zog eine Grimasse. »Wo denn und wer? Die Nichtigen? Ich habe gar nicht vor, an diese Prophezeiung zu glauben. Die Sartan hier glauben daran, das allein zählt. Wie du gesagt hast – sie könnten unbewußt darauf hinarbeiten, daß sie sich erfüllt.«

»Du weißt also auch nicht, worum es geht, habe ich recht?« fragte Alfred.

»Noch nicht, aber ich finde es heraus. Doch keine Bange – ich werde dir nichts verraten. Herzog, auf ein Wort ...«

Er wandte sich an Jonathan.

»Haplo!« Alfred holte tief Luft und hielt den Patryn am Arm fest.

»Versuch nicht, mich aufzuhalten.« Haplo riß sich los. »Ich warne dich ...«

»Die Runen! Sieh doch!« Alfred wies mit dem zitternden Finger auf die Wand. Im ersten Moment dachte Haplo, daß Alfred ihm Theater vorspielte, um zu verhindern, daß er mit dem Herzog sprach, aber seine Erregung schien echt zu sein. Widerwillig und darauf gefaßt, daß es sich doch um einen Trick handelte, richtete Haplo den Blick auf den Runenfries.

Seit dem Beginn ihrer Flucht hatte die Reihe der Sigel unverändert am Fuß der Wand entlanggeführt. An dieser Stelle jedoch stiegen sie senkrecht in die Höhe und bildeten einen Torbogen aus blauem Licht. Haplo kniff geblendet die Augen zusammen und versuchte zu erkennen, was dahinter lag, sah aber nichts anderes als Dunkelheit.

»Es ist eine Tür. Wir sind an eine Tür gelangt«, sagte Alfred nervös. »Das sehe ich. Wohin führt sie?«

»Ich – ich weiß es nicht. Die Runen sagen nichts darüber. Aber – aber ich glaube, wir sollten auf diesem Weg nicht weitergehen.«

»Ach ja? Und was sollen wir deiner Meinung nach tun? Auf den Herrscher warten, um ihm unsere Reverenz zu erweisen?«

Alfred befeuchtete sich die Lippen. Schweißtropfen glitzerten auf seiner hohen Stirn. »N-nein. Es ist nur ... Ich meine, ich würde nicht ...«

Der Patryn hatte sich schon bei den ersten Worten in Bewegung gesetzt und ging auf den leuchtenden Bogen zu. Bei seinem Näherkommen veränderte sich die Farbe der Runen. Blau wandelte sich zu grellem Rot. Sie begannen zu schillern, zu glühen, noch ein Schritt, und Flammen loderten auf. Haplo legte schützend die Hand vors Gesicht und versuchte weiterzugehen. Flammen züngelten ihm knisternd entgegen, Rauch biß ihm in die Augen, die Hitze verbrannte seine Lungen. Die Runen an seinen Armen gleißten blau, aber sie vermochten nichts gegen dieses tosende Inferno. Nach Luft ringend, mußte Haplo zurückweichen. Wenn er versuchte, dieses Tor zu durchschreiten, war es sein Tod.

Er warf dem schuldlosen Alfred einen vorwurfsvollen Blick zu, während die Flammen erloschen und die Sigel zu einem rotgelben Schimmer verblaßten.

»Es sind Runen der Warnung. Das Tor ist verschlossen. Uns allen«, erklärte Alfred, in dessen weit offenen Augen sich das Licht der Runen spiegelte. »Wir müssen dort weitergehen.« Er

zeigte in einen Gang, der in rechtem Winkel zu dem verlief, in dem sie standen.

Hinter ihnen verblaßten die Runen, erloschen ganz. Alfred begann zu singen, die vertrauten blauen Wegweiser leuchteten auf und führten sie in die neue Richtung. Doch nach etwa vierzig Schritten merkten sie, daß der Gang nach rechts abbog, und Haplo war ganz und gar nicht überrascht, einen weiteren Torbogen vor ihnen aufleuchten zu sehen. »Liebe Güte«, meinte Alfred bestürzt, »aber das kann unmöglich derselbe sein!«

»Allerdings nicht«, pflichtete Haplo ihm grimmig lächelnd bei.

»Der Gang führt ...«

»... nach ein paar Metern wieder zu einem solchen Tor. Du kannst gerne nachsehen, aber ...«

»Die Toten kommen«, meldete die Lazar sich plötzlich zu Wort. »Ich kann sie hören.«

»... sie hören ...« flüsterte der Schemen.

»Ich höre sie auch«, sagte Haplo. »Das Klirren von kaltem Stahl.« Er musterte Alfred, der unwillkürlich an die Wand zurückwich. Sein Gesichtsausdruck ließ keinen Zweifel daran, daß er sich wünschte, in den Fels hineinkriechen zu können. »Runen der Warnung, hast du gesagt. Das bedeutet doch wohl, daß sie Leute warnen einzutreten, sie aber nicht daran *hindern*.«

Alfred warf einen verschreckten Blick auf die Sigel. »Wer das sieht, hätte nicht mehr den *Wunsch* einzutreten.«

Haplo schluckte eine unfreundliche Bemerkung hinunter und wandte sich an Jonathan. »Habt Ihr eine Ahnung, was sich dahinter verbergen könnte?«

Der Herzog hob den leeren Blick und schaute sich gleichgültig um. Ihm war anzusehen, daß er keine Vorstellung davon hatte, wo er sich befand, und es ihm auch ganz einerlei war. Haplo stieß einen leisen Fluch aus und schaute wieder zu Alfred. »Kannst du die Runen außer Kraft setzen?«

Dem Sartan lief der Schweiß übers Gesicht. Er schluckte.

»Ja.« Es war kaum zu hören. »Aber du verstehst das nicht. Diese Runen sind die stärksten Abwehrzeichen, die es überhaupt gibt. Etwas Schreckliches lauert hinter dieser Tür! Ich werde sie nicht öffnen!«

Haplo maß sein Gegenüber mit Blicken, um abzuschätzen, was nötig war, um den Widerstand des Sartan zu brechen. Alfred war blaß, aber entschlossen. Aufrecht, *mit gestrafften Schultern*, sah er dem Patryn tapfer in die Augen.

»Nun gut!« Haplo drehte sich um und ging mit festen Schritten auf den Torbogen zu. Die Sigel flammten rot, er spürte die Hitze auf den Armen und dem Gesicht. Mit zusammengebißenen Zähnen ging er weiter. Der Hund fing aufgeregt an zu bellen.

»Bleib da!« befahl Haplo, ohne stehenzubleiben oder sich umzudrehen.

»Warte!« rief Alfred mit überschnappender Stimme. »Was tust du? Deine Magie bietet dir keinen Schutz!« Die Hitze war unerträglich, das Atmen wurde zur Qual. Der Torbogen erwartete ihn wie ein feuriger Rachen.

»Du hast recht, Sartan«, antwortete Haplo und hustete erstickt, während er unbeirrt einen Fuß vor den anderen setzte. »Aber es wird – schnell vorbei sein. Und« – er warf einen Blick über die Schulter – »mein Leichnam ist anschließend keinem mehr von Nutzen ...«

»Nein! Tu's nicht! Ich – ich öffne das Tor!« schrie Alfred schauernd. »Ich werde es öffnen«, wiederholte er leiser. Schicksalsergeben setzte er sich in Bewegung.

Haplo blieb stehen, trat zur Seite und blickte ihm zufrieden entgegen. »Schwächling!« sagte er geringschätzig, als der Sartan mit schleppenden Schritten an ihm vorüberging.

Kapitel 29

Das Sanktuarium, Abarrach

Alfred, eine komische, ungelenke Gestalt in seinem zu kurzen schwarzen Gewand, begann langsam und gemessen zu tanzen.

Die großen Füße, sonst von der verhängnisvollen Neigung beseelt, einer des anderen Hindernis zu sein, vollführten plötzlich komplizierte Schrittfolgen mit staunenswerter Leichtigkeit und Eleganz. Sein Gesicht war ernst, entrückt, völlig einer unhörbaren Musik hingegeben. Er begleitete sich selbst mit einem getragenen, rhythmischen Gesang. Hände woben Runen in die Luft, seine Füße übertrugen das Muster auf den Boden. Haplo schaute zu, bis er merkte, daß irgendein unbotmäßiger Teil seines Wesens sich von der Schönheit und Würde angerührt fühlte.

»Dauert's noch lange?« fragte er laut und barsch in den Gesang hinein.

Alfred beachtete ihn nicht, aber gleich darauf endete das Singen und Tanzen. Die Runen glühten auf, flackerten, glühten auf und erloschen. Alfred schüttelte sich und atmete tief, als sei er aus tiefem Wasser emporgetaucht. Er hob den Blick zu den jetzt kaum noch erkennbaren Runen und seufzte.

»Wir können eintreten«, sagte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Er behielt recht, nichts geschah, als sie unter dem dunklen Torbogen hindurchgingen, obwohl Haplo gegen ein plötzliches, starkes Widerstreben ankämpfen mußte und ein unangenehmes Prickeln auf der Haut spürte.

Wäre ich im Labyrinth, würde ich auf diese Warnungen achten. Er ging als letzter, den Hund zur Seite. Hinter ihm erwachten die Runen zu neuem Leben, ihr roter Schimmer tauchte den Gang in ein unheimliches Licht.

»Das sollte jeden daran hindern, uns weiter zu folgen, oder sie wenigstens aufhalten. Die meisten Sartan haben die alte Magie vergessen, aber Kleitus ...« Haplo brach ab und runzelte die Stirn. Die roten Sigel leuchteten auf beiden Seiten des Bogens – innen wie außen. »Was hat das zu bedeuten?«

»Diese Runen haben eine andere Bedeutung«, erläuterte Alfred mit einer leisen Stimme, der man anhörte, wie es in ihm aussah. »Die Sigel außen waren dazu bestimmt, Unbefugte daran zu hindern hereinzukommen. Diese ...« er drehte sich um und starrte in die Dunkelheit, als erwarte er, die rötlichen Schatten Gestalt annehmen zu sehen, »... sind bestimmt, etwas daran zu hindern, hinauszugelangen.« Diesmal war es Haplo, der sich matt an die Wand des Ganges lehnte. Patryn sind eben nicht berühmt für ein Übermaß an Phantasie oder Kreativität, aber es brauchte nur ein Quentchen von beidem, um vor Haplos Augen Visionen von entsetzlichen Ungeheuern heraufzubeschwören, die in der Tiefe dieser an Schrecken reichen Welt lauerten.

Und ich habe nicht einmal genug Kraft, um es mit einer zornigen Hauskatze aufzunehmen!

Er fühlte Blicke auf sich ruhen und hob rasch den Kopf. Die Lazar beobachtete ihn kalt und unverwandt durch die glasigen, starren Augen der Leiche, als wären es Fenster. Ein kaum merkliches Lächeln verzog die blaugrauen Lippen. »Warum sich wehren? Nichts kann dich retten. Zu guter Letzt wirst du einer von uns sein.«

Angst ergriff von Haplo Besitz, drehte ihm den Magen um, brach über ihn herein wie eine schwarze Flutwelle. Nicht die von Adrenalin genährte Angst des Kampfes, die einem Manne Kräfte verleiht. Diese Angst war die Angst des Kindes vor der

Dunkelheit, die Furcht vor dem Unbekannten, das Erschrecken vor einem Etwas, das sich seinem Begreifen und seiner Kontrolle entzog.

Der Hund witterte die Gefahr, knurrte, sträubte das Nackenfell und stellte sich zwischen seinen Herrn und die Lazar. Die boshaften Augen des weiblichen Wiedergängers senkten sich, der Bann war gebrochen.

Alfred hatte sich inzwischen ein gutes Stück entfernt, man hörte ihn die Beschwörungen murmeln. Die blauen Sigel am Fuße der Wand liefen vor ihm her ins Dunkel. Prinz Edmunds Leichnam folgte dem Sartan, der Schemen hatte den Körper wieder verlassen und schwebte hinter ihm drein wie ein zerschlissener Seidenschal.

Aufgewühlt und in seinem Selbstvertrauen erschüttert, lehnte Haplo immer noch an der Wand und bemühte sich, die Fassung wiederzugewinnen. Eine Stimme, die plötzlich dicht neben ihm ertönte, traf ihn wie tausend glühende Nadeln.

»Glaubt Ihr, alle Toten hassen uns so sehr?« Jonathans Stimme klang dumpf und brüchig.

Der Patryn hatte nicht auf seine Umgebung geachtet und das Kommen des Herzogs nicht bemerkt. Eine solche Nachlässigkeit hätte im Labyrinth seinen Tod bedeuten können. Er verfluchte sich selbst, die Dunkelheit, das Gift und Alfred, während er mit ihm zusammen den verblassenden Sigeln folgte.

Der Gang war breit und hoch, Wände und Decke trocken. Die dicke Staubschicht auf dem Boden war unberührt: keine Abdrücke von Füßen, Tatzen oder den geschlängelten Spuren von Schlangen oder Drachen. Die Reihe der Sigel war vollständig, keins der Zeichen beschädigt, das blaue Leuchten setzte sich in ununterbrochener Linie fort.

Haplo lauschte, witterte, atmete tief ein und schmeckte die Luft auf der Zunge. Er beobachtete die Runen auf seinen

Händen, horchte in sich hinein auf alle Signale seines Körpers, die man vielleicht als Warnung deuten konnte.

Nichts.

Wäre es nicht so albern gewesen, hätte er schwören können, daß er wirklich und wahrhaftig eine Art von innerem Frieden empfand, ein Wohlgefühl, das verkrampfte Muskeln löste, zum Zerreißen gespannte Nerven beruhigte. Es war unerklärlich, und er reagierte darauf mit verdrossenem Trotz.

Also keine Gefahr vor ihnen, doch im Nacken spürte er deutlich das Nahen der Verfolger.

Der Gang führte geradeaus. Sie gingen unter einigen Torbogen hindurch, aber keiner davon war mit Runen versehen.

Dann plötzlich endeten die blau schimmernden Wegweiser wie an einer unvermittelt aufragenden Wand.

Eine Mauer aus schwarzem Fels erhob sich vor ihnen. In die glatte Oberfläche waren Zeichen eingegraben.

Sartanrunen, erkannte Haplo, als er sie genauer betrachtete, aber selbst für sein ungeübtes Auge sahen sie merkwürdig aus.

»Wie seltsam«, murmelte Alfred, während er die Felswand musterte.

»Was?« fragte Haplo gereizt. Er fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, und diese Welt der Sartan, in der er sich auf Alfred verlassen mußte, war ihm unbegreiflich zuwider. »Hund, paß auf!« befahl er dem Tier und sandte ihn mit einer Handbewegung auf dem Weg zurück, um dort Wache zu halten.

»Was ist seltsam? Geht es hier nicht weiter?«

»O doch. Hier ist eine Tür.«

»Kannst du sie öffnen?«

»Aber ja, ein Kind wäre dazu fähig.«

»Dann suchen wir ein Kind, damit es endlich weitergeht!« Haplo kochte innerlich vor Ungeduld.

Alfred studierte die Wand mit akademischem Interesse. »Es sind ganz einfache Runengefüge, wie man sie an der Schlafzimmertür im eigenen Haus anbringen würde, aber ...«

»Aber was?« Haplo beherrschte mannhaft den Drang, beide Hände um den Hals des Sartan zu legen und ihn zu erwürgen. »Komm zur Sache!«

»Es sind zwei verschiedene Arten von Runen.« Alfred fuhr mit dem Zeigefinger die feinen Linien entlang. »Siehst du, was ich meine?«

Ja, Haplo konnte es sehen. Deshalb waren ihm die Sigel gleich auf den ersten Blick ungewöhnlich vorgekommen.

»Zwei Inschriften.« Alfred sprach zu sich selbst. »Die eine wurde später hinzugefügt, oberhalb der ersten.« Ein Netz von Falten krauste die hohe, gewölbte Stirn, die schütterten Brauen zogen sich grüblerisch zusammen.

Der Hund bellte warnend.

»Kannst du nun diese verdammte Tür öffnen?« wiederholte Haplo. Er hatte die Fäuste geballt und gab sich alle Mühe, nicht die Beherrschung zu verlieren.

Alfred nickte geistesabwesend.

»Dann tu's.« Haplo sprach besonders leise, um nicht plötzlich loszubrüllen.

Alfred schaute ihn zweifelnd an. »Ich weiß nicht, ob es richtig wäre.«

»Ob es *richtig* wäre?« Haplo schwankte zwischen Hohn und Unglauben. »Warum? Was steht denn da geschrieben? Noch mehr Warnungen? Finstere Drohungen?«

»Nein«, gab Alfred zu und schluckte nervös. »Weiherunen. Dieser Ort ist geweiht, heilig. Fühlst du es nicht?«

»Nein?« log Haplo aufgebracht. »Alles, was ich fühle, ist Kleitus' Atem in meinem Genick! Öffne diese verfluchte Tür!«

»Geweht – heilig. Ihr habt recht«, flüsterte Jonathan ehrfürchtig. Ein wenig Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt, und er musterte seine Umgebung mit verwunderter Scheu. »Ich frage mich, was hier einmal gewesen sein mag. Und warum hat niemand von diesem Ort gewußt?«

»Die Runen sind alt, sie stammen noch aus der Zeit unmittelbar nach der Großen Teilung. Der Schutzzauber draußen hat jedem den Zutritt verwehrt, und dann kam im Lauf der Jahrhunderte das Vergessen.«

Wieder bellte der Hund. Er kehrte mit weiten Sätzen zu seinem Herrn zurück, drückte sich an dessen Bein und schaute hechelnd in die Richtung, aus der die Verfolger auftauchen mußten.

»Kleitus kommt. Öffne die Tür«, forderte Haplo den Sartan erneut auf. »Oder wir werden hier sterben. Was uns dann erwartet, weißt du ja.«

Alfred blickte furchtsam zurück und nach vorn. Seufzend strich er mit den Händen über die Felsmauer, zeichnete Runen, sang mit gedämpfter Stimme Beschwörungsformeln. Der Stein begann sich unter seinen Fingerspitzen aufzulösen, und schneller, als das Auge es wahrzunehmen vermochte, erschien eine Öffnung in der Mauer, umrahmt von den blauen Runen, die ihnen den Weg gewiesen hatten.

»Zurück!« befahl Haplo. Er drückte sich an die Wand neben der Öffnung und spähte vorsichtig um die Ecke, in der Erwartung, daß ihm aus der Finsternis ein geifernder Rachen entgegenfletschen würde.

Nichts, nur Staub. Der Hund schnüffelte und mußte niesen.

Haplo straffte sich, schnellte durch die Tür und ins Ungewisse. Fast hoffte er, daß sich etwas auf ihn stürzte, dessen man Herr werden konnte.

Sein Fuß stieß an einen Gegenstand auf dem Boden, der sich klappernd bewegte.

»Licht!« raunzte er und blickte zu Alfred und Jonathan zurück, die abwartend in der Türöffnung standen.

Alfred beeilte sich hereinzukommen. Mit flatternden Händen zeichnete er eine Rune in die Luft und begleitete jede Geste mit diesem Singsang, den Haplo von ganzem Herzen verabscheute. Gedämpftes und weißes Licht erfüllte den Raum.

Der Ursprung war eine mit Sigeln gravierte Kugel, die unter der kugelartig gewölbten Decke hing, genau über einem rechteckigen Tisch aus schneeweißem Holz – einem Tisch, der unmöglich aus dieser Welt stammen konnte.

Sieben versiegelte Türen führten zweifellos zu sieben Gängen ähnlich dem ihren, die alle am selben Punkt zusammenliefen – diesem Zimmer. Und alle waren zweifellos mit der gleichen todbringenden Runeninschrift versehen.

Stühle, die wohl um den Tisch gestanden hatten, lagen auf dem Boden, umgekippt, umgestürzt. Und inmitten des Durcheinanders ...

»Gütiger Sartan!« stieß Alfred hervor und schlug die Hände vors Gesicht.

Haplo blickte nach unten. Der Gegenstand, den er mit dem Fuß angestoßen hatte, war ein Totenschädel.

Der Schädel lag in einem Haufen blanker Knochen. Noch mehr Knochen und weitere Schädel lagen in dem Gemach. Ein wahrer Teppich von Gebeinen bedeckte den Boden. In dem abgeschlossenen Zimmer lagen die Toten, wo sie gefallen waren.

»Wie sind sie gestorben? Was hat sie getötet?« Alfred schaute sich nach allen Seiten um, als fürchtete er, jeden Moment den Mörder von irgendwoher auftauchen zu sehen.

»Du kannst dich beruhigen«, sagte Haplo. »Für ihren Tod ist kein geheimnisvoller Bösewicht verantwortlich. Sie haben sich gegenseitig umgebracht. Und einige von ihnen waren nicht einmal bewaffnet. Sieh dir zum Beispiel diese beiden an.«

Eine Knochenhand umklammerte den Griff eines Schwertes. In der trockenen, warmen Luft hatte sich kein Rost gebildet, und das Metall war blitzblank. Die Klinge lag dicht neben dem Schädel, der von den Schultern gehauen worden war.

»Eine Waffe, zwei Leichen.«

»Aber wer hat dann den Mörder gemordet?« fragte Alfred.

»Gute Frage«, mußte Haplo zugeben.

Er kniete nieder, um sich eins der Skelette genauer anzusehen. Beide Hände umfaßten einen Dolch, dessen Klinge tief zwischen den Rippen des Brustkorbs steckte.

»Es scheint, daß der Mörder sich selbst gerichtet hat«, meinte er.

Alfred wich entsetzt zurück. Bei einem forschenden Blick in die Runde entdeckte Haplo, daß mehr als einer von seiner oder ihrer eigenen Hand gefallen war.

»Massenmord.« Er stand auf. »Massenselbstmord.«

Alfred starrte ihn fassungslos an. »Das ist unmöglich! Wir Sartan verehren das Leben! Wir würden nie ...«

»Ebensowenig, wie ihr je Nekromantie praktizieren würdet?« unterbrach ihn Haplo schroff.

Alfred schloß die Augen, seine Schultern sanken herab, er vergrub das Gesicht in den Händen. Jonathan war langsam hereingekommen und schaute sich in dem Beinhaus um, während Prinz Edmunds Leichnam reglos an einer Wand lehnte, ohne das geringste Interesse an seiner Umgebung zu bekunden. Sie waren keine Angehörigen seines Volkes. Die Lazar bewegte sich zwischen den Gerippen, ihre wachen toten Augen huschten wie suchend umher.

Sie wiederum wurde von Haplo im Auge behalten, der seit dem Erlebnis im Gang draußen entschlossen war, sich nicht wieder überrumpeln zu lassen. Er ging zu Alfred hinüber, der zusammengesunken an einer Seite des Zimmers stand.

»Nimm dich zusammen, Sartan. Kannst du die Tür verschließen?«

Alfred zeigte ihm ein verhärmtes Gesicht. »Was ist?« »Die Tür verschließen. Kannst du die Tür verschließen?«

»Das wird Kleitus nicht aufhalten. Er hat auch die Warnungen überwunden.«

»Es wird ihn aber Zeit kosten. Was, zum Henker, ist los mit dir?«

»Bist du sicher, daß ich es tun soll? Uns hier einsperren?«

Haplo deutete mit einer weitausholenden Armbewegung auf die sechs anderen Ausgänge.

»O ja, schon gut«, murmelte Alfred. »Dann wird es wohl richtig sein, glaube ich ...«

»Glaub, was du willst. Nur mach die verdammte Tür zu!« Er drehte sich um und fing an, sich über den Fluchtweg Gedanken zu machen. »Es wird doch einen Hinweis darauf geben, wohin diese Ausgänge führen. Eine Markierung ...«

Ein schabendes Geräusch unterbrach ihn; die schwere Tür aus Stein hatte sich in Bewegung gesetzt und scharrte über den Boden.

»Na endlich!« lag es ihm auf der Zunge zu sagen, als er den Ausdruck von Alfreds Gesicht bemerkte.

»Das ist nicht mein Werk!« verteidigte sich der Sartan und sah mit aufgerissenen Augen zu, wie der Spalt zwischen Tür und Rahmen unaufhaltsam kleiner wurde.

Plötzlich, wider alle Vernunft, wurde Haplo bei der Vorstellung, in dieser Kammer des Todes eingesperrt zu sein, von Panik ergriffen. Er machte einen Satz, schob sich in die Öffnung und stemmte die Hände gegen die mächtige Steinplatte, die unbeirrt näher rückte. Alfred wollte den Rand umfassen und ziehen, aber seine Finger rutschten ab. Der Hund kläffte wie von Sinnen.

»Nicht so! Versuch's mit Magie!« keuchte Haplo.

Verzweifelt rief Alfred ein befehlendes Wort. Es zeigte keine Wirkung. Haplo versuchte es mit seiner eigenen Magie und zeichnete in wilder Hast Runen auf die Tür, die im Begriff war, ihn zu zerquetschen.

»Es hilft nichts!« rief Alfred kläglich. »Wir sind machtlos. Die Magie ist stark!«

Haplo mußte ihm recht geben.

Im letzten Augenblick warf er sich zur Seite, einen Lidschlag bevor die Tür mit einem unerwarteten Ruck dröhnend ins

Schloß fiel. Staub wirbelte auf, und der Luftzug bewegte die Gebeine, als überlegten sie, sich doch wieder zu erheben.

Nun ist die Tür also geschlossen. Das wollte ich doch. Weshalb mache ich dann einen Narren aus mir? fragte Haplo sich zornig. Es ist dieser Ort, die Atmosphäre hier. Was hat diese Leute getrieben, sich gegenseitig zu töten? Sich selbst zu töten? Und warum diese Abschreckungsrunen, die keinen herein- und keinen hinauslassen?

Das weiße Licht in der Kammer bekam einen bläulichen Schimmer. Haplo blickte auf und sah eine Runenschrift in Manneshöhe an den Wänden erscheinen.

Alfred holte tief Atem.

»Was ist das? Was heißt das?« Haplo war auf alles gefaßt.

»Dieser Raum ist ein Sanktuarium!« hauchte Alfred, während sein Blick über die Runen wanderte, deren Schimmer den Raum in ein unwirkliches Licht tauchte. »Ich glaube, ich fange an zu verstehen. ›Wer aber diesen Ort entheiligt durch Gewalt, dessen Hand soll sich wider ihn selbst kehren und ihn strafen!‹ So lautet die Inschrift.«

Haplo stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Ihm hatten Bilder vor Augen gestanden von einer Falle, von Männern und Frauen, die von Verzweiflung übermannt, der Qual ein rasches Ende machten.

»Das erklärt alles. Diese Sartan griffen zu den Waffen, die Magie begann zu wirken, und sie waren alle verloren.« Er schob Alfred auf einen der Ausgänge zu. Ihn kümmerte nicht mehr, wohin er führte. Haplo wollte nur dieser Gruft den Rücken kehren. Fast stieß er den Sartan gegen die Tür. »Aufmachen!«

»Aber warum ist dieser Ort heilig? Wem oder was ist er geweiht? Und weshalb hielt man es für nötig, ihn mit so starken Zaubern zu schützen?« Alfred blickte sich nachdenklich im Zimmer um.

Haplo ballte die Fäuste. »Er wird deinem eigenen Leichnam geweiht sein, wenn du diese Tür nicht öffnest!«

Bedächtig, wie es seine Art war, kam Alfred der Aufforderung nach, tastete über den Stein, studierte die Zeichen, murmelte Runen vor sich hin. Haplo blieb neben ihm stehen, um darauf zu achten, daß er nicht abgelenkt wurde.

»Es sind keine Schemen hier«, ertönte die Stimme der Lazar.

»... keine Schemen hier ...« wisperte das Echo.

Als Haplo den Kopf wandte, sah er die Lazar von einem Skelett zum anderen gehen. Der Leichnam des Prinzen hatte seinen Platz neben der Tür verlassen und näherte sich dem Tisch aus weißem Holz in der Mitte des Gemachs.

Ist es nur Einbildung, fragte sich Haplo, oder nimmt der Schemen des Prinzen feste Gestalt an?

Der Patryn blinzelte und rieb sich die Augen. Es lag an diesem verflixten Licht. Alles sah fremd aus. Dennoch ... »Besser konnten wir es gar nicht getroffen haben«, meinte er zu Alfred. »Selbst wenn es Kleitus gelingt, bis hierher vorzudringen, hat er keine Ahnung, welchen

Ausgang wir genommen haben ...«

»Es tut mir leid«, unterbrach ihn Alfred bedrückt. »Die Tür läßt sich nicht öffnen.«

»Was soll das heißen, sie läßt sich nicht öffnen?« brauste Haplo auf.

»Es muß mit diesen Runen zusammenhängen.« Der Sartan deutete nach oben. »Während ihre Magie den Raum beherrscht, vermag keine andere zu wirken. Natürlich! Das ist der Grund«, fuhr er in einem Ton fort, als hätte er soeben die Lösung für ein komplexes mathematisches Problem gefunden. »Sie wollten nicht gestört werden bei ihrem Tun – was immer es auch gewesen sein mag.«

»Aber sie wurden gestört!« Haplo stieß mit dem Fuß nach einem der Totenschädel. »Außer sie haben aus irgendeinem Grund den Verstand verloren und sind übereinander hergefallen.«

Was ihm gar nicht so unwahrscheinlich vorkam. Ich muß hier raus! Er konnte nicht atmen. Irgendeine fremde Macht in diesem Raum breitete sich aus, erfüllte jeden Winkel, verdrängte die Luft. Das Licht war unerträglich grell und schmerzte in den Augen.

Ich muß hier raus, bevor ich erblinde, bevor ich ersticke!

Seine Hände wurden feucht, am ganzen Körper brach ihm der kalte Schweiß aus. Ich muß hier raus!

Haplo stieß Alfred zur Seite und warf sich gegen die versiegelte Tür. Er kratzte Runen in den Stein, Patrynrunen. Seine Hände zitterten so stark, daß er Mühe hatte, Sigel zu konstruieren, die er seit seiner Kindheit beherrschte. Sie leuchteten rot, wurden blaß, dunkel, erloschen. Er hatte einen Fehler gemacht. Einen dummen Fehler. Fluchend biß er die Zähne zusammen und fing von vorne an. Alfred versuchte, ihm in den Arm zu fallen. Haplo verscheuchte ihn, wie er eine Stechmücke verscheucht haben würde. Das weiße, blau getönte Licht wurde heller, strahlte auf ihn herab wie eine furchtbare Sonne.

»Haltet ihn auf!« Die schrille Stimme der Lazar. »Er verläßt uns!«

»... verläßt uns ...«

Haplo begann zu lachen. Er ging nirgends hin, und er wußte es. Sein Lachen hatte einen Unterton von Hysterie, er merkte es, doch es war ihm gleichgültig. Sterben. Wir werden alle sterben ...

»Der Prinz!« Alfreds Ruf und das warnende Bellen des Hundes ertönten zur gleichen Zeit, verschmolzen zu einem Laut, als hätte der Sardan der Stimme des Hundes die Worte geliehen.

Es gelang Haplo, sich zu beherrschen, doch seine Haltung und seine Züge verrieten tiefste geistige und körperliche Erschöpfung, als er sich umdrehte und sah, daß wenigstens ein Mitglied ihrer Gruppe einen Ausweg gefunden hatte.

Der Leichnam des Prinzen war über den Tisch gesunken, die grausige Magie, die ihn am Leben hielt, hatte ihre Wirkung verloren, und Edmunds Schemen löste sich von der sterblichen Hülle, an die er gekettet gewesen war. Aufrecht und stolz, wie der Prinz zu Lebzeiten gewesen war, erhob sich die transparente Gestalt über dem toten Leib; auf dem Gesicht mit den edlen Zügen malte sich entrücktes Staunen. Die Arme des Leichnams lagen schlaff auf der Tischplatte, die Arme des Schemens waren erwartungsvoll ausgesteckt. Er tat einen Schritt und schwebte durch den Tisch aus massivem Holz, als wäre *dieser* nur ein Trugbild. Noch ein Schritt und noch einer. Der Schemen entfernte sich von seinem Körper.

»Haltet ihn auf!« Das Gesicht der Lazar, in dem sich die Züge der Lebenden und der Toten überlagerten, wandte sich Haplo zu. »Ohne ihn werdet Ihr nie Euer Schiff wiederbekommen!

Eben jetzt versuchen Kundige seines Volkes, den Runenpanzer zu durchbrechen. Baltasar plant, zur anderen Küste überzusetzen und Nekropolis anzugreifen.«

»Woher, zum Henker, willst du das wissen?« schrie Haplo. Er wußte, daß er die Kontrolle über sich verlor, doch er war machtlos dagegen.

»Die Stimmen der Toten sprechen zu mir!« antwortete die Lazar. »Wo sie auch sind, ich kann sie hören. Haltet den Prinzen auf, oder Eure Stimme wird bald auch diesem Chor angehören!«

»... diesem Chor angehören ...«

Es konnte alles nur ein makabrer Traum sein. Haplo warf Alfred einen anklagenden Blick zu.

»Ich war es nicht! Diesmal nicht!« protestierte der Sartan händeringend. »Aber es stimmt. Er geht fort.«

Der Schemen des Prinzen näherte sich der Mitte des Tisches. Die Umrisse der Gestalt wurden klarer, deutlicher,

während der zurückgelassene Körper langsam zu Boden glitt. Wohin wollte er? Welche Macht rief ihn zu sich?

Welche Macht konnte ihn zurückhalten?

»Hoheit!« rief Jonathan drängend. Seine Stimme war brüchig vor Erregung. »Euer Volk. Ihr könnt es nicht im Stich lassen. Es braucht Euch!«

»Euer Volk!« fiel die Lazar schmeichelnd ein. »Es ist in Gefahr. Baltasar regiert an Eurer Statt, und er führt es in einen Krieg, den er nicht gewinnen kann.«

»Kann er uns überhaupt hören?« fragte Haplo zweifelnd.

Offenbar hatte der Schemen gehört, was man zu ihm sagte. Er zögerte, der Blick aus den Schattenaugen musterte die Umstehenden, langsam schwand der Ausdruck sehnsüchtiger Freude, wurde verdrängt von Zweifel, Sorge, Verzicht.

»Es ist grausam, ihn zurückzurufen«, murmelte Alfred.

Haplo wäre ihm gern mit einer sarkastischen Bemerkung über den Mund gefahren, aber ihm fehlte die Kraft. Außerdem war er zornig auf sich selbst, weil er genau dasselbe gedacht hatte.

»Kehrt zu Eurem Volk zurück.« Die Lazar sprach in dem sanft überredenden Tonfall einer Mutter, die ihr Kind vom Rand einer steilen Klippe fortlocken will. »Es ist Eure Pflicht, Hoheit. Ihr tragt die Verantwortung. Ihr könnt nicht selbstsüchtig sein und Eure Untertanen im

Stich lassen, wenn sie Eurer am dringendsten bedürfen.«

Der Schemen waberte, verblaßte und wurde zu dem vagen Schatten, der er vorher gewesen war. Dann, innerhalb eines Augenblicks, war er ganz verschwunden.

Haplo kniff die Augen zusammen, einmal, zweimal, denn er glaubte wieder, daß das grelle Licht ihnen Streiche spielte. Er schaute zu den anderen, ob sie dasselbe gesehen hatten wie er.

Alfred starrte wie betäubt auf den weißen Holztisch. Jonathan half dem neubelebten Leichnam, vom Boden aufzustehen.

Würde es jemandem auffallen, wenn ein Mann, der am hellen Tag die Straße entlanggeht, keinen Schatten wirft?

»Mein Volk«, sagte der Leichnam. »Ich muß zu meinem Volk zurückkehren.«

Es waren dieselben Worte, aber sie wurden anders gesprochen. Der Unterschied war subtil, eine Veränderung im Tonfall. Der tote Prinz begriff den Sinn der Worte. Die vorher blicklosen Augen fixierten die Lazar mit nachdenklichem Zweifel. Haplo verstand, wohin Edmunds Schemen verschwunden war – er hatte sich wieder seines Körpers bemächtigt.

Ein Blick auf die Lazar zeigte ihm, daß sie es gleichfalls bemerkt hatte und nicht erfreut darüber war.

Haplo hätte der Gemütszustand der Untoten nicht gleichgültiger sein können. Merkwürdige Dinge hatten sich in diesem Raum zugetragen, und es schien, daß sich eine Fortsetzung anbahnte. Er fühlte sich zunehmend unbehaglich. Gefallen hatte ihm dieser Ort von Anfang an nicht. Es mußte doch eine Möglichkeit geben, diese verdammten blauen Lichter zu dämpfen ... »Der Tisch«, sagte Alfred plötzlich. »Der Tisch ist der Schlüssel.« Er ging darauf zu, wobei er vorsichtig über die Gerippe hinwegstieg. Haplo schritt neben ihm her. »Und sieh dir das an! Die Skelette um den Tisch liegen da, als hätten sie ihn verteidigt.«

»Und sie waren diejenigen ohne Waffen«, fügte Haplo hinzu.

»Heilige Runen, ein Tisch, den zu verteidigen diese Leute gestorben sind. Wären es Nichtige gewesen, würde ich sagen, dieser Tisch ist ein Altar.« Seine und Alfreds Augen trafen sich. In beiden stand dieselbe Frage: Die Sartan hielten sich für Götter. Wen hätten sie anbeten sollen?

Er und Alfred standen jetzt an dem rätselhaften Tisch. Jonathan betrachtete ihn mit gerunzelter Stirn. Als er die Hand ausstreckte, rief Alfred: »Nicht berühren!«

Der Herzog riß die Hand zurück. »Wie? Warum nicht?«

»Die Sigel. Kannst du sie nicht lesen?«

»Nicht sehr gut.« Jonathan wurde rot. »Es sind alte Runen.«

»Sehr alt«, stimmte Alfred ernst zu. »Ihre Magie hat mit der Verständigung zu tun.«

»Verständigung?« Haplo war enttäuscht und verärgert. »Ist das alles?«

Alfred erklärte ihm seinen Gedankengang. »Dieser Tisch ist alt. Er stammt nicht aus dieser Welt. Sie brachten ihn aus der alten Welt mit, der untergegangenen Welt. Sie brachten ihn mit und stellten ihn in diesen Raum, in dem ersten Gebäude, das sie in dieser neuen Welt errichteten. Zu welchem Zweck? Was würden diese Sartan damals als allererstes versucht haben?«

»Kontakt aufzunehmen!«

»Ja. Nicht mit den anderen Städten und Siedlungen hier, dazu waren sie mit ihrer Magie in der Lage. Sie versuchten, sich mit den anderen Welten in Verbindung zu setzen.«

»Ein Versuch, der fehlschlug.«

»Wirklich?« Alfred musterte den Tisch. Er streckte die Hände aus und hielt sie mit gespreizten Fingern über die Platte. »Einmal angenommen, daß sie bei dem Versuch, die anderen Welten zu erreichen, plötzlich auf etwas anderes gestoßen sind?«

Die Macht, die sich uns entgegenstellt, ist uralte und sehr stark. Man kann sie nicht bekämpfen, nicht versöhnen. Tränen beeindrucken sie nicht, noch all die Waffen, die uns zu Gebote stehen. Zu spät fanden wir uns bereit, ihre Existenz zu akzeptieren. Wir verneigen uns vor ihr ...

Diese Worte fielen Haplo ein, obwohl er sich nicht erinnern konnte, wo er sie gehört hatte. Auf einer anderen Welt? Arianus? Pryan? Das Bild eines Sartan, der sie zu ihm sprach,

kam ihm in den Sinn, doch bevor es ihn in diese Welt verschlug, hatte er nie mit einem Sartan gesprochen, von Alfred abgesehen. Statt Licht ins Dunkel zu bringen, trug diese Erinnerung noch zu seiner Verwirrung bei.

»Wird derjenige uns verraten, wie wir auf dem schnellsten Weg hier wegkommen?« erkundigte sich Haplo.

Alfred, der trotz der leichthin gesprochenen Worte den gepreßten Unterton aus der Stimme des Patryns heraushörte, machte ein ernstes Gesicht. »Einer von uns muß versuchen, die Verbindung wiederherzustellen.«

»Und mit wem?«

»Das weiß ich nicht.«

»Also gut. Ich tue alles, um hier wegzukommen. Nein, warte Sartan. Kein Alleingang – was du hörst, höre auch ich.«

»Und Ihr, Jonathan?« Alfred wandte sich an den Herzog. »Ihr seid der Repräsentant dieser Welt.«

»Ja. Vielleicht erfahre ich, was ich tun kann, um ...« Er richtete den Blick auf seine Frau und verstummte. »Ja«, wiederholte er mit leiser Stimme.

»Ich halte Wache«, machte sich die Lazar erbötig und glitt zu der Tür, durch die sie hereingekommen waren.

»Das ist unnötig.« Alfred brachte es nicht über sich, die tote Frau anzusehen. Er versuchte es, aber unwillkürlich wich sein Blick ihr aus. »Niemand kann in dieses Sanktuarium eindringen.«

»Das letzte Mal sind sie auch eingedrungen«, bemerkte die Lazar.

»Ja, das stimmt.« Alfred leckte sich über die trockenen Lippen und schluckte.

»Darüber können wir uns jetzt keine Gedanken machen«, mischte Haplo sich schroff ein. »Was müssen wir tun?«

»Legt eure Hände auf den Tisch, da, wo die Vertiefungen sind. Die Finger gespreizt, Daumen berühren sich. Haplo, achte

darauf, daß keins der Sigel auf deiner Haut das Holz berührt. Du mußt versuchen, an gar nichts zu denken ...«

»Denken wie ein Sartan, meinst du das? Kein Problem.« Haplo tat, wie ihm geheißen, doch er zögerte kaum merklich, bevor er die Hände auf die Tischplatte legte. Nichts geschah. Unter den Fingern spürte er nur Holz, glattes Holz, kühl und beruhigend solide.

»Ich warne euch, ich weiß nicht, was geschehen wird.« Auch Alfred schien es nicht recht geheuer zu sein, als er seinen eigenen Anweisungen folgend die Hände auf die Tischplatte legte.

Jonathan, der ihnen gegenüber saß, folgte ihrem Beispiel.

Alfred begann die Runen zu singen. Nach einem Moment der Unsicherheit fiel der Herzog mit ein, wenn auch stockend und leise. Haplo schwieg. Der Hund hatte sich neben ihm auf dem Boden zusammengerollt.

Schon bald waren die drei Männer taub für alles, außer für Alfreds an- und abschwellenden Gesang. Und dann nahmen sie auch den nicht mehr wahr.

Von ihrem Platz neben der Tür beobachtete die Lazar, wie Alfred nach vorn sank, wie Haplos Oberkörper sich über die Tischplatte neigte und Jonathan den Kopf auf das glatte weiße Holz bettete. Der Hund blinzelte schläfrig und schloß endlich die Augen.

Die Lazar erhob ihre schrille Stimme. »Kommt zu mir. Folgt meinem Ruf. Fürchtet nicht die Runen der Warnung. Sie gelten den Lebenden und haben keine Macht über die Toten. Kommt zu mir. Kommt in dieses Gemach. Sie werden euch die Tür öffnen, wie sie es damals getan haben, und wieder ihr Schicksal besiegeln.

Die Lebenden haben uns dies angetan.«

»... dies angetan ...« raunte die Geisterstimme.

»Wenn es keine Lebenden mehr gibt ...« – mit kalter Leidenschaft verkündete sie es wie einen Wahlspruch – »... sind die Toten frei.«

»... frei ...«

Kapitel 30

Das Sanktuarium, Abarrach

Ein Gefühl von Bedauern und Traurigkeit erfüllte Alfred, doch obwohl er litt, waren Kummer und Betrübniß besser als die Leere, die er empfunden hatte, bevor er sich dieser Brüderschaft anschloß. Die Toten waren lebendiger gewesen als er damals. Alfred seufzte tief und hob den Kopf. Bei einem Blick in die Runde las er ähnliche Gefühle in den Gesichtern der Männer und Frauen, die sich an diesem heiligen Ort versammelt hatten.

Das Bedauern war frei von Bitterkeit. Bitterkeit bleibt denen vorbehalten, die durch eigenes Verschulden ins Unglück geraten sind, durch eigene Missetaten das Verhängnis heraufbeschworen haben, und Alfred sah für sein Volk eine Zeit voraus, da bitteres Leid über sie alle kommen würde, wenn dem Wahnsinn nicht Einhalt geboten werden konnte.

Er seufzte wieder. Noch vor wenigen Augenblicken war er erfüllt gewesen von lauterer Freude. Innerer Friede hatte sich wie Balsam über das brodelnde Magma seiner Ängste und Zweifel gebreitet. Doch ein solcher Zustand der Entrücktheit konnte in dieser Welt nicht von Dauer sein. Er mußte zurückkehren, um sich ihren Problemen und Gefahren zu stellen und damit auch der Traurigkeit und dem Bedauern.

Eine Hand umfaßte die seine. Ihr Griff war fest, die Haut glatt.

»Hoffnung, Bruder«, sagte der junge Mann ruhig. »Wir müssen hoffen.«

Alfred musterte den Sprecher. Das Gesicht war gut geschnitten, stolz, energisch – polierter Stahl, im

Schmiedefeuer gehärtet. Keine Zweifel verunzierten die glänzende Oberfläche, die Klinge war zu spinnwebfeiner Schärfe geschliffen. Der Jüngling kam Alfred bekannt vor. Der Name lag ihm auf der Zunge, und doch wollte er ihm nicht einfallen.

»Ich versuche es«, antwortete Alfred und kämpfte gegen die Tränen an, die ihm plötzlich in die Augen stiegen. »Vielleicht kommt es daher, daß ich in meinem langen Leben so viel gesehen habe. Ich habe Hoffnung gekannt, nur um sie welken und sterben zu sehen wie die Nichtigen, die in unsere Obhut gegeben waren. Unser Volk eilt blindlings ins Verderben – Wahnsinnige, die zum Rand der Klippe hasten, um sich in den Abgrund zu stürzen. Wie können wir sie aufhalten? Wir sind zu wenige.«

»Wir werden ihnen in den Weg treten«, sagte der junge Mann. »Ihnen die Wahrheit offenbaren ...«

Und von ihnen mit in den Abgrund gerissen werden, dachte Alfred traurig. Er behielt es für sich, sollte der Jüngere in seinem schönen Traum leben, solange das Schicksal es zuließ.

»Aus welchem Grund«, meinte er statt dessen betrübt, »sind unsere guten Absichten wohl so entsetzlich fehlgeschlagen?«

Der junge Mann wußte die Antwort; die Jungen haben immer auf alles eine Antwort parat. »Von Anbeginn an fürchtete der Mensch die Mächte, die sich seiner Kontrolle entzogen. Er war allein in einem gigantischen Universum, das kein Mitleid, kein Erbarmen kannte. So rief er in den frühen Tagen, wenn Blitze zuckten und der Donner grollte, die Götter an, ihn zu verschonen.

Mit der Zeit begann der Mensch, das Universum und seine Gesetze zu verstehen. Durch Technik und Wissenschaft verschaffte er sich die Mittel, es zu kontrollieren. Unglücklicherweise mußte er jedoch erkennen – gleich dem Rabbi, der den Golem erschuf –, daß er nicht imstande war zu beherrschen, was er geschaffen hatte. Statt das Universum zu

kontrollieren, wäre es ihm beinahe gelungen, es zu zerstören. Nach dem Holocaust war dem Menschen nichts geblieben, woran er glauben konnte; all seine Götter hatten sich von ihm abgewandt. Er suchte Hilfe bei sich selbst, *in* sich selbst – und fand die Magie. Im Lauf der Zeit verhalf die Magie uns zu größerer Macht, als wir zuvor in vielen tausend Jahren des unermüdlichen Strebens gewonnen hatten. Wir brauchten keine Götter mehr. Wir selbst waren die Götter.«

»Ja, das glaubten wir«, stimmte Alfred nachdenklich zu. »Und ein Gott zu sein war eine Verantwortung, eine Bürde – redeten wir uns ein: Aufsicht führen zu müssen über das Leben derer, die wir als uns unterlegen betrachteten, ihre Freiheit zu beschneiden, um sie auf den Weg zu führen, den *wir* für den richtigen hielten ...«

»Aber wie wir es genossen haben!« sagte der junge Mann.

Alfred seufzte. »Wie wir es genossen haben. Wie wir es immer noch genießen und danach hungern! Das ist der Grund, weshalb es so schwer sein wird, so furchtbar schwer ...«

»Freunde.« Die Frau am Kopf des Tisches sprach. »Sie kommen.«

Keiner sagte etwas darauf, nur Blicke wurden gewechselt, suchten und schenkten Kraft und Zuversicht. Alfred erkannte Entschlossenheit und hochgemute Freude in den Augen des Jünglings.

»Laßt sie kommen!« sagte er laut. »Wir knausern nicht mit dem Gold, das wir gefunden haben! Laßt sie kommen, und wir werden es freigiebig mit ihnen teilen!«

Die übrigen jüngeren Leute, die um den Tisch saßen, ließen sich von seiner Begeisterung anstecken. Die älteren lächelten nachsichtig, wehmütig. Viele schlugen die Augen nieder, damit nicht der kalte Hauch ihres freudlosen Wissens und bitterer Erfahrung die helle Flamme lösche.

Außerdem, dachte Alfred, irren wir uns ja vielleicht. Vielleicht haben die Jungen recht. Weshalb ist uns schließlich all dies

offenbart worden, wenn nicht, damit wir die Botschaft verkünden ...

Draußen vor der Tür hörte man das Lärmen einer großen Menge, Schritte – aber nicht gleichmäßige, disziplinierte Schritte, sondern das regellose Schlurfen, Scharren und Trampeln eines Mobs. Die Sartan am Tisch wechselten erneut Blicke, diesmal zweifelnd, fragend.

Niemand kann diesen Raum betreten, außer wir gestatten es. Wir können hier drinnen bleiben, für immer eingeschlossen mit unserem Wissen, das uns ganz allein gehört.

»Unser Bruder hat recht«, sagte die älteste ihrer Runde, ihre Mentorin, eine verehrungswürdige Greisin, zierlich und fragil wie ein Vogel, und doch hatten ihr unbezwinglicher Wille und ihre starke Magie zu der wunderbaren Entdeckung geführt. »Wir sind wie der Geizige gewesen, der seinen Reichtum unter der Matratze verbirgt, tags in Armut lebt und des Nachts sein Gold hervorholt, um sich an dem Glanz zu weiden. Wie der Geizige, der mit seinem Gold nichts Gutes tut, werden auch wir innerlich vertrocknen und verdorren. Es ist nicht nur unsere Pflicht, den Reichtum zu teilen, es ist eine Freude. Löst den Schutzban!

Es ist das einzig Richtige, dachte Alfred und senkte den Kopf. Aber ich bin nicht mutig. Ich habe Angst.

Eine Hand schloß sich über der seinen, stark und zuversichtlich. »Sie werden uns zuhören«, sagte der junge Mann überzeugt. »Sie können gar nicht anders!«

Das helle, weiße und blaue Licht wurde langsam schwächer, bis es ganz verblaßt war. Der Lärm vor den geschlossenen Türen wurde lauter und klang bedrohlicher: Stimmen voller Wut und Haß. Alfred spürte, wie die Kälte der Angst in ihm hochkroch. Seine Hand zitterte im Griff des Jünglings.

Wir haben recht. Was wir tun, ist richtig, ermahnte er sich wieder und wieder. Aber es ist schwer!

Die steinerne Tür öffnete sich knirschend. Der Mob barst in den Raum, die hinteren schoben die vorderen, um auch an den Ort des Geschehens zu gelangen. Die Männer und Frauen, die als erste hereinkamen, blieben jedoch stehen, verwirrt von der gelassenen Ruhe und den ernsten, gefaßten Mienen derer, die um den Tisch saßen. Ein Mob nährt sich von Angst. Angesichts von Ruhe und Vernunft geht ihm ein Teil seiner dumpfen Triebkraft verloren.

Das zornige Stimmengewirr verebbte zu verdrossenem Gemurmel, übertönt nur gelegentlich von einer Stimme aus den hinteren Reihen, die aufgebracht zu wissen verlangte, was eigentlich los sei. Die Eindringlinge wirkten plötzlich ratlos und hielten Ausschau nach einem Führer, jemandem, der es verstand, das wohlige Feuer des Zorns wieder zu entfachen.

Ein Mann trat vor. Alfreds Herz wurde schwer. Der Mann war ganz in Schwarz gekleidet, einer der Adepten der zu neuen Ehren gekommenen; es wurde sogar gemunkelt, daß er danach strebte, sich zum König zu machen.

Er öffnete den Mund, aber die greise Mentorin, die ihn ansah, als wäre er ein vorlautes Kind, kam ihm zuvor. »Aus welchem Grund stören du und deine Anhänger uns bei unserem Werk, Kleitus?« fragte sie mit leisem Tadel.

»Weil euer Werk das Werk von Ketzern ist und wir gekommen sind, dem ein Ende zu machen«, erwiderte der Nekromant.

»Wir sind vom Konzil beauftragt worden ...«

»... das seine Entscheidung zutiefst bedauert!« Kleitus lächelte hämisch.

Seine Anhänger hinter ihm johlten zustimmend. Er wußte, daß sie jetzt nach seiner Pfeife tanzten ... Oder, kam es Alfred unvermutet mit erschreckender Klarheit zu Bewußtsein, Kleitus hatte vielleicht von Anfang an alle Fäden in der Hand gehabt. Er war der Funke gewesen, der das Feuer entzündete. Jetzt

brauchte er nur noch in die Glut zu blasen, um ein tosendes Inferno zu entfachen.

»Das Konzil hat euch mit der Aufgabe betraut, mit den Welten jenseits Verbindung aufzunehmen, ihnen unsere verzweifelte Lage zu erklären und um die Hilfe zu bitten, die uns vor der Großen Teilung zugesagt wurde. Und mit welchem Ergebnis? Monatelang habt ihr überhaupt nichts getan. Dann kommt ihr plötzlich zum Vorschein und predigt Schwachsinn, den nur ein Kind glauben würde ...«

»Wenn es Schwachsinn ist«, warf seine Kontrahentin ein, »weshalb stört ihr uns dann? Laßt uns fortfahren ...« Ihre Stimme klang beherrscht und ruhig, ganz im Gegensatz zu dem erregten, schneidenden Tonfall ihres Anklägers.

»Weil es gefährlicher Schwachsinn ist!« schrie Kleitus. Dann verstummte er und bemühte sich, die Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Er war ein intelligenter Mann und wußte, daß kopfloses Schweigen bei einem Wortgefecht ebenso verheerende Folgen hatte wie bei einem Duell mit Schwertern. Als er weitersprach, klang seine Stimme gefaßt. »Weil es in unserem Volk leider manche mit dem unschuldigen Gemüt von Kindern gibt. Und andere wie jenen dort.« Kleitus' Blick richtete sich auf den jungen Mann neben Alfred, und seine Augen verdunkelten sich vor Zorn. »Junge Leute, die euch in die Falle gegangen sind, wegen der Märchen, die ihr ihnen erzählt!«

Der junge Mann sagte nichts, nur sein Griff um Alfreds Hand verstärkte sich. Ein Schatten fiel über sein Gesicht. Was bedeutete Kleitus dieser Junge? Der Nekromant war nicht alt genug, daß er ein Sohn sein konnte. Ein jüngerer Bruder vielleicht, der zu dem älteren aufgeblickt hatte, bis er die Wahrheit erkannte? Schiller eines verehrten Lehrers? Alfred merkte, daß er den Namen des Jungen nicht wußte. Namen waren in der Bruderschaft nie von Bedeutung gewesen, und eine innere Stimme flüsterte Alfred zu, daß er ihn nie erfahren

würde. Es war ihm unmöglich, den Händedruck des jungen Mannes zu erwidern, der ihn ansah und lächelte.

Unglücklicherweise war dieses Lächeln Öl auf Kleitus' schwelendes Feuer. »Ihr seid angeklagt, unsere Jugend zu verderben! Dort« – er stieß den ausgestreckten Zeigefinger in die Richtung des Jungen – »ist der Beweis!«

Die Menge wogte näher, der wachsende Zorn grollte wie das Rumoren von Magma, das durch Risse im Boden quoll.

Die Greisin wehrte die Hände derer ab, die sie stützen wollten, und erhob sich aus eigener Kraft von ihrem Stuhl. »Dann führt uns vor das Konzil!« erwiderte sie in einem Ton, der der anbrandenden Flut Einhalt gebot. »Wir sind bereit, Rede und Antwort zu stehen!«

»Das Konzil ist eine Bande alter Narren, die in ihrem feigen Bestreben, den Frieden zu erhalten, viel zu lange Geduld mit eurem Treiben gehabt haben. Das Konzil hat die Regierungsgewalt mir übertragen!«

Der Mob jubelte. Von dem Rückhalt seiner Anhänger ermutigt, deutete Kleitus jetzt auf die alte Frau.

»Eure ketzerischen Lügen werden keine Unschuldigen mehr verführen!«

Das beifällige Johlen der Menge wurde lauter, drohender. Sie rückte wieder vor. Stahl blitzte, die Klingen von Schwertern und Dolchen.

»Wer in diesem Raum zur Waffe greift, wird erleben, daß die Klinge sich gegen seine eigene Brust kehrt«, warnte die alte Frau. Es war Kleitus, der mit erhobener Hand die Menge zurückhielt, das zornige Murren dämpfte, allerdings nicht aus Furcht oder Erbarmen, sondern um seine Macht zu demonstrieren und den Männern und Frauen am Tisch vor Augen zu führen, daß er seine Meute nach Belieben auf sie loslassen konnte.

»Wir wollen euch kein Leid zufügen«, meinte er verbindlich. »Erklärt euch bereit, vorzutreten und öffentlich zu verkünden,

daß ihr gelogen habt. Bekennt ...« Kleitus überlegte »... daß es euch tatsächlich gelungen ist, mit den anderen Welten in Verbindung zu treten. Daß ihr vorhattet, deren Reichtümer für euch selbst zu behalten. Wenn ich es recht bedenke, ist euch ein solcher Plan sogar durchaus zuzutrauen.«

»Lügner!« rief der junge Mann und sprang auf. »Du weißt, wie alles gewesen ist! Ich habe es dir erzählt!

Alles habe ich dir erzählt! Ich wollte – mit dir teilen ...« In einer Geste der Hilflosigkeit breitete er die Hände aus und wandte sich an seine Freunde. »Vergebt mir! Ich bin schuld, daß wir jetzt in Gefahr sind.«

»Es wäre ohnehin geschehen«, sagte ihre Mentorin. »Es wäre ohnehin geschehen. Unsere Entdeckung kommt zu früh – oder zu spät. Nimm wieder deinen Platz am Tisch ein.«

Niedergeschlagen sank der junge Mann auf seinen Stuhl. Jetzt war es an Alfred, Trost zu spenden, soweit es in seiner Macht stand und sofern es in einem solchen Moment Trost geben konnte. Er legte seinem Nachbarn begütigend die Hand auf den Arm.

Bereite dich vor, sagte er stumm zu sich selbst. Bereite dich vor auf das, was unvermeidlich ist. Zu früh – zu spät. Bitte, nicht zu spät! Hoffnung ist das einzige, was uns noch bleibt!

Er hörte Kleitus sprechen: »... vor der Öffentlichkeit, bekennt euch als Scharlatane. Man wird über eine angemessene Strafe befinden. Und jetzt tretet zur Seite!« schloß er mit erhobener Stimme. Etliche seiner Gefolgsleute näherten sich, mit Hammer und Meißel bewaffnet.

»Was hast du vor, Kleitus?«

Der ausgestreckte Zeigefinger wanderte von der alten Frau zu dem großen, rechteckigen Tisch – »Er wird zerstört werden, damit er nicht andere ins Verderben führt!«

»Zur Wahrheit, meinst du«, berichtigte ihn die greise Mentorin streng. »Ist es nicht das, was du befürchtest?«

»Tritt zur Seite! Oder du erleidest das gleiche Schicksal!«

Der junge Mann hob den Kopf und sah Kleitus fassungslos an. Erst jetzt begriff er den grausamen Plan des Nekromanten. Die Greisin behauptete ihren Platz. Einmütig erhoben sich die Männer und Frauen an dem Tisch und bildeten einen schützenden Kreis um ihr Heiligtum.

»Du vergeudest deine Zeit, und wenn du nicht abläßt von diesem Tun, auch dein Leben, Kleitus. Unsere Stimmen magst du zum Schweigen bringen, doch es werden andere nach uns kommen. Der Tisch wird nicht zerstört!«

»Ihr wolltet ihn verteidigen?« höhnte Kleitus.

»Nur mit unseren Leibern und unseren Gebeten. Freunde, keine Gewalt, fügt ihnen kein Leid zu, sie sind Angehörige unseres eigenen Volkes. Keine magischen Schilde. Wir brauchen sie nicht. Ich warne dich nochmals, Kleitus!« Die Stimme der greisen Mentorin tönte laut und furchtlos durch das Gemach: »Dieser Ort ist heilig, gesegnet. Wer hier Gewalt übt ...«

Eine Bogensehne schwirrte, ein Pfeil schnellte über den Tisch und schlug dumpf in den Körper der alten Frau.

»... dem wird vergeben«, flüsterte sie und sank über den Tisch. Ein Blutstrom färbte das weiße Holz rot.

Eine Bewegung ließ Alfred herumfahren. Er sah die Spitze eines Pfeils auf sich weisen. Das Gesicht des Mannes dahinter war von einer Wut, die aus Angst erwächst. Alfred vermochte sich nicht zu rühren. Selbst wenn er es gewollt hätte, wäre er nicht imstande gewesen, sich mit einer Beschwörung zu schützen. Der Mann zog die Sehne zurück und spähte am Pfeilschaft entlang. Alfred wartete auf den Tod. Nicht etwa heldenmütig, wurde ihm traurig bewußt, sondern wie ein Narr.

Eine starke Hand versetzte ihm einen heftigen Stoß in den Rücken, und er fiel ...

Kapitel 31

Das Sanktuarium, Abarrach

»Verflucht, Sartan! Was zum Henker soll das Theater?« Jemand packte ihn und schüttelte ihn grob.

Alfred hob den Kopf und schaute sich verwirrt um. Er lag auf dem Boden und erwartete, die blutgetränkten Säume weißer Gewänder zu sehen, die trampelnden Füße der von Kleitus aufgehetzten Menge. Statt dessen sah er einen Hund vor sich stehen, daneben Haplo. Draußen hörte er Stimmen, Rufe, schwere Schritte. Der Mob ... Aber nein, das war doch lange ...

»Den Tisch – schützen ...« Alfred stand mühsam auf.

»Es ist keine Zeit für irgendwelche von deinen Marotten!« fauchte Haplo. »Hörst du das? Die Soldaten kommen!«

»Ja, die Mörder ...«

Haplo schüttelte ihn, als könnte er ihm so das Kaleidoskop seines Verstandes wieder in die rechte Ordnung bringen. »Hör jetzt endlich auf damit und laß dir was einfallen, um unsere Haut zu retten!«

»Ich verstehe nicht ... Sag mir, was passiert ist! Ich habe wirklich keine Ahnung!«

Der Patryn hielt den wachsamen Blick auf die Tür gerichtet. Er ließ Alfred los und richtete sich erbittert auf. »Weshalb sollte mich das wundern? Also gut, Sartan. Während der Herstellung“, die du für uns gegeben hast ...«

»Das war ich nicht ...«

»Sei still und hör zu! Unserer Herzogin ist es irgendwie gelungen, die Magie in diesem Raum zu überlisten und die Tür da drüben zu öffnen. Ich hoffe, du wirst jetzt dasselbe für uns tun.« Haplo deutete auf die Tür in einem Winkel von

fünfundvierzig Grad neben der ersten. »Sobald ich den Befehl gebe. Hast du dich einigermaßen erholt?«

»Ja«, antwortete Alfred ohne rechte Überzeugung. Ihm wurde schwindelig, und er hielt sich an der Tischkante fest. Er hatte den verwirrenden Eindruck, sich an zwei Orten gleichzeitig zu befinden, und verspürte ein starkes Widerstreben, den weniger realen zu verlassen. Dieser wohlthuende Friede und – und das Gefühl, etwas gefunden zu haben, lange gesucht – nun wieder verloren ...

»Eine überflüssige Frage!« Haplo musterte ihn finster. »Selbst zu deinen besten Zeiten ist mit dir nichts anzufangen. Duck dich, verdammt! Mit einem Pfeil im Hals nützt du mir nichts. Und wenn du in Ohnmacht fällst, lasse ich dich hier liegen!«

»Ich werde nicht in Ohnmacht fallen«, wies Alfred die Unterstellung mit Würde zurück. »Und meine eigene Magie ist stark genug, um mich zu schützen – gegen Angriffe«, fügte er unsicher hinzu.

Freunde, keine Gewalt. Fügt ihnen kein Leid zu, sie sind Angehörige unseres eigenen Volkes. Keine magischen Schilde ...

Ich tat, worum sie uns bat. Ich verzichtete darauf, mich zu schützen. Haplo wußte es. Er wußte es, weil er mit mir dort gewesen ist. Er saß neben mir! Er hat gesehen, was ich sah ... Was haben wir gesehen?

Vor der Tür konnte man eine tiefe Stimme hören. Sie klang fern, aber das Lärmen der toten Soldaten verstummte.

»Kleitus«, sagte Haplo grimmig. »Es wird Zeit!« Er schob den Sartan zum Ausgang, trieb ihn zwischen den am Boden verstreuten Knochen hindurch und stützte ihn, wenn er stolperte.

»Jonathan!« Alfred wollte umkehren.

»Ich kümmere mich um ihn!« erwiderte eine Stimme.

Der tote Prinz folgte ihnen; er führte den jungen Herzog, der neben ihm wie ein Schlafwandler ging.

»Bei ihm hat dein Zauber etwas zu gut gewirkt«, meinte Haplo bissig. »Der Gute hat keine Ahnung, wo er sich befindet!«

»Es war nicht *mein* Zauber!« protestierte Alfred. »Ich habe nichts ...«

»Sei still und geh weiter. Du brauchst deinen Atem noch, um die Runen an der Tür zu aktivieren!«

»Was ist mit Jera?«

Die Lazar stand neben der geöffneten Tür. Die Leiche blickte unverwandt geradeaus; der Schemen wand sich um den starren Körper, beobachtete die einstigen Gefährten über dessen Kopf hinweg oder spähte durch die Fenster der toten Augen. Die toten Lippen formten Worte, Alfred konnte sie hören, und ihm wurde bewußt, daß er sie schon seit dem Erwachen aus der Trance gehört hatte:

»Die Lebenden halten uns in Ketten. Wir sind die Sklaven der Lebenden. Wenn es keine Lebenden mehr gibt, sind wir frei.«

»... frei ...« Das Flüstern der zweiten Stimme.

»Gütiger Sardan!« Alfred erschauerte.

»Ja«, sagte Haplo kurz.

»Sie wirbt eine Gefolgschaft an. Vielleicht hat Kleitus sie durch Magie beeinflußt ...«

»Nein«, sagte Prinz Edmund. »Es hat nichts mit Magie zu tun. Sie hat gesehen, wie ich gesehen habe. Aber sie versteht nicht.«

Du hast es gesehen! Und ich habe es auch gesehen – ein Teil von mir hat es gesehen! Alfred schaute verlangend zu dem Tisch zurück. Von draußen hörte er laute Befehle, das Scharren von Füßen. Er brauchte nur die Runen zu beschwören, um die Tür zu öffnen. Das heilige Licht war erloschen, als würde die Magie wirken. Aber die Worte kamen ihm nicht über die Lippen,

die Runenformeln ließen sich nicht greifen. Wenn ich noch ein wenig bleibe, dann werde ich mich erinnern ...

»Schnell, Sartan!« zischte Haplo durch zusammengebissene Zähne. »Wenn Kleitus mich lebend in seine Gewalt bekommt, sind wir – unsere Völker, unsere Welten verloren!«

Zwei widerstreitende Kräfte, die ihn hin und her zerrten. Der Völker Hoffnung, der Völker Untergang – beides in einem Raum! *Wenn ich gehe, werde ich eins für immer verlieren. Wenn ich bleibe ...*

»Seht nur, was Wir gefunden haben, Pons.« Die breitschultrige, schwarzgewandte Gestalt des Herrschers tauchte in der Tür auf, neben ihm drängte sich der etwas schwächere Kanzler herein. »Das sogenannte Sanktuarium, wo die Ketzer ihre Visionen hatten. Ich wüßte gern, wie diese Elenden es gefunden haben und wie es ihnen gelungen ist, die Runen außer Kraft zu setzen. Leider können wir sie nicht lange genug am Leben lassen, um es herauszufinden.«

»Das Sanktuarium!« Pons Stimme war nur ein gebrochenes Flüstern. Ungläubig schaute er durch das Zimmer, starrte auf die blanken Knochen und Totenschädel, auf den Tisch aus Holz. »Es gibt es wirklich! Es ist nicht nur Legende!«

»Selbstverständlich gibt es das Sanktuarium. Und ebenso wirklich ist sein Fluch. Wachen.« Mit einer Handbewegung rief Kleitus die toten Soldaten zu sich, so viele sich durch die Tür zwängen konnten.

»Tötet sie.«

Freunde, keine Gewalt. Fügt niemandem ein Leid zu, sie gehören zu unserem eigenen Volk. Keine magischen Schilde ...

Während Alfred die Runen in seinem Kopf zu ordnen versuchte, tönte ihm die Stimme der greisen Mentorin in den Ohren und machte seine Bemühungen zunichte. Er war sich bewußt, daß Haplo neben ihm stand, der erschöpfte Patryn bereitete sich darauf vor zu kämpfen – wenn nicht um sein

Leben so dafür, daß sein Leichnam dem Feind keinen Nutzen mehr brachte.

Aber die Soldaten machten keine Anstalten, den ungleichen Kampf zu beginnen.

»Habt ihr Unseren Befehl nicht gehört?« rief Kleitus verärgert. »Tötet sie!«

Die toten Soldaten hatten die Schwerter gezogen, die Bogen gespannt, aber sie griffen nicht an. Ihre Schemen schwankten wie in einem heißen Wind. Alfred glaubte fast, ihr erregtes Flüstern seine Wange streifen zu fühlen.

»Sie werden dir nicht gehorchen«, sagte die Lazar. »Dieses Gemach ist heilig. Wer hier Gewalt übt, besiegelt sein eigenes Schicksal.«

»... sein eigenes Schicksal ...«

Kleitus wandte sich in die Richtung der neuen Stimme. Beim Anblick des grauenerregenden Antlitzes der jungen Herzogin wurden seine Augen schmal. Pons wich verstört zurück und suchte Zuflucht in den Reihen der Wiedergänger.

»Woher weißt du, was die Toten denken?« fragte der Herrscher, während er die Lazar forschend musterte. *Die Runen!* ermahnte Alfred sich streng und begann sie in Gedanken zu verknüpfen. Ja, ja. Die Sigel über der Tür leuchteten auf, verströmten einen mattblauen Schimmer.

»Ich kann mit ihnen reden. Ich verstehe ihre Gedanken, ihre Bedürfnisse, ihre Sehnsüchte.«

»Bah! Die Toten denken nichts! Brauchen nichts! Ersehen nichts!«

»Du irrst«, erwiderte die Lazar mit der hohlen Stimme, die Pons solches Entsetzen einflößte, daß ihm ein eiskalter Schauer über den Rücken lief. »Die Toten begehren eins: ihre Freiheit. Wir werden frei sein, wenn unsere Tyrannen tot sind!«

»... Tyrannen tot sind ...«

Ohne sie aus den Augen zu lassen, wandte Kleitus sich an seinen Kanzler. »Ihr seht, Pons«, erklärte er mit sichtlich

gezwungener Nonchalance, »die teure Herzogin ist eine Lazar geworden. Das geschieht, wenn die Toten zu bald wiedererweckt werden. Jetzt erkennt Ihr die Weisheit unserer Ahnen, die lehrten, daß der Leichnam ruhen muß, bis der Schemen sich von ihm gelöst hat. Wir werden ein wenig experimentieren müssen. Die Bücher empfehlen, daß in einem solchen Fall der Körper erneut ›getötet‹ werden soll. Auch wenn Wir nicht unbedingt glauben ...« Der Herrscher verstummte, dann zuckte er mit den Schultern. »Aber Wir werden noch Gelegenheit haben, Uns mit diesem Thema zu befassen. Wachen, ergreift sie!«

Das angedeutete, furchteinflößende Lächeln spielte um die blauen Lippen, die Lazar begann zu singen.

Im ersten Moment schien es, daß Kleitus' Befehl diesmal befolgt wurde, denn die Reihen der Wiedergänger gerieten in Bewegung. Die Nebelgestalten der Schemen verschwanden plötzlich; in toten Augen glomm Leben; tote Arme reckten sich; tote Hände schwangen Waffen, aber nicht gegen die Lazar. Fahle Gesichter wandten sich Kleitus und seinem Minister zu; in toten Hirnen begann dumpfer Haß zu schwelen, ein vages Bewußtsein erlittenen Unrechts.

Pons krallte die Hand in des Herrschers schwarze Robe. »Euer Majestät! Es ist dieses verfluchte Gemach! Versiegelt es! Sperrt sie alle darin ein! Hoheit, ich flehe Euch an!«

Die von Alfred beschworenen Runen strahlten hell, die Tür begann sich schwerfällig zu öffnen. Endlich! Es war ihm gelungen, etwas richtig zu machen!

»Haplo ...«

Eine Bewegung ließ Alfred herumfahren.

Kleitus hatte einem Soldaten den Bogen entrissen.

... Er sah einen Pfeil auf sich weisen. Das Gesicht des Mannes dahinter war von einer Wut verzerrt, die aus Angst erwächst. Alfred vermochte sich nicht zu rühren. Selbst wenn er

gewollt hätte, wäre er nicht imstande gewesen, sich zu schützen ...

»Keine Gewalt!«

... der Mann zog die Sehne zurück und spähte am Pfeilschaft entlang. Alfred wartete auf den Tod. Nicht etwa heldenmütig, wurde ihm traurig bewußt, sondern wie ein Narr.

Eine starke Hand versetzte ihm einen heftigen Stoß in den Rücken, und er fiel ...

Rote Helligkeit erfüllte den Raum, blendete die Augen wie eine Stichflamme, überschwemmte das Gehirn mit Feuer.

Alfred kroch auf Händen und Knien über den Boden, neben sich den warmen Leib des Hundes. Eine Hand packte ihn am Kragen und riß ihn in die Höhe. Eine barsche Stimme schrie ihm ins Ohr: »Jetzt sind wir quitt, Sartan!« Dieselbe Hand hob ihn zur Tür, die sich langsam wieder schloß.

»Lauf, verdammt!«

Alfred setzte sich taumelnd in Bewegung. Er lief durch Feuer und Rauch. Alles ringsumher stand in Flammen, brannte lichterloh: Prinz Edmund, Jonathan, Haplo, der Hund, die Wände aus Fels, der Steinboden, die Tür ...

Haplo warf sich durch den schmalen Spalt und zerrte Alfred hinter sich her. Der Sartan fühlte die steinerne Masse der Tür im Rücken, die sich unaufhaltsam weiterbewegte. Trotz der Gefahr, der er um Haaresbreite entronnen war, empfand er den tiefen Schmerz eines unersetzlichen Verlustes. Er ließ etwas Wundervollen zurück, etwas von ungeheurem Wert, etwas ...

»... erst wenn die Lebenden tot sind!« gellte die Stimme der Lazar.

Alfred spähte in die von waberndem, rotem Licht gespenstisch erhellte Kammer. Stahl funkelte düster in der toten Hand der Herzogin. Die Klinge drang tief in die Brust des Herrschers.

Der heftige Schwall zorniger Flüche und Befehle wurde zu einem Schmerzensschrei.

Die *Lazar* zog den blutigen Dolch zurück und stach erneut zu.

Kleitus brüllte in Todesqual, packte zu, wollte ihr den Dolch entwinden. Sie stach wieder auf ihn ein, und die Leibgarde von Toten folgte ihrem Beispiel. Der Herrscher verschwand unter schlagenden Fäusten, niedersausenden Schwertern und geschwungenen Speeren.

Ein heftiger Ruck kugelte Alfred beinahe den Arm aus dem Gelenk. Er fiel taumelnd gegen Haplo, der ihn zur Seite stieß und selbst durch den winzigen Spalt der fast geschlossenen Tür spähte. Alfred hörte einen flehenden Ruf, der mit einem erstickten Röcheln abbrach – der Kanzler, der als treuer Vasall seinem Herrn nachfolgte.

Die Tür schob sich quietschend ins Schloß. Doch jeder der Lebenden in dem finsternen Gang konnte die Stimme der Lazar vernehmen, entweder durch den Fels hindurch oder in seinem von kaltem Schrecken erfüllten Herzen:

»Jetzt, Herrscher, sollst du erfahren, was Macht bedeutet. Abarrach wird uns gehören, den Toten ...«

Und das Echo: »... den Toten ...«

Die Stimme der Lazar erhob sich über das Raunen der Wiedergänger und sang die Runen der Auferstehung.

Alfreds Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit in dem Gang, die nicht so undurchdringlich war, wie er zuerst gefürchtet hatte. Es herrschte ein rötlich gefärbtes Zwielflicht, genährt von einer Quelle weiter vorn, die für sie noch unsichtbar war, aber es konnte sich eigentlich nur um einen Magmapfuhl handeln. Alfred wollte Haplo fragen, ob er die Wegweiser beschwören sollte, doch als er sich zu ihm herumdrehte, sah er den Patryn langsam zu Boden sinken.

Besorgt eilte er zu ihm.

Der Hund stand vor seinem Herren, entblößte die Zähne und knurrte warnend.

Alfred versuchte es mit gutem Zureden: »Ich will nur sehen, ob er verletzt ist. Ich kann ihm helfen ...« Er streckte die Hand aus und wagte sich einen Schritt weiter vor.

Das Knurren wurde tiefer, der Hund duckte sich und legte die Ohren platt an den Kopf. Wir haben schon einiges zusammen erlebt, schien er Alfred bedeuten zu wollen, und ich halte dich eigentlich für einen netten Kerl. Es täte mir leid, wenn dir etwas zustieße, aber wenn die Hand noch ein Stückchen näher kommt, sehe ich mich gezwungen zuzubeißen.

Alfred zog die Hand und sich selbst erschreckt zurück. Der Hund beobachtete ihn wachsam.

Alfred versuchte aus sicherer Entfernung, über den Hund hinweg zu erkennen, ob dem Patryn etwas fehlte, und kam schließlich zu dem Schluß, daß er doch nicht verletzt war. Er schlief tief und fest – entweder der Gipfel der Tapferkeit oder der Gipfel der Dummheit, Alfred konnte sich nicht recht entschließen.

Vielleicht war es auch nur gesunder Menschenverstand. Er glaubte sich erinnern zu können, daß Patryn die Fähigkeit besaßen, sich im Schlaf zu heilen. Davon abgesehen war er selbst am Ende seiner Kräfte. Es fiel ihm erst jetzt auf; das schiere Entsetzen über die Vorgänge im Sanktuarium hätte ihn weiter und weiter getrieben, bis er schließlich umgefallen wäre. Doch nüchtern betrachtet war es besser, daß er ausruhte und neue Kräfte sammelte für das, was noch vor ihnen lag. Nervös und ängstlich betrachtete er die versiegelte Tür.

»Ob – ob wir hier sicher sind?« fragte er laut in die Stille hinein.

»Sicherer als überall sonst in dieser dem Untergang geweihten Stadt«, antwortete Prinz Edmund.

Der Wiedergänger wirkte lebendiger als die Lebenden. Der Schemen hatte den Körper wieder verlassen, aber beide schienen in Übereinstimmung zu handeln. Man hatte allerdings den Eindruck, als wäre der Körper der Schatten.

»Was ist denn mit ihm?« Alfreds mitleidiger Blick richtete sich auf Jonathan, der sich wie ein Kind von dem Prinzen aus der Kammer hatte führen lassen. »Hat er – hat er den Verstand verloren?«

»Er sah, was Ihr gesehen habt. Im Gegensatz zu Euch ist er noch in der Vision befangen.«

In seinem Trancezustand war Jonathan sich offenbar der gegenwärtigen Situation nicht bewußt. Dem sanften Drängen des Wiedergängers folgend, setzte er sich auf den Boden. Seine Augen blickten zurück in die Vergangenheit. Manchmal schrie er auf oder machte Bewegungen mit den Händen, als versuchte er, jemandem zu helfen, den sie nicht sehen konnten.

Prinz Edmunds Schemen war im Halbdunkel deutlich zu sehen, der leuchtende, bläuliche Umriß des nur schattenhaft erkennbaren Körpers. »Wir sind in Sicherheit«, wiederholte er. »Die Toten haben wichtigere Dinge zu tun, als uns zu verfolgen.«

Alfred erschauerte bei dem ernsten, unheilvollen Tonfall dieser Worte. »Wichtige Dinge zu tun? Was meint Ihr damit?«

Der Schemen richtete die glitzernden Augen auf die Tür. »Ihr habt sie gehört. »Wir sind erst dann frei, wenn unsere Tyrannen tot sind.« Sie meint die Lebenden. Alle Lebenden.«

»Sie haben vor, alle Lebenden ...« Alfred erschrak bis auf den Grund seines Herzens. Sein Verstand weigerte sich, das Unvorstellbare zu fassen. Er schüttelte den Kopf. »Nein, das kann nicht sein!« Doch er mußte an die Worte der Lazar denken, an den Ausdruck des Gesichts, das einmal tot, dann wieder von gräßlichem Leben erfüllt war.

»Wir müssen die Leute warnen«, murmelte er, obwohl ihm bei dem Gedanken, seinen müden und zerschlagenen Körper wieder in Bewegung setzen zu müssen, fast die Tränen kamen. Er hatte nicht gewußt, wie erschöpft er war.

»Zu spät«, sagte der Schemen. »Das Morden hat begonnen, und nun, da Kleitus ein Lazar geworden ist, wird er ein Blutbad

anrichten. Wie Jera vorhergesagt hat, wird er wahre Macht schmecken – Macht auf ewig. Die Lebenden sind die einzige Bedrohung für ihn, und er wird diese Bedrohung ausmerzen, so schnell und gründlich wie möglich.«

»Aber was können die Lebenden gegen ihn ausrichten? Er ist – er ist tot!« Alfred fröstelte bei der furchtbaren Erinnerung.

»Kennt Ihr nicht einen Zauber, der die Toten zu töten vermag?« erwiderte Prinz Edmund. »Und wenn Ihr ihn kennt, dann vielleicht noch ein anderer. Kleitus ist nicht gewillt, ein Risiko einzugehen. Aber selbst wenn es keinen Grund gäbe – die Lazar würden aus Haß morden. Kleitus und Jera verstehen jetzt beide, was die Lebenden den Toten angetan haben.«

»Und Ihr?« Alfred musterte den Schemen verwirrt. »Ihr habt gesagt, daß Ihr versteht. Und doch spüre ich in Euch nur tiefes Bedauern, keinen Haß.«

»Ihr wart dort. Ihr habt es gesehen.«

»Ich habe es gesehen, aber nicht verstanden? Könnt Ihr es mir erklären?«

Die Augen des Schemens wirkten plötzlich verschleiert, als hätten unsichtbare Lider sich gesenkt. »Meine Worte sind für die Toten bestimmt, nicht für die Lebenden. Nur wer sucht, wird finden.«

»Aber ich bin ein Suchender!« beharrte Alfred. »Ich möchte wissen, verstehen!«

»Wenn es so wäre, bedürftet Ihr meiner nicht.«

Jonathan stieß einen furchtbaren Schrei aus, griff sich an die Brust und sank nach vorn. Alfred lief zu ihm.

»Was ist passiert?« stöhnte er und blickte über die Schulter. »Werden wir angegriffen?«

»Eine Waffe aus der Vergangenheit hat ihn getroffen«, erklärte der Schemen. »Er vermag sich nicht aus der Vision zu befreien. Ihr solltet versuchen, ihn aufzuwecken.«

Alfred drehte Jonathan herum. Er sah die verkniffenen blauen Lippen und die hervorquellenden Augen, fühlte die

klamme Haut und den rasenden Herzschlag. Das grausame Geschehen in längst vergangener Zeit hatte den jungen Herzog so sehr in den Bann gezogen, daß er jederzeit an Schock sterben konnte. Aber ihn aufzuwecken richtete womöglich noch größeren Schaden an. Alfred warf einen Blick auf den schlafenden Haplo, dessen zuvor von Erschöpfung und Krankheit verzerrte Züge gelöst und friedvoll wirkten.

Schlaf. Oder wie die Alten ihn genannt hatte: der kleine Tod.

Alfred wiegte den Herzog in den Armen, murmelte beruhigend Worte und sang leise Runen. Jonathans verkrampfte Glieder entspannten sich, das schmerzverzerrte Gesicht wurde glatt und still. Er holte tief und zitternd Atem, die Augen schlossen sich. Alfred wartete noch einen Moment, um sicherzugehen, daß sein Schützling wirklich schlief, dann bettete er ihn vorsichtig auf den harten Boden.

»Armer Mann«, sagte er mitleidig. »Er wird mit dem Wissen leben müssen, daß er dieses Verhängnis über sein Volk gebracht hat.«

Prinz Edmund schüttelte den Kopf. »Was er tat, hat er aus Liebe getan. Es ist Unheil daraus entstanden, aber wenn er stark genug ist, wird das Gute sich behaupten.«

Diese lautere Einfalt mochte einem Kindermärchen angemessen sein, aber in diesem von Magmaglut erleuchteten unterirdischen Gang, während in der Stadt über ihren Köpfen das Grauen tobte, verfehlten die Worte ihre tröstende Wirkung auf Alfred. Er rückte ein Stück von dem Schlafenden ab und lehnte den Rücken gegen die Wand.

»Und was ist mit Eurem Volk?« fragte er plötzlich, weil ihm die Telester einfielen. »Ist es nicht auch in Gefahr? Solltet Ihr nicht etwas tun, um es zu warnen?«

Der Gesichtsausdruck des Prinzen veränderte sich, wurde traurig. Oder vielleicht spürte Alfred nur die Trauer und bildete sich ein, daß die Züge des Leichnams die Empfindung widerspiegeln.

»Das Leiden meines Volkes betrübt mich. Aber es sind Lebende. Ich habe die Grenze überschritten. Meine Worte sind für die Toten bestimmt.«

»Aber was habt Ihr vor?« fragte Alfred ratlos. »Was könnt Ihr für sie tun?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete der Schemen. »Aber ich werde es rechtzeitig erfahren.« Das unwirkliche Gesicht wandte sich Alfred zu. »Euer lebender Körper braucht Ruhe. Ich werde Wache halten, während Ihr schlaft. Fürchtet nichts. Niemand wird uns finden. Vorläufig seid Ihr in Sicherheit.«

Alfred blieb kaum etwas anderes übrig, als dem Prinzen zu vertrauen und seinem Rat zu folgen. Jeder Magie waren physische Grenzen gesetzt, wie diese schreckliche Welt dem Sartan drastisch vor Augen führte. Er konnte nur bis einem gewissen Punkt davon zehren, dann mußte er neue Kräfte sammeln, also machte er es sich auf dem felsigen Boden so bequem wie möglich und war tatsächlich binnen kurzem eingeschlafen.

Der Hund, der jede Bewegung Alfreds langsam verfolgt hatte, war nun überzeugt, daß auch er ausruhen konnte. Er rollte sich neben seinem Herrn zusammen und bettete den Kopf auf dessen Brust, doch er behielt die beiden Schläfer im Auge wie auch die ihm rätselhafte Gestalt des Prinzen neben der Tür.

Haplo erwachte aus einem langen Schlaf, der seinen Körper geheilt hatte, ohne seinem Geist Frieden oder Erholung zu bringen. Er fühlte sich unerklärlich ruhelos und gereizt. Während er still im Dunkeln lag und den Kopf des Hundes streichelte, versuchte er herauszufinden, was ihn beschäftigte.

Da war etwas ungeheuer Wichtiges, das er tun oder sagen mußte oder jemandem erzählen. Und er konnte sich nicht mehr daran erinnern.

»Völliger Blödsinn«, erklärte er dem Hund. »Unmöglich. Wenn es so wichtig wäre, könnte ich mich erinnern.« Doch wie

sehr er sich auch den Kopf zerbrach, es fiel ihm nicht ein, und das vergessene Wissen fraß an ihm – eine andere Art von Gift.

Hinzu kamen Hunger und brennender Durst. Er hatte nichts gegessen oder getrunken seit der Mahlzeit, die fast seine letzte gewesen wäre. Nachdem er sich aufgesetzt hatte, hielt er Umschau nach einem winzigen Rinnsal, das aus einem Riß in der Decke sickerte, oder auch nur einem Tropfen, der von der Decke fiel. Schon ein Tropfen genügte, um daraus vermittels seiner Magie einen See zu erschaffen, aber aus trockenem Fels konnte auch er kein Wasser hervorzaubern.

Kein Wasser. Nichts. Alles ging schief, seit er *in* dieser vermaledeiten Welt gelandet war. Na, zumindest wußte er, wem er die Schuld daran geben konnte.

Alfred lag mit hochgezogenen Knien auf der Seite und schnarchte leise.

Ich hätte den Bastard da drin krepieren lassen sollen, besonders nach dem Zaubertrick mit dem Tisch, als ich diese Leute gesehen habe und ... Er schüttelte die unliebsame Erinnerung ab. Doch wenigstens sind wir jetzt quitt. Ich habe ihm das Leben gerettet, wie er mir das meine. Ich schulde ihm nichts mehr.

Haplo sprang unvermittelt auf und erschreckte den Hund, der mit leichtem Vorwurf zu ihm aufsah.

»Ihr wollt alleine weitergehen.« Der tote Prinz stand regungslos vor der versiegelten Tür, nicht weit von der Stelle entfernt, wo Jonathan unter einem Schlafbann auf dem Boden lag.

»So komme ich schneller voran.« Haplo reckte die Arme und massierte sich den steifen Nacken, teils als Vorwand, um den Schemen nicht ansehen zu müssen.

»Ihr geht ohne Wegweiser.« Es hatte nicht den Anschein, als versuchte der Wiedergänger, ihn von seinem Vorhaben abzubringen; er stellte nur Tatsachen fest. Wer konnte wissen, was in seinem Kopf vorging.

»Nach meiner Ansicht befinden wir uns auf der untersten Ebene der Katakomben«, antwortete Haplo. »Irgendwo finde ich einen Gang, der nach oben führt. In eine noch üblere Klemme als die, in die er uns geführt hat, kann ich kaum geraten.« Er deutete auf Alfred, der sich auf den Bauch rollte und seine Kehrseite äußerst unvorteilhaft in die Höhe reckte.

»Außerdem«, fügte Haplo schroff hinzu, »kenne ich schlimmere Orte als diesen, Hund, bei Fuß!«

Der Hund gähnte und streckte sich mit eingestemmtten Vorderpfoten, dann wippte er nach vorn und dehnte die Hinterläufe. Zu guter Letzt schüttelte er sich ausgiebig.

»Wißt Ihr, was dort oben vor sich geht?« Der Schemen hob die glitzernden Augen zur Decke.

»Ich kann's mir vorstellen«, murmelte Haplo kurzangebunden. Er wollte darüber nicht sprechen.

»Ihr werdet nie lebend Euer Schiff erreichen. Ihr werdet wie Kleitus und Jera – Seelen gefangen in toten Leibern, voller Haß auf die Parodie von Leben, die sie an diese Welt fesselt, voller Angst vor dem Tod, obwohl er Erlösung bedeutet.«

»Das Risiko muß ich eingehen«, erwiderte Haplo, doch er fühlte, wie seine Hände feucht wurden.

Also gut, ich habe Angst! Wir respektieren Angst, wir schämen uns ihrer nicht – so haben es uns die Ältesten im Labyrinth gelehrt. Das Kaninchen flieht vor dem Fuchs, der Fuchs vor dem Wolf. Angst muß man sich eingestehen, sie erkennen, verstehen, überwinden.

Haplo trat dicht vor den Schemen des Prinzen. Wie durch weißen Nebel konnte er dahinter die Wand des Ganges sehen und folgerte aus dem starren, eindringlichen Blick der Schattenaugen, daß der Tote in gleicher Weise durch ihn hindurchzusehen vermochte.

»Wie lautet die Prophezeiung?«

»Meine Worte«, sagte der Prinz, »sind für die Toten.«

Haplo wandte sich überhastet ab und stolperte über den Hund, der ihm dichtauf gefolgt war. Das Tier jaulte schmerz erfüllt, sprang zur Seite und fragte sich, was es falsch gemacht haben könnte.

Alfred fuhr in die Höhe. »Was ...? Wo ...?« stieß er verschlafen hervor.

Haplo fluchte wortgewaltig und streckte dem Hund versöhnlich die Hand entgegen. »Tut mir leid, alter Freund. Komm her. War nicht so gemeint.«

Das Tier akzeptierte die Entschuldigung und ließ sich großzügig hinter den Ohren kraulen.

Alfred, der inzwischen gemerkt hatte, daß keine unmittelbare Gefahr drohte, wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Geht es dir besser?« erkundigte er sich schüchtern.

Die Frage verdroß Haplo über alle Maßen. Ein Sartan, der sich über sein Wohlbefinden Sorgen machte! Er stieß ein freudloses Lachen aus, wandte sich ab und machte sich wieder auf die Suche nach Wasser.

Alfred seufzte und schüttelte das kahle Haupt. Er war offensichtlich zutiefst bekümmert, sein schlaksiger Körper wand sich wie ein knorriger alter Baum. Nachdem er Haplo eine Weile beobachtet hatte, erriet er seine Absicht.

»Wasser, das ist eine gute Idee. Meine Kehle ist förmlich ausgedörrt. Ich kann kaum reden ...«

»Dann laß es bleiben.« Haplo beendete seinen vierten erfolglosen Rundgang durch den Tunnel, bei dem ihn der Hund begleitet hatte. »Nichts. Weiter oben muß es Wasser geben. Wir machen uns besser auf den Weg.« Er trat zu dem schlafenden Herzog und stieß ihn mit der Fußspitze an. »Aufwachen, Euer Gnaden.«

»Liebe Güte. Daran habe ich gar nicht mehr gedacht.« Alfred bekam rote Ohren. »Er steht unter einem Bann. Er war tödlich verwundet – nein, eigentlich nicht, aber er glaubte es, und die Macht der Suggestion ...«

»Oh, ich weiß alles über die Macht der Suggestion! Du und deine Beschwörungen! Weck ihn auf, damit wir endlich aufbrechen können. Und diesmal keine von deinen blauen Wegweisern, Sartan!« Haplo hob mahnend den Finger. »Das Labyrinth weiß, wo sie uns das nächste Mal hinführen. Ihr werdet euch bequemen müssen, mir zu folgen. Und jetzt beeil dich, oder ich lasse euch hier sitzen!«

Doch er wartete. Wartete, bis Alfred den Herzog aufgeweckt hatte, und wann immer er sich fragte, weshalb, zum Henker, er seine Meinung geändert hatte, gab er sich zur Antwort, daß es vernünftiger und sicherer war, nicht allein zu reisen.

Kapitel 32

Die Katakomben, Abarrach

Der Gang führte ständig aufwärts, fort von dem entweihten Sanktuarium zu den Ufern eines gewaltigen Magmaufpuffs, dessen Glut die ewige Nacht der Katakomben mit einem düsteren roten Glanz erhellte. Sie konnten ihn nicht umgehen, sie waren gezwungen, ihn zu überqueren. Eine schmale Felsbrücke überspannte die flüssige Lava, ein dünner schwarzer Faden über einem brodelnden Inferno. Sie mußten hintereinander gehen.

Die Tätowierungen auf Haplos Haut leuchteten blau und schützten ihn vor der Hitze und den Gasen. Alfred sang leise vor sich, seine Magie erleichterte ihm entweder das Atmen oder das Gehen. Haplo war nicht sicher, doch vermutlich war es das Gehen, denn der unbeholfene Sartan überstand den prekären Balanceakt unbeschadet.

Jonathan kam hinter ihnen. Er hatte den Kopf gesenkt, hing seinen eigenen Gedanken nach und achtete nicht auf das, was die anderen sprachen. Doch seit dem Tag zuvor hatte er sich verändert. Er bewegte sich nicht mehr fahrig und ziellos, sondern zielbewußt und entschlossen. Er zeigte Interesse an seiner Umgebung und hatte offenbar nicht mehr die Absicht, sich das Leben zu nehmen, denn er überquerte die schmale Brücke vorsichtig und konzentriert.

»Schließlich ist er jung«, meinte Alfred halblaut, während er ängstlich darauf wartete, daß der Herzog, gefolgt von dem Wiedergänger, das Ende der Brücke erreichte. »Der Lebenswille hat die Oberhand über den Schmerz behalten.«

»Schau dir sein Gesicht an«, sagte Haplo und wünschte sich zum hundertsten Mal, Alfred möchte aufhören, in seinem Gehirn herumzustöbern und seine Gedanken auszusprechen.

Jonathan hatte den Kopf gehoben, um das Schattenbild des Prinzen anzusehen, das dicht neben ihm schwebte. Das junge Gesicht, vom roten Leuchten des Magmas angestrahlt, wirkte vorzeitig gealtert; Leid und Grauen hatten bittere Linien um den einst lächelnden Mund eingegraben und den heiteren Glanz der Augen ausgelöscht. Aber die finstere Gleichgültigkeit von Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit war einer nachdenklichen, grüblerischen Miene gewichen. Sehr häufig ruhte sein Blick auf dem toten Prinzen.

Der Gang wurde steiler, als könnte er nicht erwarten, die Schrecken der Tiefe hinter sich zu lassen. Aber welche Schrecken erwarteten sie in der Oberwelt? Haplo wußte es nicht und wollte jetzt auch nicht daran denken.

»Was, zum Henker, hast du mit diesem Zauberbann angerichtet?« Er redete, um sich abzulenken, auch von dem Dunst, der ihn mehr und mehr peinigte. Eine Handbewegung befahl dem Hund, in der Nähe des Herzogs und des Wiedergängers zu bleiben.

»Es war nur ein simpler Schlafzauber«, verteidigte sich Alfred und fiel über seine eigenen Füße.

Haplo ging verbissen weiter, ohne sich von dem Stöhnen erweichen zu lassen.

»Es ist ziemlich dunkel geworden«, meinte Alfred zaghaft nachdem er den Patryn wieder eingeholt hatte. »Wir könnten die Runenwegweiser als Beleuchtung ...«

»Nichts da! Ich habe genug Sartanmagie für mein ganzes Leben gehabt. Und ich habe nicht von deinem Schlafzauber gesprochen. Ich meinte die Beschwörung, mit der du uns in der Gruft dort hinten beglückt hast.«

»Du irrst dich. Das war nicht meine Beschwörung. Ich sah, was du gesehen hast und was er gesehen hat. Wenigstens

glaube ich, daß es so ist ...« Alfred betrachtete Haplo von der Seite. Der angefangene Satz war eine unverhohlene Aufforderung, über das zu sprechen, was sie erlebt hatten.

Der Patryn schnaufte geringschätzig und ging schweigend weiter.

Der Tunnel verbreiterte sich und wurde heller. Andere Gänge zweigten ab, die Luft war kühler, feuchter, leichter zu atmen. Gaslampen zischten, Tümpel aus Licht wechselten mit Tümpeln aus Dunkelheit. Es gab keinen Zweifel daran, daß sie sich der Stadt näherten.

Und was erwartete sie oben? Wachen, die mit gezogenen Schwertern auf Sie warteten? Besetzte Ausgänge?

Wasser. Das war im Moment Haplos einziger Gedanke. Für einen Schluck war er bereit, gegen ein Heer von Toten zu kämpfen.

Hinter ihm unterhielten sich der Prinz und Jonathan mit gedämpfter Stimme. Der Hund trabte neben ihnen her, ein stiller, unaufdringlicher Belauscher ihres Gesprächs.

»Was immer geschieht, es ist meine Schuld«, sagte Jonathan. Es war eine Feststellung, bedauernd, aber nicht voller Selbstmitleid. »Ich bin immer schon gedankenlos gewesen, unbedacht! Ich vergaß alles, was man mich gelehrt hatte. Nein, das stimmt nicht ganz. Ich habe es *absichtlich* vergessen. Ich wußte, daß ich etwas Falsches tat, als ich die Beschwörung sprach. Aber ich konnte es nicht ertragen, Jera zu verlieren!«

Nach kurzem Zögern fügte er hinzu: »Wir Sartan waren besessen von der Vorstellung des ewigen Lebens. Wir verloren die Achtung vor dem Tod. Selbst ein Scheinleben war in unseren Augen dem Tod vorzuziehen. Immerhin glaubten wir Götter zu sein, und was unterscheidet Götter von gewöhnlichen Sterblichen? Die unumschränkte Kontrolle über Leben und Tod. Wir waren fähig, das Leben mit unserer Magie zu kontrollieren.

Wir forschten und arbeiteten, bis wir auch die Kontrolle über den Tod erlangten.

Zumindest glaubten wir es.«

Er spricht über sich und sein Volk in der Vergangenheitsform, kam es Haplo zu Bewußtsein. Es hätten zwei Wiedergänger sein können, die er belauschte.

»Ihr fangt an zu verstehen«, sagte der Prinz.

»Ich möchte besser verstehen.« Jonathans Stimme klang demütig.

»Ihr wißt, wo Ihr nach den Antworten suchen müßt.«

Dahinten in der verdammtten Kammer wahrscheinlich. Oder laß dir von unserem guten alten Alfred wieder die Runen vorsingen. Was ist es nur, woran ich mich nicht erinnern kann? Ich sah alles so deutlich ... Aber was? Ich verstand – verstand was? Wenn es mir nur einfiele ...

Zum Henker damit! Ich weiß alles, was sich zu wissen lohnt. Mein Gebieter ist allmächtig, allwissend. Mein Gebieter wird eines Tages über diese und alle anderen Welten herrschen. Meine Treue gilt meinem Gebieter und seiner Seele. Diese Zweifel, diese Hirngespinnste sind Tricks des vermaledeiten Sardan!

»Haplo ...« Die Stimme des vermaledeiten Sardan. »Was ist?«

Als Haplo sich umdrehte, sah er, daß Alfred wieder einmal mit seinen Füßen in Konflikt geraten war. Er lag auf dem Boden, und sein Gesicht war schmerzverzerrt. Er streckte die Hand aus.

»Wenn du glaubst, daß ich dir helfe, vergiß es. Du kannst da liegenbleiben, bis du schwarz wirst, wenn es nach mir geht.«

Der Hund kam gelaufen und leckte dem Verunglückten über die Wange. Haplo wandte sich angeekelt ab.

»Nein, deshalb doch nicht! Ich glaube – das heißt ... Ich habe Wasser gefunden. Ich – ich liege in einer Pfütze.«

Leider hatten Alfreds Kleider einen Gutteil des Wassers aufgesaugt, aber der kleine Rest der kostbaren Flüssigkeit genügte, um durch Magie beliebig viel mehr zu erschaffen.

Haplo suchte, bis er die Quelle gefunden hatte: ein stetiges Tröpfeln aus einem hauchfeinen Riß in der Felsdecke.

»Wir befinden uns vermutlich dicht unter der Oberfläche. Von jetzt an müssen wir auf der Hut sein. Trinkt nicht zu viel, das gibt Magenkrämpfe. Langsam und in kleinen Schlucken!« Haplo fiel es schwer, seinen eigenen Ratschlägen zu folgen. Das Wasser war trüb und hatte einen Beigeschmack von Eisen und Schwefel, aber es löschte den Durst.

»Schöne Götter sind wir«, brummte Haplo vor sich hin, während er an einem Stoffzipfel saugte, den er in die Pfütze getaucht hatte. Er fing Alfreds erstaunten Blick auf, runzelte die Stirn und wandte sich ab. Wie hatte er so etwas denken können? Der Sardan war schuld ...

Der Hund hob den Kopf und spitzte die Ohren. Er knurrte leise.

»Es kommt jemand!« flüsterte Haplo und stand lautlos auf.

Eine Gestalt ganz in Schwarz löste sich aus dem Schatten am anderen Ende des Ganges. Sie bewegte sich langsam, schwerfällig, als wäre sie verletzt oder völlig erschöpft, und blieb häufig stehen, um einen Blick über die Schulter zu werfen.

»Tomas!« rief Jonathan plötzlich, auch wenn es Haplo ein Rätsel war, wie jemand einen schwarzgewandeten Nekromanten von einem anderen unterscheiden konnte. »Verräter!« Bevor jemand ihn zurückhalten konnte, stürzte der junge Herzog auf den Neuankömmling zu.

Tomas wirbelte zu ihnen herum, sein entsetzter Aufschrei gellte durch die Gänge. Er versuchte zu fliehen, doch ein Bein oder Knöchel versagte ihm den Dienst, und er fiel hin. Auf Händen und Knien kroch er weiter. Jonathan hatte ihn eingeholt und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Der ehemalige Mitverschwörer rollte zusammengekrümmt auf den Rücken und hielt die Hände vors Gesicht. »Nein! Bitte! Nicht!« stieß er mit überschnappender Stimme hervor und wand sich in jämmerlicher Angst auf dem Boden hin und her.

Der Herzog starrte ihn an. »Tomas! Ich will dir nichts tun. Tomas!« Jonathan wollte den Bedauernswerten festhalten, ihn beruhigen, aber der Anblick der Hände, die sich ihm näherten, vergrößerte nur seine Panik noch.

»Bringt ihn zum Schweigen!« befahl Haplo zornig. »Er wird uns sämtliche Wachen im Palast auf den Hals hetzen!«

»Ich kann es nicht.« Jonathan schaute ratlos auf den Mann hinab, der einmal sein Verbündeter gewesen war. »Er ist – verrückt geworden!«

Alfred kniete neben Tomas nieder, beschrieb mit den Händen die Runenzeichen über ihm und sang mit gedämpfter Stimme die Beschwörungen.

»Wiege ihn nicht in den Schlaf, Sartan. Wir brauchen Informationen von ihm!«

Alfred warf Haplo einen strengen, vorwurfsvollen Blick zu.

»Willst du ihn tragen?« fragte Haplo sarkastisch. »Oder ihn einfach hier liegen lassen?«

Betroffen nickte der Sartan. Die Bewegungen seiner Hände woben eine unsichtbare Decke über dem Verstörten. Tomas' Schreie verstummten, er atmete leichter, doch er schaute immer noch mit aufgerissenen Augen um sich und zitterte am ganzen Leib. Haplo hockte sich neben ihn. Der Hund, der seinem Herrn gefolgt war, schnüffelte mit großem Interesse an Tomas' Gewändern. Haplo befühlte den Stoff. Er war feucht. Als er die Hand ins Licht hielt, sah er, daß sie voll Blut war.

Alfred schob den Saum der Robe in die Höhe und untersuchte das Bein. Bis auf einige Abschürfungen und Prellungen war es unverletzt. Das Blut stammte nicht von ihm. Alfred wurde kreidebleich.

»Ihr kennt diesen Mann?« wollte Haplo von Jonathan wissen.

»Ja, ich kenne ihn.«

»Sprecht zu ihm. Versucht, aus ihm herauszubekommen, was dort oben vor sich geht.«

»Tomas – ich bin's, Jonathan. Erkennt Ihr mich nicht?« Der Zorn des Herzogs war Mitleid gewichen. Er streckte langsam die Hand aus.

Tomas' Augen folgten der Hand, dann heftete sich ihr Blick plötzlich auf das Gesicht des jungen Herzogs. »Ihr lebt!« stöhnte er. Er griff nach Jonathans Hand, umklammerte sie mit kalten Fingern. »Ihr lebt!« flüsterte er wieder und wieder und begann krampfhaft zu schluchzen.

»Tomas, was ist mit Euch geschehen? Seid Ihr verletzt? Da ist Blut ...«

»Blut!« Der Mann schauderte. »Die Luft ist voll davon, ich kann es schmecken! Atmen! Lachen, Tümpel, brennt wie Magma. Es tropft, tropft. Ich kann es hören. Den ganzen Zyklus lang. Tropf, tropf.«

»Tomas ...« sagte Jonathan drängend.

Tomas hörte ihn nicht, er starrte in die Schatten. »Sie kam – zu ihrem Vater. Sein Blut sickerte durch den Boden ... tropf, tropf.«

Jonathans Gesicht wurde grau. Er befreite die Hände aus Tomas' Umklammerung und rückte ein Stück von ihm ab.

Haplo beschloß, daß es Zeit war einzugreifen. Er schob den Herzog beiseite, packte Tomas an der Schulter und schüttelte ihn. »Was geht in der Stadt vor? Was ist da oben los?«

»Nur einer lebt noch. Nur einer ...« Er begann zu röcheln, zu würgen. Die Augen traten aus den Höhlen, die Zunge trat zwischen den Lippen hervor.

»Sartan! Tu was, verdammt! Er hat einen Anfall! Ich muß wissen ...«

Alfred beugte sich über Tomas. Zu spät. Die Augen des Mannes verdrehten sich, bis nur noch das Weiße zu sehen war. Sein Körper bäumte sich auf und sank dann schlaff zurück. Haplo fühlte nach dem Puls, schüttelte den Kopf.

»Ist er ...? Ist er tot?« Jonathans Stimme war kaum zu hören. »Woran ist er gestorben?«

»Die Angst hat ihn getötet«, sagte Alfred. »Und was er dort oben gesehen hat.«

»Nur einer lebt noch.« Haplo sprach die Worte langsam vor sich hin.

»Ich höre die Stimmen der Toten«, sagte der Schemen. Prinz Edmund stand neben Jonathan, die glitzernden Augen des Schemens musterten den Gestorbenen gleichgültig. »Sie sind zahlreich und voller Haß. Sei nicht betrübt, armer Schatten«, fügte er hinzu, an ein Wesen gewandt, das nur er sehen konnte, »du wirst nicht lange warten müssen. Bald ist es soweit. Die Prophezeiung wird sich erfüllen.«

Die Prophezeiung! Haplo hatte sie ganz vergessen. Er stand auf. »Erzählt mir von dieser ...«

Der Hund knurrte. Seine Nackenhaare sträubten sich. »Verdammt! Geht aus dem Lichtschein!« befahl Haplo leise und trat ins Dunkel zurück. »Seid still!« Schattenhafte Gestalten tauchten auf, Gesichter unter Kapuzen verborgen.

»Er ist hier entlanggelaufen«, sagte eine Stimme. »Ganz sicher. Ich kann Wärme spüren. Es ist Leben hier unten.«

»... Leben hier unten ...« folgte den Worten das raunende Echo.

»Lazare«, hauchte Alfred. Er seufzte kraftlos und glitt an der Wand hinunter zu Boden.

»Er ist ohnmächtig!« flüsterte Jonathan.

Ausgerechnet wenn dieser Bastard sich vielleicht einmal hätte nützlich machen können! Haplo fluchte leise. Er schaute in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Wäre ich allein, würde ich versuchen zu fliehen. Wir sind an den Einmündungen

anderer Gänge vorbeigekommen. Ich könnte es schaffen, schon deshalb, weil die Lazare gerade mit Alfred und dem Herzog beschäftigt wären. Auf diese Weise entkommt man Wölfen.

Man wirft ihnen eine frisch getötete Beute hin. Während sie darum kämpfen, bringt man sich in Sicherheit.

Er schaute zu Alfred, der auf dem Boden lag, zu Jonathan, der sich über ihn beugte. Die Starken überlebten. Die Schwachen gingen unter.

»Hund! Komm her, alter Junge!« rief Haplo leise. »Bei Fuß!«
Der Hund stand neben Alfred.

Die *Lazare* waren stehengeblieben und starrten suchend in einen anderen Gang hinein. Das war der Moment.

»Hund!« befahl Haplo.

Das Tier wedelte mit dem Schwanz und winselte leise.

»Hund! Bei Fuß!« Haplo schnippte mit den Fingern.

Der Hund tat ein paar Schritte auf seinen Herrn zu, dann machte er kehrt und blieb wieder neben Alfred stehen. Die Lazare kamen näher. Jonathan blickte zu Haplo auf.

»Geht nur. Ihr habt genug für uns getan. Ich kann nicht verlangen, daß Ihr Euer Leben für uns opfert. Ich bin sicher, Euer Freund würde es auch nicht wollen.«

Er ist nicht mein Freund! wollte Haplo rufen. Er ist mein Feind! Ihr alle seid meine Feinde! Ihr Sartan habt meine Eltern getötet, mein Volk eingekerkert. Ihr seid schuld am Leiden und Sterben von Tausenden. Ich werde ganz bestimmt nicht mein Leben für euch opfern! Ihr kriegt genau das, was ihr verdient!

»Hund!« brüllte Haplo wütend und machte einen Satz, um das Tier am Nackenfell zu packen, doch es wich ihm aus und hetzte in weiten Sprüngen den Lazaren entgegen.

Kapitel 33

Die Katakomben, Abarrach

Die genaue Zahl der Lazare war nur schwer zu bestimmen. Inmitten der Schatten verschmolzen Körper und Schemen und trennten sich wieder – ein für den Beobachter verwirrender und widerwärtiger Anblick. Sie trugen schwarze Gewänder, also handelte es sich um Nekromanten – jene mit der Macht, Tote in Untote zu verwandeln, Wiedergänger zwischen Licht und Schatten.

Haplo blieb ein Trost: seine Haut interessierte sie nicht, sie würden ihn ohne viel Aufhebens umbringen. Vermutlich sollte er dafür dankbar sein.

Die Lazare blieben stehen. Starke Hände reckten sich aus den weiten Ärmeln, um den lästigen Hund zu packen, zu erdrosseln, ihm den Hals umzudrehen.

Haplo zeichnete ein Sigel in die Luft. Es flammte auf, zuckte aus seinen Fingerspitzen wie ein Blitz und traf den Hund. Blaue und rote Flammen umhüllten das Tier. Es begann zu wachsen und wurde größer mit jedem Satz. Der gewaltige Schädel streifte die Felsendecke, riesige Pranken erschütterten den Boden. Seine Augen waren Feuerräder, der Atem glutheiß wie der tödliche Hauch eines Drachen.

Der Hund stürzte sich auf die Lazare und zermalmte sie unter seinen Tatzen. Das Untier schlug die Zähne in totes Fleisch, riß einem der Wiedergänger den Kopf ab.

»Das wird sie aufhalten, aber nicht für lange«, überschrie Haplo das heisere Knurren des Hundes. »Bringt Alfred auf die Beine, und dann nichts wie raus hier!«

Jonathan riß den entsetzten Blick von dem Gemetzel am Ende des Ganges los. Zusammen mit dem Prinzen half er dem benommenen Alfred aufzustehen.

Haplo überlegte einen Moment. Sie konnten nicht zurück. Ihre einzige Hoffnung lag darin, sich in der Stadt mit anderen Überlebenden zu verbünden. Und um in die Stadt hinaufzugelangen, mußten sie an den Lazaren vorbei.

Er preschte den Tunnel entlang, ohne sich nach den anderen umzusehen. Wenn sie ihm folgten – gut. Wenn nicht – auch gut.

Der Hund stand auf einem Schlachtfeld verstümelter Leiber und zeretzter schwarzer Gewänder. Der Felsboden war glitschig vor Blut.

Haplo hielt sich dicht an der Wand und achtete darauf, wo er hintrat. Hinter sich hörte er den jungen Herzog gequält Atem holen, während das Geräusch seiner Schritte plötzlich verstummte.

»Haplo!« rief er mit erstickter Stimme.

Eine der verstümmelten Leichen bewegte sich. Ein Arm kroch auf einen Rumpf zu, ein Bein schlitterte über den Boden. Der Schemen des Lazars, dessen Nebengestalt im Dunkeln leuchtete, machte Gebrauch von seinen magischen Kräften, um den Körper wieder zusammenzufügen.

»Lauft!« schrie Haplo.

»Ich – ich kann nicht!« stöhnte Jonathan. Das Grauen lahmte ihn.

Alfred wirkte immer noch halb ohnmächtig und blickte sich verwirrt um. Prinz Edmunds Leichnam stand regungslos neben dem Herzog, unberührt von der Gefahr.

Haplo stieß einen schrillen Pfiff aus. Die Flammen, die den Hund umgaben, erloschen, das Tier schrumpfte zu seiner normalen Größe. Es sprang und schnappte nach Alfreds bloßen Knöcheln.

Der Schmerz brachte den Sartan zu sich. Er begriff die Gefahr und Jonathans Lage, nahm ihn bei den Schultern und zog ihn an den Lazaren vorbei. Der Hund umkreiste sie aufgeregt, wenn er nicht vorauslief, um drohend die Leichenteile anzubellen, die sich nicht benahmen, wie es sich seiner Meinung nach gehörte. Der tote Prinz schritt ernst, gelassen hinter den Lebenden her. Eine der toten Hände griff nach ihm. Er schüttelte sie gleichgültig ab und ging weiter.

»Es geht mir wieder gut«, sagte Jonathan mit steifen Lippen.
»Ihr könnt mich loslassen.«

Alfred musterte ihn besorgt.

»Wirklich«, versicherte ihm der Herzog, doch gleichzeitig zwang ihn eine grausige Faszination, den Kopf zu wenden. »Es war nur der – der Schreck zu sehen, wie ...«

»Nicht zurückschauen!« Haplo drehte Jonathan mit Gewalt herum. »Es ist kein schöner Anblick. Wißt Ihr, wo wir uns befinden?«

Sie hatten die Katakomben verlassen und standen am Eingang zu hellerleuchteten, luxuriös ausgestatteten Korridoren.

»Im Palast«, antwortete Jonathan.

»Könnt Ihr uns in die Stadt hinausführen?«

Im ersten Moment fürchtete der Patryn, Jonathan hätte zuviel durchgemacht, um ihnen noch helfen zu können, aber der Herzog mobilisierte Kraftreserven, von denen er bestimmt nicht geahnt hatte, daß er sie besaß. In die bleichen Wangen kehrte etwas Farbe zurück.

»Ja«, nickte Jonathan, »das kann ich. Folgt mir.« Er ging voraus, Alfred neben sich, der Prinz ein paar Schritte zurück.

Haplo warf einen letzten Blick auf die Lazare. Ich muß versuchen, mir irgendeine Waffe zu beschaffen, dachte er. Ein Schwert vermochte diese Wesen nicht zu töten, setzte sie aber lange genug außer Gefecht, um entkommen zu können ...

Eine kalte Nase schob sich in seine Hand.

»Komm mir nicht so!« schnappte Haplo und schob das Tier von sich weg. »Wenn du so in den Sartan vernarrt bist, geh doch zu ihm. Ich lege keinen Wert auf deine Gesellschaft!«

Das Tier lachte stumm. Unbeirrt trabte es neben dem Patryn her.

Nur einer lebt noch.

Haplo hatte in seinem Leben manches Schreckliche gesehen; das Labyrinth tötete ohne Mitleid oder Erbarmen. Doch was er an jenem Tag im Palast von Nekropolis sah, sollte ihn den Rest seines Lebens verfolgen.

Jonathan kannte sich aus und führte sie auf kürzestem Weg durch die gewundenen Flure und die unübersichtlich verschachtelten Zimmer. Anfangs bewegten sie sich mit größter Vorsicht, hielten sich in den Schatten, drückten sich in Türnischen und fürchteten hinter jeder Ecke wieder Lazare zu treffen, die auf der Suche nach Opfern waren.

Wir sind die Sklaven der Lebenden! Wenn es keine Lebenden mehr gibt, sind wir frei!

Der Widerhall von Jeras Stimme raunte durch den Palast, aber von ihr war nichts zu sehen, auch nicht von irgendeinem anderen lebendigen oder scheinlebendigen Wesen.

Die Toten jedoch waren allgegenwärtig.

Leichen türmten sich in den Gängen; sie lagen, wo sie gestorben waren, keine von ihnen wiedererweckt, keine auch nur für das Ritual der Auferstehung vorbereitet. Eine Frau, von einem Pfeil getroffen, hielt ihr totes Kind in den Armen. Ein Mann, unversehens von hinten erstochen, starrte ihnen blicklos entgegen, einen fast komischen Ausdruck der Überraschung auf dem Gesicht.

Haplo nahm das Schwert an sich.

»Ihr werdet es nicht brauchen«, erklärte der Prinz. »Die Lazare sind nicht mehr auf der Suche nach uns. Kleitus hat sie zu sich gerufen. Er hat große Pläne.«

»Vielen Dank für den Rat, trotzdem fühle ich mich wohler mit einer Waffe in der Hand.«

Im Weitergehen malte der Patryn mit Blut mehrere Sigel auf die Klinge. Als er aufschaute, begegnete er Alfreds entsetztem Blick.

»Primitiv, ich geb's zu«, meinte Haplo. »Aber ich habe nicht die Zeit, mir etwas anderes auszudenken.«

Alfred öffnete den Mund, um etwas zu sagen.

»Dieser Zauber«, sprach der Patryn in schneidendem Ton weiter, »kann vielleicht das Band zerschneiden, das die Lazare mit ihren Körpern verbindet. Oder ist dir mittlerweile die Beschwörung eingefallen, mit der du die Toten getötet hast?«

Alfred klappte den Mund zu und senkte den Blick. Er sah krank und verhärtet aus. Seine Haut war grau, die Hände zitterten, die Schultern beugten sich unter einer erdrückenden Last. Er litt, und Haplo hätte triumphieren müssen, sich weiden an den Qualen seines Feindes.

Doch er konnte es nicht, und das ärgerte ihn. Er malte eine Patrynrune mit dem Blut des Erzfeindes und empfand nichts als dumpfe Übelkeit. Ob es ihm behagte oder nicht, Alfred und er waren Äste vom selben Baum, der eine oben am Stamm, der andere weiter unten; der eine dem Licht entgegenstrebend, der andere im Schatten. Aber die Axt, die den Baum fällte, brachte beiden den Tod. Im Schicksal der Sartan erkannte Haplo den Untergang auch seines Volkes.

Bringe ich meinem Fürsten das Wissen, das es ihm ermöglicht, die Toten wiederzuerwecken? Oder verschweige ich meine Entdeckung? Das würde bedeuten, daß ich lügen muß. Den Mann belügen, dem ich mein Leben verdanke.

Was sind das für Gedanken? Selbstverständlich gehört meine Entdeckung dem Fürsten. Ich werde ihm Jonathan bringen. Was ist los mit mir? Ich werde sentimental! Alles die Schuld von diesem verfluchten Alfred. Ihn nehme ich auch mit, zurück in den Nexus. Der Fürst wird sich mit ihm befassen.

Und ich werde zusehen und jede Minute genießen ... *Nur einer lebt noch.*

Sie gelangten in das Vorzimmer des Thronsaals. Die Höflinge, die Kleitus umschmeichelt hatten, lagen tot auf dem Boden. Sie waren einer wie der andere unbewaffnet gewesen, ohne die Möglichkeit, um ihr Leben zu kämpfen, doch es sah aus, als hätten einige verzweifelt zu entkommen versucht. Man hatte sie von hinten niedergestochen.

»Nun haben sich ihre Hoffnungen erfüllt«, meinte Jonathan, der sie leidenschaftslos betrachtete, »Kleitus hat ihnen Beachtung geschenkt, jedem einzelnen von ihnen.«

Haplo schaute den jungen Herzog an. Alfred erlitt stellvertretend alle Qualen der Ermordeten. Jonathan hingegen hätte einer der Toten sein können. Er und Prinz Edmund hatten eine gespenstische Ähnlichkeit miteinander. Gelassen, ernst, unberührt von der Tragödie.

»Und wo ist Kleitus?« fragte Haplo laut. »Und warum hat er all diese Toten zurückgelassen, statt sie in Lazare zu verwandeln?«

»Unter diesen hier befinden sich keine Nekromanten«, erklärte Alfred mit brüchiger Stimme. »Kleitus will die Kontrolle behalten. In einigen Tagen wird er zurückkommen, um die Toten zu erwecken, wie es früher Brauch gewesen ist.«

»Außer«, fügte Jonathan hinzu, »daß Kleitus jetzt mit den Toten sprechen kann. Die Lazare haben den bisher willenlosen Toten die Fähigkeit zu denken wiedergegeben.«

Armeen von Toten, auf einem zielstrebigem Vernichtungsfeldzug gegen jene, die sie haßten und beneideten – die Lebenden.

»Das ist der Grund, weshalb wir im Palast keinen von ihnen angetroffen haben«, sagte der Schemen. »Kleitus und Jera und ihre Streitmacht sind weitergezogen. Sie bereiten sich darauf vor, die Feuersee zu überqueren, um das letzte Volk von

Lebenden anzugreifen und zu vernichten, das in dieser Welt noch existiert.«

»Euer Volk«, meinte Haplo.

»Es ist nicht mehr mein Volk«, entgegnete der Prinz. »Mein Volk sind jetzt diese.« Der weißlich schimmernde Schemen stand zwischen den Leichen, sein kalter Schimmer warf einen fahlen Glanz auf die starren Gesichter. Das Wispern der unglücklichen Schatten erfüllte die Luft, als ob sie ihm antworteten.

Oder ihn anflehten.

»Wir müssen Baltasar warnen. Und was ist mit deinem Schiff?« fragte Alfred plötzlich und wandte sich an Haplo. »Kann ihm nichts passieren? Bist du sicher?«

Haplo wollte schroff erwidern, daß sein Schiff selbstverständlich durch einen magischen Panzer geschützt war, doch er biß sich auf die Zunge. Wie konnte er dessen so sicher sein? Er wußte nicht, über welche Macht diese Lazare verfügten. Wenn sie das Schiff zerstörten, war er in dieser Welt gefangen, bis er ein neues fand. Gefangen, bedrängt von Armeen von Toten, im ständigen Kampf gegen Wesen, die nicht getötet, nicht besiegt werden konnten. Haplo stockte der Atem. Die Panik des Sartan war ansteckend.

»Was tut er jetzt? Wo befindet sich Kleitus in diesem Moment? Wißt Ihr es?«

»Ja«, erwiderte der Prinz. »Ich höre die Stimmen der Toten. Er sammelt sein Heer, läßt die Schiffe zum Auslaufen bereitmachen. Es wird einige Zeit dauern, bis all seine Truppen an Bord gegangen sind.« Haplo hätte schwören können, daß er den Schemen lächeln sah. »Man kann die Toten nicht mehr nach Belieben hierhin und dorthin treiben. Sie haben wieder das Bewußtsein, einen eigenen Willen, und das führt unausweichlich zu Verwirrung.«

»Dann haben wir eine Galgenfrist«, sagte Haplo. »Aber wir müssen auch die Feuersee überqueren.«

»Ich weiß einen Weg«, bemerkte der Prinz, »wenn ihr den Mut habt, ihn zu gehen.«

Es war nicht mehr eine Frage des Mutes.

Alfred sprach aus, was Haplo dachte. »Uns bleibt keine Wahl.«

Kapitel 34

Nekropolis, Abarrach

Nekropolis war der düsteren Bedeutung seines Namens vollauf gerecht geworden. Verstümmelte Körper lagen in Hauseingängen – niedergestreckt, bevor sie im Innern Zuflucht suchen konnten. Aber auch dort wären sie nicht in Sicherheit gewesen. In ihrer Gier, den Lebenden das Leben zu entreißen, hatten die Toten Türen und Fenster eingeschlagen. Niemand war ihnen entkommen. Das Wasser in den Rinnsteinen war rot von Blut.

Das Schattenbild Prinz Edmunds führte sie durch die gewundenen Straßentunnel der Stadt der Toten. Sie mieden das Haupttor, das eventuell bewacht wurde, und gelangten durch eins der Rattenlöcher ins Freie. Aus der Ferne hörte man dumpfes Tosen, das von der Höhlendecke widerhallte: die Armee der Toten, die sich auf den Krieg vorbereitete.

Zahlreiche Paukas, gesattelt oder vor Wagen geschirrt, wanderten vor der Stadt umher. Die Tiere waren verstört und scheuten vor dem Blutgeruch. Ihre Reiter waren tot, die Leichen hatte man liegengelassen oder auferweckt und mitgenommen. Haplo und Jonathan fingen ein Pauka ein, das eine Kutsche zog, aus der sie die Leichen eines Mannes, einer Frau und zweier Kinder heraushoben. Alfred stieg ein, er war kaum Herr seiner selbst und tat willenlos, was Jonathan oder Haplo ihm befahlen.

Die Kutsche setzte sich ratternd in Bewegung. Das Pauka schien froh zu sein, daß wieder jemand die Zügel in die Hand nahm. Jonathan lenkte, Haplo hockte mit auf dem Bock und hielt nach Gefahren Ausschau. Der Leichnam des Prinzen saß

steif aufgerichtet neben Alfred auf der gepolsterten Bank in der offenen Kutsche. Sein Schemen übernahm die Führung. Die ersten paar Meilen fuhren sie nach Osten, in Richtung Felsengard, dann bog die Kutsche an einer Kreuzung nach Süden ab, auf die Straße zur Feuersee. Der Hund lief nebenher. Gelegentlich gönnte er sich den Spaß, das Pauka anzuklaffen.

Jonathan fuhr so schnell er es wagen konnte. Die Kutsche holperte und rumpelte die mit Steinen und Schlaglöchern übersäte Straße entlang; die Kairngrasfelder links und recht verschwammen zu grünbraunen Streifen. Alfred klammerte sich an die Seitenwand und rechnete jeden Moment damit, hinausgeschleudert zu werden oder sich mitsamt der Kutsche zu überschlagen. Er hatte Angst um sein Leben, was er eigentlich nicht begreifen konnte, weil nach den Erlebnissen in dieser Welt sein Leben ihm nicht mehr viel bedeutete.

Was ist das für ein Instinkt, der uns beherrscht? fragte sich Alfred bitter. Der zwingt, alles zu tun, um am Leben zu bleiben, wo es um vieles leichter wäre, sich einfach hinzusetzen und zu sterben.

Die Kutsche nahm eine Biegung auf zwei Rädern. Der Sartan wurde gegen den Leib des toten Prinzen geschleudert, der ihm – höflich wie zu Lebzeiten – half, sich wieder hinzusetzen, als die Fahrt auf allen vier Rädern weiterging.

Weshalb klammere ich mich so ans Leben? Was bleibt mir denn noch? Selbst wenn die Flucht von dieser Welt gelingt, werde ich nie vergessen können, was ich gesehen habe und was aus meinem Volk geworden ist. Was treibt mich, Baltasar zu warnen? Falls er am Leben bleibt, wird er unermüdlich nach dem Todestor suchen. Er wird herausfinden, wie man hindurchgelangt, und die Seuche der Nekromantie in die anderen Welten tragen. Haplo selbst hat gedroht, seinem Gebieter dieses Wissen zugänglich zu machen.

Aber, überlegte Alfred, er hat kurz nach unserer Ankunft hier davon gesprochen und es seither nicht mehr erwähnt. Ich

wüßte gerne, wie er inzwischen darüber denkt. Manchmal glaube ich, das gleiche Entsetzen, das ich empfinde, auch in seinen Augen zu erkennen. Und im Sanktuarium war er der junge Mann, der neben mir saß! Er sah, was ich gesehen habe

...

»Er kämpft dagegen an, genau wie Ihr es tut«, sagte der Prinz in Alfreds Gedanken hinein.

Verblüfft wollte Alfred protestieren, aber bei dem Schlingern der Kutsche brachte er nur ein abgehacktes Stottern heraus. Der Prinz verstand ihn trotzdem.

»Nur einer von Euch dreien hat sein Herz der Wahrheit geöffnet. Jonathan hat die vollkommene Erkenntnis noch nicht erlangt, doch er ist nahe, viel näher als Ihr.«

»Ich will die Wahrheit wissen!« Alfred stieß die Worte mit zusammengebißenen Zähnen hervor, um seine Zunge nicht in Gefahr zu bringen.

»Wirklich?« fragte der Schemen, und Alfred glaubte ein kaltes Lächeln auf den blassen Lippen zu sehen. »Habt Ihr nicht Euer ganzes Leben lang versucht, sie zu leugnen?«

Seine Ohnmachtsanfälle ließen sich mittlerweile nicht mehr kontrollieren. Seine Unbeholfenheit – Körper und Geist im Widerstreit. Seine Unfähigkeit – oder war es Widerstreben? –, sich an eine Beschwörung zu erinnern, die ihm zu große Macht verlieh. Immer spielte er die Rolle des Beobachters und weigerte sich einzugreifen, um nicht erfahren zu müssen, daß er für die falsche Seite Partei ergriffen hatte.

»Aber was hätte ich tun sollen?« verteidigte er sich. »Wenn die Nichtigen erfahren würden, daß ich die Macht eines Gottes besitze, würden sie mich zwingen, davon Gebrauch zu machen.«

»Zwingen? Oder in Versuchung führen?«

»Ihr habt recht«, gab Alfred zu. »Ich weiß, ich bin schwach. Die Versuchung wäre zu groß gewesen, *war* zu groß. Ich habe ihr nachgegeben, als ich dem Kind Gram das Leben rettete,

obwohl ich wußte, daß sein Weiterleben verhängnisvolle Auswirkungen haben würde.«

»Aus welchem Grund habt Ihr das Kind gerettet? Aus welchem Grund«, – des Prinzen Schattenblick richtete sich auf Haplo – »den Mann? Euren Feind? Einen Feind, der gelobt hat, Euch zu vernichten? Forscht in Eurem Herzen nach der aufrichtigen Antwort.«

Alfred seufzte. »Ihr werdet enttäuscht sein. Ich wünschte, ich könnte sagen, daß ich einem hohen Ideal gefolgt bin: ritterliche Ehre, aufopfernder Mut. Aber es stimmt nicht. Bei Gram war es Mitleid. Mitleid mit einem ungeliebten Kind, das sterben sollte, ohne je einen Moment des Glücks erlebt zu haben. Und Haplo? Ich habe einen kurzen Augenblick lang in seiner Haut gesteckt. Ich kann ihn verstehen.« Alfred sah den Hund an. »Ich glaube, ich verstehe ihn besser als er selbst.«

»Mitleid, Erbarmen, Mitgefühl.«

»Das ist alles, fürchte ich«, sagte Alfred.

»Das ist *alles*«, sagte der Schemen.

Die Straße, auf der sie fuhren, war verlassen, doch vor nicht allzu langer Zeit mußte ein Teil der Armee der Toten hier entlanggezogen sein, als die gewaltigen Scharen aus der Stadt strömten und sich auf die zahlreichen Wege und Pfade verteilten, die zur Feuersee führten. Helme, Schilde, Teile von Rüstungen, Knochen und hier und da ein gestürztes, auseinandergebrochenes Skelett bezeichneten ihre Spur. Leiterwagen, zweirädrige Karren wie auch Karossen von Gutsbesitzern standen verlassen auf der Straße oder lagen umgestürzt im Graben; die Insassen waren entweder tot, oder die Gerüchte vom Herannahen der Armee der Toten hatten sie bewogen zu fliehen.

Zuerst war Alfred überzeugt gewesen, Tomas hätte recht gehabt. Seit sie die Katakomben verlassen hatten, war ihnen kein lebendes Wesen begegnet. Er fürchtete, daß jeder in und um Nekropolis der Raserei der Toten zum Opfer gefallen war.

Doch während der Fahrt glaubte er mehr als einmal huschende Bewegungen in dem hohen Kairngras entdeckt zu haben, glaubte zu sehen, wie sich ein Kopf aus den Halmen reckte und Augen – lebende Augen – furchtsam zu ihnen herüberspähten. Aber jedesmal rollte die Kutsche zu schnell vorüber, um seine Gefährten darauf aufmerksam machen zu können.

Doch es war ein winziger Funke Hoffnung, der die Dunkelheit erträglicher machte. Ihm wurde leichter ums Herz; ob es an der neugefundenen Hoffnung lag oder an den tröstenden Worten des Prinzen, wußte er nicht genau. Sein Verstand war zu verwirrt, um folgerichtig denken zu können. Er klammerte sich verbissen an die Seitenwand der Kutsche. Das Leben hatte Sinn und Zweck! Welchen, das würde sich erst noch herausstellen müssen, doch er war wild entschlossen, die Suche nicht aufzugeben.

Ihr Gefährt näherte sich der Küste der Feuersee und damit auch der Gefahr. Vom Kamm eines Hügels schaute Alfred auf den Hafen hinunter, auf Scharen von Toten, die in chaotischem Durcheinander die Schiffe umdrängten. Er fühlte sich an eine Kolonie von Feuerameisen erinnert, in die ein hungriges, frisch geschlüpftes Drachenjunges einbrach. Zuerst war jedes Tierchen nur darauf bedacht, den malmenden Kiefern zu entkommen, aber dann schlossen sich die Insekten zusammen, um den Eindringling zu vertreiben. Die Drachenmutter war gerade noch rechtzeitig auf dem Plan erschienen, um ihr Junges zu retten.

Unten im Hafen mochte jetzt noch Chaos herrschen, aber ein gemeinsames Ziel würde die Horden schnell vereinen.

Die Kutsche brauste den Hügel in östlicher Richtung hinunter, weg vom Hafen. Jonathan trieb das Pauka zu halsbrecherischem Lauf an. Armee und Schiffe verschwanden aus Alfreds Blickfeld.

Endlich kam die wilde Jagd zum Halten. Auf einem Uferstreifen stand die Kutsche still. Das Pauka brach keuchend im Geschirr zusammen.

Die ungeheure Magmafläche vor ihnen gloste orangerot; der feurige Schein waberte über die schimmernden Stalaktiten, die von der Höhlendecke herabwucherten. Gewaltige Stalagmiten, stumpfschwarz vor dem roten Hintergrund des Meeres, bildeten eine zerklüftete Küstenlinie. Träge Wellen rollten ans Ufer, die dunkle Oberschicht des Magmas platzte auf, und es entstand ein Geäder goldener Schluchten. Ein gewundenes Wasserrinnsal, das aus der höher gelegenen Stadt entkommen war, strömte zischend in die feurigen Fluten und sandte weiße Dampfwolken in die heiße, schweflige Luft.

Die Lebenden und der Tote standen am Ufer und spähten über das Meer. Alfred glaubte, die jenseitige Küste ausmachen zu können.

»Ihr habt doch gesagt, wir würden hier ein Boot finden«, sagte Haplo und betrachtete den Prinzen mißtrauisch.

»Ich sagte, es gäbe an dieser Stelle einen Weg zum anderen Ufer«, berichtete ihn der Prinz. »Von einem Boot war nicht die Rede.« Der weiße, transparente Arm des Schemens hob sich, ein geisterhafter Finger wies nach vorn.

Im ersten Moment dachte Alfred, Edmund wollte sie auffordern, von ihrer Magie Gebrauch zu machen, um die Feuersee zu überqueren.

»Ich kann nicht«, sagte er verschämt. »Ich bin zu schwach. Es kostet mich fast all meine Kraft, um nur am Leben zu bleiben.«

Nie zuvor hatte er das Gewicht seiner eigenen Sterblichkeit verspürt, nie zuvor so deutlich erkennen müssen, daß seiner Macht Grenzen gesetzt waren. Er begann, die Sartan von Abarach zu verstehen, wie er begonnen hatte, Haplo zu verstehen. Er war in ihre Haut geschlüpft.

Das Schattenbild sagte nichts; wieder glaubte Alfred, ein Lächeln um die durchscheinenden Lippen spielen zu sehen. Der ausgestreckte Arm wies unverändert auf einen bestimmten Punkt. »Eine Brücke«, sagte Haplo. »Das ist eine Brücke.«

»Gütiger ...« Alfred hatte sagen wollen Gütiger Sartan, doch er brachte es nicht über die Lippen. Das war ein Ausspruch, den er nie wieder benutzen würde, jedenfalls nicht gedankenlos.

Nun, da Haplo es gesagt hatte, konnte Alfred die Brücke sehen, obwohl die Bezeichnung »Brücke« ihm ein wenig hochtrabend erschien. In Wirklichkeit handelte es sich um eine lange Reihe großer, merkwürdig geformter Steine, die in gerader Linie von einem Ufer zum anderen führten. Es sah beinahe aus, als wäre ein gewaltiger Felsenpfeiler ins Meer gestürzt, dessen Trümmer diese Trittsteine bildeten.

»Der geborstene Koloß«, sagte Jonathan, der sich erinnerte. »Nur daß er in der Mitte des Meeres zu stehen pflegte.«

»Er stand in der Mitte des Meeres«, antwortete der Prinz, »aber das Meer ist geschrumpft, so daß man jetzt bis zu seinem Sockel gehen kann und von dort aus die gegenüberliegende Küste erreichen.«

»Falls wir den Mut haben«, murmelte Haplo. Er kraulte den Hund am Kopf. »Aber auch wenn nicht ...« Sein Blick flog zu Alfred. »... wie du gesagt hast, Sartan: Uns bleibt keine Wahl.«

Alfred versuchte, etwas zu erwidern, aber sein Hals brannte, sein Mund war ausgetrocknet. Er konnte nur auf diese zerschmetterte Brücke starren, auf die großen Lücken zwischen den einzelnen Segmenten und das Magma, das sich durch die Engpässe zwängte.

Ein Ausrutscher, ein falscher Schritt ...

Und was ist mein Leben anderes gewesen, fragte sich Alfred bedrückt, als eine endlose Aneinanderreihung von Ausrutschern und falschen Schritten?

Sie kletterten über ein Gewirr von Klippen und Felsblöcken hinweg. Das Vorwärtstkommen war mühsam – Hände und Füße

verloren den Halt auf glitschigem Stein, Dämpfe und Nebelschwaden wogten vor ihren Augen und behinderten die Sicht. Alfred sang Runen, bis seine Stimme brach und er nach Atem ringen mußte. Er war gezwungen, sich auf jeden Schritt zu konzentrieren. Als sie den Sockel des gestürzten Kolosses erreichten, fühlte er sich zu Tode erschöpft – und der schwierigste Teil des Wegs lag noch vor ihnen.

Sie machten Rast und versuchten sich einen Eindruck von der Prüfung zu verschaffen, die ihnen bevorstand. Jonathans blasses Gesicht war schweißgebadet, das lange Haar klebte in feuchten Strähnen an seinen Schläfen. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und waren von dunklen Schatten umgeben. Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, versuchte mit der Zunge die trockenen Lippen zu befeuchten.

Haplo erkletterte den umgestürzten Sockel des Kolosses, wanderte darauf entlang und prüfte den Stein unter seinen Füßen. Er hockte sich hin, betrachtete den Stein, strich mit der Hand darüber, während Alfred, der auf dem Boden saß und versuchte, wieder zu Atem zu kommen, den Patryn um seine Kraft und Jugend beneidete.

Haplo winkte.

»Sartan«, sagte er gebieterisch.

»Mein Name – ist Alfred.«

Haplo blickte auf, eine steile Unmutsfalte erschien zwischen seinen Brauen. »Ich habe keine Zeit für Spielchen. Mach dich nützlich, falls das nicht zuviel verlangt ist. Komm her und sieh dir das an.«

Sie stiegen alle auf den Koloß. Sein Umfang war gewaltig – drei große Leiterwagen hätten nebeneinander fahren können und zu beiden Seiten wäre noch Platz gewesen für je eine kleinere Kutsche, doch Alfred tastete sich zu zaudernd vorwärts, als müßte er auf einem dünnen Hargastzweig einen reißenden Strom überqueren. Kurz bevor er Haplo erreichte,

rutschte er aus und fiel auf Hände und Knie. Er kniff die Augen zusammen und grub die Finger in den Stein.

»Es kann nichts passieren«, sagte Haplo kopfschüttelnd. »Beim Labyrinth, du müßtest dich gewaltig anstrengen, um von diesem Ding hinunterzufallen! Mach die Augen auf. Sieh her.«

Alfred öffnete die Augen und schaute sich furchtsam um. Er war ein großes Stück vom Rand entfernt, doch war er sich beunruhigend deutlich des Magmas bewußt, das den Koloß umspülte, und gleich verlor sich das trügerische Gefühl von Sicherheit. Er zwang sich und starrte auf die Oberfläche des Steins zwischen seinen Händen.

Sigel – in den Fels geritzt. Alfred vergaß die Gefahr. Seine Hände zeichneten liebevoll die alten Runen nach.

»Können die uns irgendwie hilfreich sein? Taugt ihre Magie noch zu irgendwas?« Haplos Ton ließ keinen Zweifel an seiner Überzeugung, daß die Magie von Anfang an nicht viel getaugt haben konnte.

Alfred schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er mit heiserer Stimme. »Die Magie der Kolosse kann uns nicht helfen. Sie waren dazu bestimmt, Leben zu geben; Leben von dieser Ebene zu der darüber zu leiten.«

Der Leichnam des Prinzen hob den Kopf, tote Augen suchten ein Land, das er vielleicht deutlicher zu sehen vermochte als die Umgebung, in der er sich bewegte. Der Ausdruck auf dem Gesicht des Schemens wurde traurig und ernst.

»Die Magie ist zerstört.« Alfred holte tief Atem und blickte zurück zum Ufer, zu dem geborstenen Fuß des Pfeilers. »Der Koloß ist nicht von selbst umgestürzt. Nein, seine Magie hätte es verhindert. Er *wurde* umgestürzt. Vielleicht von denen, die fürchteten, er beraubte Nekropolis des bitter nötigen Lebens und vergeudete es an Fremde. Was immer der Grund gewesen sein mag, die Magie ist dahin und kann nie erneuert werden.«

Ebensowenig wie diese Welt, die Welt der Toten. »Seht doch!« rief Jonathan. Seine Augen reflektierten das Feuer.

Wenn man die Augen anstrenge, konnte man in weiter Ferne die ersten Schiffe in See stechen sehen.

Die Überfahrt der Toten hatte begonnen.

Kapitel 35

Feuersee, Abarrach

Sie zögerten nicht länger, sondern hasteten, so schnell es ihnen möglich war, auf dem mit Inschriften versehenen Pfeiler entlang. Da sie die schrumpfende Feuersee an ihrer schmalsten Stelle überquerten, waren sie Kleitus und seiner Armee gegenüber ein wenig im Vorteil. Der Anblick der Schiffe verlieh ihnen zudem frische Kräfte. Die in den Stein gekerbten Runen mochten ihre Magie verloren haben, aber sie rauhten die schlüpfrige Oberfläche auf und gaben den Füßen sicheren Halt.

Dann gelangten sie ans Ende des ersten Segments. Eine große, V-förmige Lücke trennte den einen Teil des Kolosses vom anderen. In dem Engpaß zwischen den gezackten Bruchstellen brodelte die flüssige Lava.

»Das ist nicht zu schaffen« sagte Alfred kläglich.

»Nein, von hier oben nicht.« Haplo schätzte die Entfernung ab. »Aber weiter unten geht es. Selbst *du* müßtest so weit springen können, Sartan!«

»Aber ich werde abrutschen! Abstürzen! Ich – ich ... Ich werde es versuchen.« Alfred schluckte und senkte die Augen vor Haplos geringschätzigem, zornigen Blick.

»Keine Wahl, keine Wahl, keine Wahl«, sang Alfred anstelle der Runen vor sich hin. Mit dem Rest magischer Kraft, der ihm noch geblieben war, mußte er haushalten. Und doch schien die Litanei merkwürdigerweise zu helfen.

»Du bist ein Narr«, sagte Haplo, der ihn hörte. Der Patryn war ein Stück nach unten geklettert und balancierte leichtfüßig auf einer unebenen Felszacke. Er nahm Alfred in Empfang, als

er zu ihm herunterstieg, umfaßte seinen dünnen Arm und stützte ihn. »Und jetzt spring!«

Alfred starrte angstvoll über einen ungeheuer breiten Streifen schwerfällig strömender Lava. »Nein!« Er wich zurück. »Ich kann nicht! Das schaffe ich nie! Ich ...«

»Spring!« brüllte Haplo.

Alfred beugte die Knie, und plötzlich flog er durch die Luft. Er fuchtelte wild mit den Armen, als könnte heftiges Flattern ihn das entscheidende Stückchen weiter bringen, und landete tatsächlich auf einem Felsvorsprung etwa fünf bis sechs Meter über dem Lavameer. Er rutschte. Seine Hände scharrten haltsuchend über den Stein, griffen in lockere Kiesel. Stück für Stück rutschte er tiefer, dem feurigen Magma entgegen. »Festhalten!« schrie Jonathan laut.

Mit dem Mut der Verzweiflung griff Alfred nach einer Felszacke und schöpfte Hoffnung. Seine schweißfeuchten Finger glitten ab, aber mit der Fußspitze fand er einen Halt, und unter Anspannung von Muskeln, deren Vorhandensein er nicht geahnt hatte, zog er sich auf den Vorsprung, wo er hockte und vor überstandenen Schreck am ganzen Leib zu zittern begann.

Man ließ ihm keine Zeit, sich zu erholen. Bevor er wußte, wie ihm geschah, übersprang Jonathan die Bruchstelle. Der junge Herzog landete geschmeidig und ohne Schwierigkeiten. Alfred ergriff seinen Arm und hielt ihn fest, bis er sicheren Stand gefunden hatte.

»Hier ist nicht genügend Platz für uns beide. Steigt Ihr nach oben«, sagte er. »Ich warte hier.«

Jonathan wollte Einwände erheben, doch Alfred deutete auf die obere Kante des Pfeilers, die einen kleinen, ebenen Überhang bildete. Man brauchte Kraft, um sich dort hinaufzuarbeiten.

Jonathan begriff sofort und begann mit dem Aufstieg. Alfred schaute ihm einen Moment lang besorgt zu, und als er sich wieder umdrehte, war er überrascht, den toten Prinzen neben

sich stehen zu sehen. Wie es dem Leichnam gelungen war, die Kluft zu überwinden, vermochte er sich nicht zu erklären. Er konnte nur vermuten, daß der Schemen dem Körper geholfen hatte.

Die schimmernde weiße Gestalt war der Schatten des Wiedergängers, kaum zu unterscheiden von den Schwaden der Dämpfe über der Feuersee. Das Schattenbild wirkte so unabhängig. Warum ließ es seine nutzlos gewordene Hülle nicht zurück, statt sich damit zu belasten?

»Weg da, Sartan!« rief Haplo. »Mach Platz!«

»Ich will dir helfen!«

»Ich verzichte auf deine Hilfe!«

Alfred gab vor, im Brodeln der Lava nichts gehört zu haben, und wartete, den Rücken an den Stein gelehnt.

Haplo schäumte vor Wut, aber es war nicht die Zeit und nicht der Ort zu streiten. Er überzeugte sich, daß das Schwert in seinem Gürtel nicht verlorengehen konnte, dann ging er in die Hocke, stieß sich ab, schnellte durch die Luft und landete wie eine Fliege am Fenster an einer glatten Bruchstelle unterhalb von Alfred. Der Schwung preßte ihn an den Stein, doch er fand keinen Halt. Der Hund, der an der Kante des Sockels zurückgeblieben war, bellte aufgeregt.

Alfred bückte sich, bekam das tätowierte Handgelenk des Patryns zu fassen und zog. Ein stechender Schmerz durchzuckte seinen Rücken, Muskeln versagten den Dienst, Füße schlitterten der Kante des Vorsprungs entgegen, auf dem er stand. Er mußte loslassen, sonst waren sie beide verloren.

Zu seinem eigenen maßlosen Erstaunen weigerte sich Alfred aufzugeben. Mit einer letzten, verbissenen Kraftanstrengung warf er sich zurück. Steingrus spritzte auf, als die Füße ihm unter dem Leib wegrutschten, aber erst nachdem er Haplo über die Kante gezogen hatte.

Der Patryn krallte sich an allem fest, das er greifen konnte, und wartete, bis er wieder einigermaßen zu Atem gekommen war, dann schob er sich ganz auf den Vorsprung hinauf.

Ohne Vorwarnung überwand der Hund die Lücke zwischen den beiden Pfeilertrümmern mit einem mühelosen Satz. Er hätte Alfred und seinen Herrn fast von der schmalen Plattform gedrängt, doch er sah unschuldig, mit leuchtenden Augen von einem zum anderen und amüsierte sich offenbar prächtig.

»Es kommen immer mehr Schiffe!« berichtete Jonathan von seinem Ausguck. »Wir müssen uns beeilen!«

Alfred taten alle Knochen weh. Das Stechen in der Seite fühlte sich an, als traktierte ihn jemand mit dem Messer. Er betrachtete seine blauen Recke und Abschürfungen und fragte sich, ob er noch Kraft genug hatte, einen Fuß vor den anderen zu setzen, geschweige denn, auf die Felsplattform über seinem Kopf hinaufzuklettern. Er schloß die Augen, doch nach einem tiefen Atemzug, der in seinen Lungen brannte, raffte er sich auf weiterzugehen.

»Ich nehme an, ich sollte dir danken ...« setzte Haplo in seinem üblichen sarkastischen Tonfall an.

»Vergiß es! Ich will keinen Dank!« schrie Alfred ihm ins Gesicht. Es tat ihm gut zu schreien. Es war herrlich erfrischend, wütend zu sein und der Wut freien Lauf zu lassen. »Und glaub nicht, daß du mir etwas schuldest, weil ich dein verdammtes Leben gerettet habe, da bist du nämlich im Irrtum! Ich tat, was ich tun mußte! Das ist alles!«

Haplo starrte Alfred in fassungslosem Erstaunen an, bis auf einmal seine Lippen zu zucken begannen. Er versuchte sich zu beherrschen, aber auch er war zu ausgebrannt, um sich noch fest in der Gewalt zu haben. Ohne etwas dagegen tun zu können, fing er an zu lachen. Er lachte, bis er gezwungen war, sich an die Steinwand zu stützen; lachte, bis ihm die Tränen kamen. Endlich schüttelte er den Kopf, wischte sich geistesabwesend das Blut ab, das aus einer Platzwunde an der

Stirn quoll, und grinste. »Das ist das erste Mal, daß ich dich fluchen gehört habe, Sart ...« er räusperte sich. »Alfred«, schloß er.

Sie hatten dieses Hindernis überwunden, aber es war nur das erste von vielen. Die mit Dampf betriebenen Drachenschiffe der Toten pflügten durch die Magmasee, schwarz gegen einen feuerroten Hintergrund. Alfred trottete auf dem Pfeiler entlang und bemühte sich, weder seitlich zu den Schiffen noch voraus zur nächsten Bruchstelle des Pfeilers zu schauen. Einen Fuß vor den anderen und so weiter und so weiter und so weiter

...

»Wir erreichen nie und nimmer das Ufer rechtzeitig ...«

»Still! Halt!« zischte Haplo und schnitt Jonathan mitten im Satz das Wort ab.

Alfred fuhr herum. Die gepreßt hervorgestoßene Warnung durchdrang die Lethargie von Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit. Die Runen auf der Haut des Patryns leuchteten hell, der feurige Glanz des Magmas verlieh dem blauen Schimmer einen rötlichen Ton. Der Hund stand neben seinem Herrn, knurrend, mit gesträubtem Fell und steifen Beinen. Alfred warf erschrocken einen Blick zurück, in der Erwartung, Horden von Toten zu sehen, die ihnen auf dem Koloß folgten.

Nichts. Gar nichts war ihnen auf den Fersen. Nichts versperrte ihnen den Weg. Doch irgend etwas stimmte nicht. Die See geriet in Bewegung, bäumte sich auf. Eine Flutwelle? Von Magma? Er schaute genauer hin und versuchte sich einzureden, daß er einer optischen Täuschung erlegen war.

Augen! Augen, die ihn beobachteten. Augen im Magma. Augen *aus* Magma! Ein glutrotes Haupt tauchte aus den Tiefen des Lavameeres und bewegte sich auf sie zu. Die lidlosen Augen musterten unverwandt die winzigen Gestalten auf den Säulentrümmern. Es waren riesige Augen. Alfred hätte, ohne

sich zu bücken, in den schwarzen Spalt der Pupille wandern können.

»Ein Feuerdrache!« stöhnte Jonathan.

»Das ist also das Ende«, sagte Haplo leise.

Alfred war zu müde, um Angst zu haben. Sein erstes Gefühl war Erleichterung. Jetzt brauche ich nicht über noch so einen verdammten Riß zu springen!

Wie eine Speerspitze aus dem Schmiedefeuereckte das Haupt des Drachen sich in die Höhe, auf einem langen, dünnen, anmutig gebogenen Hals mit einer Stachelmähne, die an Stalagmiten erinnerte. Die Schuppen

leuchteten rot, doch an der Luft kühlten sie ab und wurden schwarz, durchdrungen von einem inneren Glühen. Nur die Augen lohten feurig wie das Magma ringsum.

»Ich habe nicht die Kraft, gegen einen Drachen zu kämpfen«, meinte Haplo.

Alfred schüttelte den Kopf. Er konnte nicht sprechen.

»Vielleicht brauchen wir das nicht«, bemerkte Jonathan.

»Sie greifen nur an, wenn sie sich bedroht fühlen.«

»Aber sie lieben uns nicht«, warf der Prinz ein, »das habe ich schmerzlich erfahren müssen.«

»Ob er uns angreift oder nicht, wir verlieren jedenfalls Zeit.« Haplo ballte die Fäuste.

»Ich habe eine Idee.« Langsam, aber mit festen Schritten, ging Jonathan auf den Drachen zu. »Verhaltet euch ganz ruhig und achtet darauf, keine hastigen oder drohenden Bewegungen zu machen.«

Der Drache schenkte ihm einen kurzen Blick, aber dann richteten die glühenden Augen sich wieder auf das Schattenbild des Prinzen.

»Was bist du?«

Der Drache sprach zu dem Prinzen, als wäre er allein. Haplo legte dem Hund beruhigend die Hand auf den Kopf. Das Tier zitterte, aber es schmiegte sich vertrauensvoll an seinen Herrn.

»Nie zuvor habe ich etwas wie dich gesehen.«

Die Worte des Drachen waren deutlich zu verstehen, obwohl sie nicht laut gesprochen wurden. Sie schienen wie Blut durch den Körper zu strömen.

»Ich bin, was sein sollte von Anbeginn an«, erwiderte der Prinz.

»Wahrhaftig.« Die Reptilienaugen glitten über seine Begleiter. »Und ein Patryn! Auf einem Stein, umgeben von Feuer.

Was wird als nächstes kommen? Die Erfüllung der Prophezeiung?«

»Wir sind in großer Not«, sagte Jonathan und verneigte sich tief. »Viele meines Volkes sind tot ...«

»Viele *meines* Volkes sind tot!« Der Drache stieß ein zischendes Fauchen aus, die schwarze Zunge schnellte vor und zurück. »Was kümmert mich deine Not!«

»Seht Ihr jene Schiffe, die über die Feuersee fahren?« Jonathan streckte die Hand aus. Der Drache wandte nicht den Kopf, er wußte offenbar, was in seinem Reich vorging. »Sie tragen Lazare und eine Armee von Toten ...«

»Lazare!« Die Pupillen des Drachen verengten sich. »Schlimm genug, daß die Toten umhergehen. Wer hat Lazare nach Abarrach gebracht?«

»Ich tat es«, antwortete Jonathan. Er krampfte die Hände ineinander, um nicht vom Schmerz übermannt zu werden.

»Ihr werdet keine Hilfe von mir bekommen!« Die Augen des Drachen lohten zornig. »Soll das Übel, das Ihr heraufbeschworen habt, Euch mit in den Abgrund reißen!«

»Er hat es nicht leichtfertig getan. Er tat es aus Liebe«, gab der Schemen zu bedenken. »Seine Gemahlin starb, sie hat ihr Leben für ihn geopfert. Er konnte es nicht ertragen, sie zu verlieren.«

»Unverstand! Verhängnisvoller Unverstand! Ich will nichts mehr ...«

»Ich will gutmachen, was ich gefehlt habe«, sagte Jonathan.
»Mir wurde gezeigt, was ich tun muß. Jetzt versuche ich, den Mut zu finden ...« Die Stimme versagte ihm. Er schluckte, holte tief Atem und verschränkte die Finger, bis die Knöchel weiß wurden. »Meine Gefährten und ich müssen das jenseitige Ufer erreichen, vor den Lazaren und den Toten, die sie befehligen.«

»Ihr wollt, daß ich Euch trage«, stellte der Drache fest.

»Nein ...« Alfred zitterte vom Scheitel bis zur Sohle. »Still!« Haplo legte ihm gebieterisch die Hand auf den Arm.

»Wir hätten nicht gewagt, darum zu bitten.« Jonathan verneigte sich wieder.

»Wie kann ich sicher sein, daß Ihr Euer Wort haltet!

Vielleicht macht Ihr alles noch schlimmer?«

»Er ist derjenige, von dem die Prophezeiung spricht«, warf der Prinz ein.

Alfred spürte, wie Haplos Hand auf seinem Arm zuckte. Der Patryn runzelte die Stirn und preßte die Lippen zusammen, doch er schwieg. Sein wichtigstes Ziel war es, ungehindert das Schiff zu erreichen.

»Und Ihr steht ihm zur Seite?« fragte der Drache.
»Allerdings.« Der tote Prinz richtete sich hoch auf, sein Schemen umgab ihn wie eine flimmernde Aura. »Der Patryn gleichfalls?«

»Ja.« Was konnte Haplo unter dem forschenden Blick dieser feurigen Augen sagen?

»Dann sei es. Aber rasch!«

Der Drache glitt dichter an den gestürzten Koloß heran, sein dreieckiger Schädel erhob sich turmhoch über den Steinrümern. Ein schlangenähnlicher Leib mit gezacktem Rückenamm tauchte aus der Glut; weit hinten sah man die dornenbewehrte Schwanzspitze das orangerote Magma peitschen.

Ohne Zögern stieg Jonathan auf den Nacken des Drachen, er hielt sich an den Stacheln der Mähne fest. Der tote Prinz

folgte ihm, tatsächlich lenkte der Schemen die unbeholfenen Schritte des Leichnams. Alfred mußte sich überwinden, die Mähne zu berühren, aber die Stacheln und auch die Schuppen waren kühl, hart und glänzend wie schwarzes Glas.

Der Sartan war in Arianus auf Drachen geritten, und obwohl dieses Reptil sich erheblich von seinen geflügelten Vettern unterschied, hatte er nicht annähernd soviel Angst wie erwartet. Nur Haplo und der Hund schienen sich nicht entschließen zu können. Der Patryn musterte abwägend den Drachen, dann schaute er den Pfeiler entlang, als versuchte er sich darüber klar zu werden, wo seine besten Chancen lagen. Der Hund versteckte sich winselnd hinter seinem Herrn und tat sein möglichstes, um den Drachen nicht ansehen zu müssen.

Alfred wußte gut genug über das Labyrinth Bescheid, um die Furcht des Patryn zu begreifen, das Dilemma, in dem er sich befand. Die Drachen im Labyrinth sind intelligent, verschlagen, grausam; sie kennen kein Erbarmen, ihnen zu vertrauen bedeutet den sicheren Tod. Die Schiffe der Toten hatten jedoch fast die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Haplo traf seine Entscheidung und sprang auf den Rücken des Feuerdrachen.

»Hund!« rief er.

Das Tier lief auf dem Pfeiler hin und her, setzte zum Sprung an, zögerte im letzten Moment, lief wieder ein paar Schritte und jaulte kläglich.

»Rasch!« mahnte der Drache.

»Hund!« wiederholte Haplo streng und schnippte mit den Fingern.

Das Tier nahm allen Mut und alle Kraft zusammen und schnellte sich mit einem verzweiferten Satz in Haplos Arme, der Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren.

Der Drache warf sich mit einer Schnelligkeit herum, auf die Alfred nicht vorbereitet war. Er hatte die Mähne losgelassen, und dieser Leichtsinn hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Im

letzten Moment bekam er einen Dorn zu fassen, der größer war als er, und klammerte sich mit beiden Händen daran fest.

Der Feuerdrache schwamm durch die flüssige Lava so mühelos wie die geflügelten Drachen durch den Himmel über Arianus. Geschmeidige Bewegungen und das Rudern des kräftigen Schwanzes trieben den riesigen Leib voran. Der heiße Wind fuhr in Alfreds schütteres Haar und ließ das schwarze Gewand flattern. Der Hund stieß ein nicht enden wollendes ängstliches Heulen aus.

Der Drache näherte sich der Flotte der Toten im spitzen Winkel, um sie zu überholen und vor ihnen die Küste zu erreichen. Seine Schnelligkeit war unvergleichlich. Die eisernen Schiffe hatten ihr nichts entgegenzusetzen, sie hatten allerdings einen beträchtlichen Vorsprung. Der Drache war gezwungen, dicht unter dem Bug des Flaggschiffes vorbeizuschwimmen. Sie wurden entdeckt. Ein Hagelschauer von Pfeilen prasselte auf sie nieder, doch in der Hast hatte keiner der Schützen genau zielen können.

»Mein Volk«, sagte der tote Prinz mit seiner hohlen Stimme.

Die Armee der Toten von Kairn Telest war im Hafen aufmarschiert, um die feindliche Armee zurückzuschlagen, bevor sie an Land Fuß fassen konnte.

Baltasars Strategie war gut, doch er ahnte nichts von den Lazar, vermutete nichts von den Ereignissen in Nekropolis. Er hatte sich gerüstet für einen Krieg – einen Krieg zwischen Städten. Er würde erkennen müssen, daß es ein Krieg war zwischen Toten und Lebenden. Woher sollte er wissen, daß er und seine Leute fast die letzten lebenden Wesen in ganz Abarrach waren, die letzte, zum Untergang verurteilte Bastion.

»Wir schaffen's«, sagte Haplo. »Aber nur um Haaresbreite.« Er warf Alfred einen kurzen Blick zu. »Wenn du nicht zurückbleiben willst, rate ich dir, geradewegs zum Schiff zu laufen. Der Herzog und ich kommen nach.«

»Der Herzog?« fragte Alfred verwundert. »Aber er wird nicht mitkommen wollen. Nicht freiwillig.« Dann begriff er. »Du hast nicht vor, ihm die Wahl zu lassen.«

»Ich nehme den Nekromanten mit in den Nexus. Du solltest mir dankbar sein, Alfred.« Haplo lächelte grimmig. »Ich rette ihm das Leben.«

Sie befanden sich in Sichtweite der Telester am Ufer. Der Schemen veranlaßte den roten Prinzen, die Arme zu heben. Jubel begrüßte ihn, tote Soldaten liefen den Pier entlang, um sie vor Angriffen zu schützen, während sie an Land gingen.

Der Drache glitt in den Hafen. Die Flutwelle, die er vor sich herschob, brandete gegen die Kaimauer. Die Schiffe der Toten folgten ihnen in so geringem Abstand, daß Alfred das grausige Doppelantlitz von Kleitus erkennen konnte, der am Bug des Flaggschiffs stand. Ihm zur Seite – Jera.

Kapitel 36

Glückshafen, Abarrach

Haplos Schiff lag unbeschädigt vor Anker. In wenigen Augenblicken konnten sie an Bord sein, wo die Runen sie vor Angriffen schützten. Alfred fühlte sich hin- und hergerissen. Was Haplo gesagt hatte, stimmte. Der Herzog war wie alle Lebenden von Abarrach verloren. Keiner der wenigen würde der Raserei der Toten entgehen, denen die Lazare Rache und Vernichtung predigten.

Wenigstens hätte ich einen gerettet, einen Sartan. Mitleid, Mitgefühl, Erbarmen ... Bestimmt würde ich einen Weg finden zu verhindern, daß er diesem sogenannten Herrscher des Nexus in die Hände fällt. Und wenn nicht? Welche unabsehbaren Folgen könnte es haben, wenn ein Nekromant sein Wissen in den anderen Welten verbreitet? Wäre es nicht besser, wenn er hier stürbe? Für ihn, für alle?

Die Soldaten von Kairn Telest schwärmten über den Pier, um ihren Prinzen zu verteidigen. Pfeilhagel prallten klirrend gegen die Bordwände der eisernen Schiffe. Die Toten zogen sich Pfeile aus dem Fleisch und schleuderten sie in das Magma, wo sie zischend verglühten. Kleitus riß einen Pfeil heraus, der ihm in die Brust gedrungen war, und hielt ihn in die Höhe.

»Wir sind nicht eure Feinde!« rief er. Seine Stimme tönte über die See und ließ die Toten im Hafen verstummen. »Sie, die Lebenden« – er deutete auf die schwarzgewandete Gestalt Baltasars – »sind eure wahren Feinde! Sie haben euch versklavt, der Würde beraubt!«

»Erst wenn die Lebenden alle tot sind, werden die Toten frei sein!« gellte Jera.

»... Toten frei sein ...« wiederholte die Stimme ihres Schemens.

Die Armee der Telester zögerte, schwankte unschlüssig, die Luft war erfüllt vom Wispern und Wehklagen der Schemen.

»Jetzt!« sagte Haplo. »Lauf!«

Er sprang vom Rücken des Drachen auf den Pier. Alfred landete dicht hinter ihm, aber natürlich fiel er hin, und es dauerte eine Zeitlang, bis er sich aufgerafft hatte. Als er wieder auf den Füßen stand und sich ungelink in Bewegung setzte, sah er, wie Haplo nach dem Arm des Herzogs griff.

»Hier entlang, Euer Gnaden. Ihr kommt mit mir.«

»Wohin? Was soll das?« Jonathan wich zurück.

»Durch das Todestor. Zurück in meine Welt.« Haplo deutete auf das Schiff. Der Herzog schaute in die angegebene Richtung, erkannte die Möglichkeit der Rettung. Er zögerte, schwankte, ähnlich wie das Heer der Toten. Der Drache hatte sich ein kurzes Stück vom Ufer entfernt, wo er abwartend verharrte und die Vorgänge am Ufer beobachtete.

Jonathan schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er leise.

Haplos Griff um seinen Arm verstärkte sich. »Verdammt, ich rette Euch das Leben! Wenn Ihr bleibt, werdet Ihr sterben!«

»Begreift Ihr nicht!« Jonathan schaute dem Patryn mit einer merkwürdigen, entrückten Gelassenheit ins Gesicht. »Das ist meine Bestimmung.«

»Seid kein Narr!« Haplo verlor die Beherrschung. »Ich weiß, daß Ihr Euch einbildet, mit einer höheren Macht in Verbindung getreten zu sein, aber das war ein Trick! *Sein* Trick!« Er deutete auf Alfred. »Nur eine Lüge! *Wir* sind die höchste Macht im Universum. Mein Gebieter ist die höchste Macht! Kommt mit mir, und Ihr werdet verstehen ...«

Eine höhere Macht! Die Erkenntnis traf Alfred wie ein Schlag. Er taumelte, ihm wurden die Knie weich. Jetzt endlich verstand er, was in der Kammer mit ihm geschehen war! Jetzt erinnerte er sich an das wunderbare Gefühl der Zufriedenheit, der Ruhe,

verstand die Trauer, als die Vision zu Ende war und er glaubte, etwas Unersetzliches verloren zu haben. Und es hatte des Patryns bedurft, um ihm die Augen zu öffnen!

Im tiefsten Innern kannte ich die Wahrheit, aber ich wollte sie mir nicht eingestehen. Warum nicht? Warum habe ich mich geweigert, auf die Stimme meines Herzens zu hören?

Ganz einfach – wenn es keine höhere Macht gibt, dann sind wir Sartan einem furchtbaren, einem entsetzlichen, einem unverzeihlichen Irrtum erlegen!

Der Gedanke war zu ungeheuerlich, um ihn so ohne weiteres erfassen zu können. Sein Gehirn war kaum imstande, die Unzahl von Ideen, Vorstellungen, Folgerungen und Emotionen zu verkraften, die auf ihn einstürmten. Der feste Boden, auf dem er geglaubt hatte zu stehen, wurde ihm plötzlich unter den Füßen weggezogen, und er trieb in einem stürmischen Meer, ohne Schiff, ohne Kompaß, ohne Anker.

Ein Schmerzensschrei holte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Haplo war von einem Speer am Arm gestreift worden. Blut floß aus der nicht sehr tiefen Wunde. Es war ein deutlicher Hinweis auf die schwindende Magie des Patryns, daß die Sigel auf seiner Haut ihn nicht hatten schützen können.

Als ein Pfeil ihn nur um eine Handbreit verfehlte, wurde Alfred sich endgültig wieder der Gefahr bewußt, in der sie schwebten. Die Toten von Kairn Telest hatten die Waffen erhoben und richteten diese Waffen gegen ihr eigenes Volk.

»Könnt Ihr sie nicht aufhalten?« rief Alfred dem Prinzen zu.
»Es ist Euer Volk!«

Der Leichnam stand reglos, die glitzernden Augen des Schemens ruhten auf Jonathan.

»Kehrt in Eure Heimat zurück, Patryn«, sagte der Herzog.
»Ihr seid nicht Teil von dem, was in Abarrach geschieht. Wir haben unser Schicksal selbst verschuldet, jetzt müssen wir Wiedergutmachung leisten, soweit es in unserer Macht steht.

Kehrt in Eure Welt zurück und berichtet Eurem Volk, wie es uns ergangen ist.«

»Pah!« Haplo spuckte aus. »Hund, komm her!« Der Patryn lief auf sein Schiff zu, und nach einem fragenden Blick auf Alfred folgte ihm der Hund.

Das Schiff des Herrschers Kleitus legte an, die Toten strömten auf den Pier und vermischten sich mit der Armee der Telester. Nicht mehr lange, und der Herzog würde im Getümmel untergehen. Kleitus und Jera standen nebeneinander an der Reling. Die Herzogin streckte den Arm aus und befahl den Toten kreischend, ihren Gemahl zu töten.

Jonathan stand gefaßt inmitten des Chaos. Mit einem Ausdruck von Schmerz und Trauer blickte er zu seiner Frau hinauf. Ein kurzes, bitteres Ringen malte sich auf seinen Zügen.

Er weiß, was er tun muß, dachte Alfred, aber er hat Angst. Gibt es einen Weg für mich, ihm zu helfen? Er schüttelte ratlos den Kopf. Wie soll ich helfen? Ich habe keine Ahnung, was hier geschieht.

Ein zweiter Pfeilhagel umschwirrte Alfred wie ein Schwärm Wespen. Einer blieb in seiner Robe stecken, ein zweiter landete vor seinen Füßen. Haplo wurde in den Oberschenkel getroffen. Er umklammerte das Bein und versuchte, humpelnd weiterzulaufen. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. Das Bein gab nach, er fiel hin.

Die Toten stießen Jubelrufe aus, einige lösten sich vom Pulk und liefen auf ihn zu. Der Hund stellte sich ihnen mit gefletschten Zähnen entgegen. Haplo stand auf, schleppte sich weiter, doch er wußte, daß er unmöglich vor den Toten das Schiff erreichen konnte. Er zog das Schwert und wappnete sich für den Kampf.

Die Pfeile, mit denen Jonathan überschüttet wurde, hätten Regentropfen sein können. Er schenkte ihnen keine Beachtung, und sie trafen ihn nicht. Als er Ruhe gebietend die Hand erhob, bewirkte die Macht der Persönlichkeit dieses jungen Mannes

mit dem von tiefem Leid gezeichneten Gesicht, daß das Geschrei der Toten verstummte und die Lazar aufhörten, ihre Streitmacht anzufeuern. Sogar das gespenstische Klagen der Schemen war nicht mehr zu hören.

Jonathan begann zu sprechen. »In alter Zeit, als wir Sartan in diese Welt kamen, die wir geschaffen hatten, strebten wir danach, sie lebenswert zu machen, für uns und die Nichtigen und die Geschöpfe, die in unsere Obhut gegeben waren. Anfangs ging alles gut, bis auf eins: Wir hörten nichts von unseren Brüdern in den anderen Welten. Ihr Schweigen war zuerst beunruhigend. Dann wurde es besorgniserregend, denn unsere Welt begann uns im Stich zu lassen. Oder vielleicht wäre es richtiger zu sagen, daß wir unsere Welt im Stich ließen, denn statt darauf bedacht zu sein, mit dem hauszuhalten, was uns zu Gebote stand, verschwendeten wir das Wenige, im Vertrauen darauf, rechtzeitig Hilfe von den Welten jenseits zu erhalten. Sie würden uns mit allem versorgen, woran es uns mangelte.

Die Nichtigen erlagen als erste den Giften dieser Welt, die um uns herum kalt und öde wurde. Die Tiere waren die nächsten Opfer. Und dann wurden wir selbst immer weniger. An diesem entscheidenden Punkt unternahm unser Volk zwei Schritte – einen nach vorn ins Licht, den anderen zurück in die Dunkelheit.

Eine Gruppe von Sartan versuchte, den Tod zu besiegen und dem Sterben ein Ende zu machen. Sie beschäftigten sich mit Nekromantie. Doch statt den Tod zu besiegen, verfielen sie ihm. Gleichzeitig beschloß eine andere Gruppe von Sartan, ihre Fähigkeiten zu vereinen und gemeinsam den Versuch zu unternehmen, eine Verbindung zu den drei anderen Reichen herzustellen. Sie erbauten zu diesem Zweck ein Gemach, in das sie eines der letzten uns gebliebenen Relikte der Vergangenheit stellten – einen hölzernen Tisch. Es gelang ihnen, Kontakt aufzunehmen ...«

Jonathans Stimme wurde leiser. »Aber nicht mit den Unseren in anderen Welten. Sie nahmen Kontakt auf mit einer höheren Macht. Sie sprachen mit einem, der lange, lange vergessen gewesen war.«

»Ketzerei!« schrie Kleitus. »Ketzerei!« wiederholten die dumpfen Stimmen der Toten.

»Ja, Ketzerei«, überschrie Jonathan das Getöse. »Das war die Anklage, die man gegen jene Sartan damals vorbrachte. Immerhin sind wir die Götter, nicht wahr?

Wir haben Welten geteilt! Neue erschaffen! Wir hatten den Tod besiegt! Seht euch um.«

Der Herzog breitete die Arme aus, wandte sich nach links, nach rechts, deutete nach vorne und nach hinten. »Wer hat gewonnen?«

Die Toten schwiegen still. Alfred, der zu Kleitus aufschaute, der am Bug des Drachenschiffs stand, erkannte an dem verzerrten, hämischen Lächeln auf dem in ständiger Verwandlung begriffenen Gesicht des Lazars, daß der Herrscher wie eine Spinne sein Opfer im Netz zappeln ließ, bis es sich hoffnungslos verfangen hatte. Aus behaglicher Entfernung wollte er mit Vergnügen zusehen, wie sein Opfer sich wand.

Jonathan verschlimmerte die Lage, statt sie zu bessern, doch Alfred wußte nicht, wie er ihn aufhalten konnte – oder ob er überhaupt das Recht hatte. Nie zuvor hatte der Sartan sich dermaßen hilflos gefühlt.

Bei einer kalten Berührung am Bein wäre Alfred beinahe ins Meer gesprungen. Er dachte, es wäre die Hand eines Wiedergängers, und wartete mit zusammengekniffenen Augen auf das Ende, bis er ein leises, flehendes Winseln hörte.

Alfred öffnete die Augen wieder und seufzte erleichtert. Der Hund stand neben ihm. Sobald er sicher war, daß der Sartan ihn bemerkt hatte, lief er ein paar Schritte weg, kam zurück und schaute ihn erwartungsvoll an.

Natürlich wollte er ihn zu seinem Herrn führen. Haplo stand auf dem Pier, kraftlos an einen Ballen Kairngras gelehnt. Seine Schultern hingen herab, er war totenbleich. Nur sein unbeugsamer Wille und die feste Entschlossenheit zu überleben hielten ihn noch bei Besinnung.

Mitleid, Mitgefühl, Erbarmen ...

Alfred holte tief Atem. Er nahm sein Herz in beide Hände, zog den Kopf zwischen die Schultern, weil er das Gefühl hatte, jeden Moment von Pfeil, Speer oder Schwert durchbohrt zu werden, und wand sich möglichst unauffällig zwischen den Toten hindurch auf Haplo zu. Jonathan fuhr mit seiner Rede fort, die Alfred jetzt erbarmungswürdig in den Ohren klang. Er wußte, wie das Ende aussehen würde, und der junge Herzog, wurde ihm plötzlich klar, wußte es auch.

»Unsere Ahnen fürchteten diese Leute, die plötzlich vortraten, gegen die Nekromantie predigten und mahnten, daß wir uns ändern müßten, oder wir würden zu guter Letzt nicht nur uns selbst zerstören, sondern auch das Gleichgewicht, das im Universum herrscht. Die Antwort unserer Vorfahren bestand darin, die ›Ketzer‹ zu ermorden, ihre Leichen in dem Gemach einzuschließen, das vom Sanktuarium zu einer Gruft wurde, und es mit warnenden Runen zu umgeben.«

Die toten Augen der Wiedergänger folgten Alfred, aber sie machten keine Anstalten, ihn aufzuhalten. Man ließ ihn zu Haplo gehen, bei dem er niederkniete. »Was – was kann ich tun?« fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Nichts«, antwortete Haplo mit vor Schmerz zusammengebissenen Zähnen. »Außer es gelingt dir, diesen Narren zum Schweigen zu bringen.«

»Solange er redet, haben wir Zeit ...«

»Für was?« erkundigte sich Haplo verbittert. »Um einen letzten Brief nach Hause zu schreiben?«

»Sie haben mir nichts getan.«

»Warum auch? Sie wissen, daß wir ihnen nicht entkommen können.«

»Aber dein Schiff ...«

»Einen Schritt darauf zu, und dieser Schritt wird dein letzter sein.« Haplo unterdrückte ein Stöhnen. »Wirf einen Blick auf die Lazare. Die kostbare Herzogin ist an der Rede ihres Gemahls nicht interessiert.«

Alfred hob den Blick und sah, daß Jera unverwandt zu ihnen herüberschaute.

»Sie weiß von dem Schiff und dem Todestor, erinnerst du dich?« Haplo richtete sich auf und knirschte mit den Zähnen, als ein brennender Schmerz sein verwundetes Bein durchzuckte. Der Hund neben ihm winselte mitfühlend. »Ich könnte mir denken, daß sie und Kleitus vorhaben, sich das Schiff anzueignen und damit durch das Todestor zu segeln, in die ...«

»... in die Welten der Lebenden! Um zu morden! Das ist entsetzlich! Wir müssen etwas tun!«

»Ich werde jeden Vorschlag wohlwollend in Erwägung ziehen«, meinte Haplo trocken.

Es war Haplo gelungen, ein großes Stück vom Schaft des Pfeils in seinem Bein abzuschneiden, aber die Spitze steckte im Fleisch, und sein Hosenbein war blutdurchtränkt. Der Stoff des Hemdes hatte die Wunde am Arm verklebt und fungierte als notdürftiger Verband, aber die tiefe Furche, die der Speerwurf hinterlassen hatte, würde bei der geringsten Bewegung wieder aufbrechen und anfangen zu bluten.

»Wir haben vielleicht eine Chance«, sagte er leise, den Blick auf den jungen Herzog gerichtet. »Du weißt doch auch, worauf seine Ansprache hinausläuft?«

Alfred gab keine Antwort.

»Sobald sie sich auf ihn stürzen, laufen wir zum Schiff. Sind wir erst an Bord, werden die Runen uns schützen. Hoffe ich.«

Alfred schaute zu Jonathan, allein inmitten von Toten. »Du meinst – ihn im Stich lassen?«

Haplos blutige Hand krallte sich in den Kragen des Sartan und zog ihn zu sich heran, bis ihre Gesichter nur einen Fingerbreit voneinander entfernt waren.

»Hör mir zu, verdammt! Du weißt, was passiert, wenn diese Lazare durch das Todestor marschieren! Wie viele Unschuldige werden sterben? Wie viele auf Arianus? Wie viele auf Pryan? Ein stolzer Preis für das Leben eines Mannes in dieser Welt. Du hast ihm den Glauben an diese ›höhere Macht‹ in den Kopf gesetzt. Genaugenommen bist du verantwortlich für seinen Tod. Willst du auch verantwortlich dafür sein, daß der Tod den Weg durch das Todestor findet?«

Alfred konnte nichts sagen; er starrte Haplo nur in wortloser Verwirrung an.

Jonathans Stimme erregte wieder ihre Aufmerksamkeit. Er lenkte sogar Jeras tote Augen auf sich.

»Die Runen vermochten jene nicht zurückzuhalten, die kamen, um nach der Wahrheit zu suchen! Ich sah. Ich hörte. Ich fühlte. Noch verstehe ich nicht. Aber ich habe den Glauben. Und ich werde euch zeigen, was ich erfahren habe.«

Er trat vor und hob beide Arme. »Jera, mein Liebes, ich habe dir großes Leid zugefügt. Ich will es wiedergutmachen. Töte mich. Ich bin bereit, von deiner Hand zu sterben. Dann wecke mich auf. Ich will einer von euch sein, einer der auf ewig Verdammten.«

Die Lazar Jera verließ ihren Platz neben Kleitus und kam den Steg hinunter, der vom Schiff zum Pier führte. Ihr Schemen, im Körper gefangen, eilte mit erwartungsvoll ausgestreckten Armen soweit voraus, wie es möglich war.

Jonathan liefen die Tränen über die Wangen. »So bist du mir als Braut entgegengekommen, Jera ...«

Er wartete auf sie. Die Toten rückten näher und warteten. Der Leichnam von Prinz Edmund und sein Schemen warteten. Draußen auf dem Meer schwamm der Drache in der flüssigen

Lava und wartete. Der Lazar Kleitus stand an der Reling des Schiffes, lachte und wartete.

Die Hände des Leichnams hoben sich, wie um den Gatten an die Brust zu ziehen, statt dessen schlossen sich die krallenähnlichen Finger um Jonathans Kehle.

»Jetzt!« schrie Haplo.

Kapitel 37

Glückshafen, Abarrach

Haplo streckte Alfred die Hand entgegen, um sich von ihm helfen zu lassen, aber der Sartan starrte gebannt auf das entsetzliche Geschehen. Er konnte Jonathan nicht sehen, ein Wall von Toten umgab den jungen Mann. Fäuste reckten sich in die Höhe, ein Schwert blitzte, er hörte einen erstickten Aufschrei. Als das Schwert sich wieder hob, war die Klinge blutrot.

Dunkelheit senkte sich über Alfreds Augen, tröstliches Vergessen, ein Zufluchtsort, an dem er jeder Verantwortung enthoben war, einschließlich der für sein eigenes Leben oder seinen eigenen Tod.

»Alfred, nicht in Ohnmacht fallen! Zum Henker, Sartan, stell dich ein einziges Mal im Leben der Verantwortung!«

Verantwortlich. Ja, wir sind verantwortlich. Ich bin verantwortlich für das hier – für all das. Ich bin selbst wie ein Toter umgegangen, der Körper eine leere Hülle, die Seele in einer Gruft gefangen ...

»Du kannst nichts für Jonathan tun«, sagte Haplo schneidend, »außer mit ihm sterben. Hilf mir, das Schiff zu erreichen!«

Die Dunkelheit wich, aber sie schien alles Gefühl und jeden klaren Gedanken mit sich zu nehmen. Betäubt tat Alfred, was man ihm sagte, er gehorchte Haplo wie eine Marionette oder ein Kind. Er legte dem Patryn den Arm um den Rücken und stützte seinen kraftlosen Körper. Haplo stützte Alfreds kraftlosen Geist.

»Haltet sie auf!« brüllte Kleitus wie rasend. »Ich brauche ihr Schiff! Macht mir Platz, damit ich sie aufhalte!«

Aber Scharen von Toten, begierig zu morden, drängten sich zwischen Kleitus und seine Beute. Einige der Wiedergänger hörten die Rufe des Herrschers, die meisten hörten nur die Schreie ihres Opfers, das gleich ihnen den Tod erlitt.

»Nicht zurückschauen!« befahl Haplo atemlos. »Lauf weiter!«

Alfreds Arm schmerzte von Haplos Gewicht, die Hitze der Magmasee brannte ihm in den Lungen. Er suchte Hilfe bei seiner Magie, doch er hatte zu große Angst, war zu erschöpft, zu sehr geschwächt. Sigel schwammen durch seinen Kopf, taumelten durcheinander und zerplatzten. Eine fremde Sprache, ihm unverständlich.

Haplo sank gegen seinen Helfer, seine Schritte wurden unsicher, doch er setzte verbissen einen Fuß vor den anderen. Alfred sah ihn an – das Gesicht des Patryns war aschgrau, die Wangenmuskeln verkrampft. Schweiß glitzerte auf seiner Haut. Sie hatten das Ziel fast erreicht, die Bordwand des Schiffes ragte vor ihnen auf, aber die schlurfenden Schritte kamen unaufhaltsam näher.

Die Angst diente Alfred besser als seine Magie. Fast, fast ...

Schwarze Gewänder schoben sich in sein Blickfeld wie eine Mauer aus Nacht.

»Verdammt noch mal ...« seufzte Haplo. Es klang, als wäre er nahe daran aufzugeben.

In ihrer Angst vor den Toten hatten sie die Lebenden vergessen. Baltasar stand vor ihnen. In seinen schwarzen Augen spiegelte sich der rote Widerschein der Magmasee, während er ihnen bleich, aber gefaßt den Weg zum Schiff verstellte. Er streckte die Hände nach ihnen aus, und Alfred erschauerte, aber dann falteten sich die Hände zu einer bittenden Geste.

»Nehmt uns mit Euch!« flehte Baltasar. »Mich, mein Volk! So viele, wie an Bord unterzubringen sind!«

Haplo musterte Baltasar eindringlich, aber der Patryn konnte nicht gleich antworten, er mußte erst Atem schöpfen. Alfred vermutete, daß der Nekromant bereits versucht hatte, sich Zugang zu dem Schiff zu verschaffen, aber an den Runen gescheitert war. Die Schritte der Verfolger wurden lauter; der Hund bellte warnend.

»Ich werde Euch in die Nekromantie einweihen!« sagte Baltasar leise. »Denkt an die Macht, die Euch dieses Wissen in den Welten jenseits verleihen wird! Armeen von Toten, die für Euch kämpfen! Legionen von Toten, die Euch dienen!«

Haplo streifte Alfred mit einem kurzen Blick. Der Sartan schlug die Augen nieder. Er war müde, besiegt. Er hatte getan, was er konnte, und es war nicht genug gewesen. Hoffnung – unerklärlich und nur vage begriffen – war in dem Sanktuarium in ihm entstanden. Sie war mit Jonathan gestorben.

»Nein«, antwortete Haplo.

Baltasars schwarze Augen weiteten sich ungläubig, verengten sich zornig. Die Brauen zogen sich finster zusammen, die bittend gefalteten Hände ballten sich zu Fäusten. »Dieses Schiff ist für uns die einzige Möglichkeit zu entkommen! Der Lebende wird mir nicht sagen, wie die Runen zu lösen sind, also werde ich den Toten fragen!« Er trat einen Schritt auf Haplo zu.

Der Patryn versetzte Alfred einen Stoß, der ihn gegen einen Ballen Kairngras schleuderte.

»Es wird keinen Toten geben, der dir antworten kann.« Haplo deutete auf das Lavameer. Schwankend, in der blutigen Hand ein Schwert, stand er am Rand des Obsidianpiers nur ein oder zwei Schritte von einem alles verzehrenden Tod entfernt.

Baltasar hielt inne. Wie durch eine Wand hörte Alfred die Rufe des Herrschers lauter werden, spürte, wie der Boden erzitterte, als die Horden näher rückten. Der Hund hatte aufgehört zu bellen und stand neben Haplo. Alfred erhob sich

mühsam. Er wußte nicht, was er tun sollte, und versuchte benommen, seine Magie zu beschwören.

Dicht neben ihm ertönte eine kalte Stimme:

»Laß sie gehen, Baltasar.«

Der Nekromant warf dem Prinzen einen bekümmerten Blick zu und schüttelte den Kopf. »Ihr seid tot, Edmund. Ihr habt keine Macht mehr über die Lebenden.« Baltasar näherte sich Haplo um einen weiteren Schritt; Haplo um einen weiteren Schritt dem Tod.

»Laß sie gehen«, wiederholte Prinz Edmund streng.

»Hoheit, Ihr sprecht das Todesurteil über Euer eigenes Volk!« In Baltasars Mundwinkeln bildete sich Schaum. »Ich kann es retten! Ich ...«

Der Wiedergänger hob die wächserne Hand, ein Blitz zuckte aus seinen Fingerspitzen und schlug vor den Füßen des Nekromanten in den Boden. Baltasar wich angstvoll und überrascht zurück.

Prinz Edmund versetzte Alfred einen sanften Stoß. »Geht zu Eurem Freund. Helft ihm auf das Schiff. Und eilt Euch. Die Lazar kommen, um Euch zu holen.«

Verstört tat Alfred wie ihm geheißen und erreichte Haplo genau in dem Moment, als ihn die Kräfte verließen. Sie hasteten auf das Schiff zu; der Sartan führte den Erzfeind, der sich auf ihn stützte, bis sie plötzlich gegen eine unsichtbare Mauer prallten. Er hatte den merkwürdigen Eindruck, daß um ihn Sigel blau und rot aufleuchteten. Auf einen geflüsterten Befehl Haplos verschwand die Barriere. Alfred ging weiter, die Schulter unter Haplos Achselhöhle gestemmt, der bei jeder Bewegung schmerzlich das Gesicht verzog.

Baltasar merkte, daß die Schutzwehr geöffnet war, und schickte sich an, die Gelegenheit zu nutzen.

»Tu es nicht, sonst werde ich dich töten, mein Freund«, sagte Prinz Edmund, nicht zornig, sondern kummervoll. »Was bedeutet ein Toter mehr in unserer Welt?«

Alfred holte erstickt Atem; es klang wie ein Schluchzen.

»Bring uns an Bord, verdammt«, krächzte Haplo. »Du mußt es tun. Ich kann nicht ... Ich habe zuviel – Blut verloren ...«

Das Schiff schwebte über dem Lavameer. Ein breiter Streifen glutroter Magma erstreckte sich zwischen ihnen und ihrer einzigen Fluchtmöglichkeit. Kein Niedergang, keine Taue ... Kleitus war es inzwischen gelungen, sich einen Weg durch seine Toten zu bahnen.

Er ging ihnen voran, führte sie zum Angriff, trieb sie an, sich des geflügelten Schiffs zu bemächtigen und durch das Todestor zu segeln. Alfred drängte die Tränen zurück und konnte die Runen sehen, konnte sie lesen und deuten. Er verknüpfte sie zu einem leuchtenden Netz um ihn selbst, um Haplo, um Haplos Hund. Das Netz hob sie alle drei in die Luft – ein unsichtbarer Fischer, der seinen Fang einholte – und trug sie an Bord des *Himmelsstürmers*.

Die Runen seines Feindes schlossen sich schützend hinter dem Sardan.

Alfred stand auf der Brücke und starrte aus dem Fenster. Die Toten, aufgehetzt von den Lazaren, wogten um das Schiff und versuchten erfolglos, den Runenpanzer zu durchdringen. Baltasar war nirgends zu sehen. Er war entweder tot, ermordet von den Lazaren,

oder er hatte rechtzeitig fliehen können.

Die Telester verließen Glückshafen, brachten sich in den Salfag-Grotten in Sicherheit oder flüchteten ins offene Land hinaus. Alfred konnte sie sehen; als dünne, lang auseinandergezogene Linie schleppten sie sich über die Ebene. Die Toten, vorübergehend abgelenkt von dem Verlangen, das Schiff in ihren Besitz zu bringen, ließen sie ziehen. Auf Abarrach gab es für die Lebenden keinen Zufluchtsort, kein Versteck, an dem die Toten sie nicht aufspüren konnten. Es war nicht von Bedeutung. Nichts war von Bedeutung ...

Kleitus rief einen Befehl. Die anderen Lazare gaben ihre vergeblichen Bemühungen auf und sammelten sich um ihren Anführer. In der Schar der Toten entstand eine Lücke, und Alfred sah Jonathan still und leblos auf dem Pier liegen. Jera kniete neben ihm und hielt seinen Oberkörper in den Armen. Ihr Schemen begann mit der Beschwörung, die ihn zu einer furchtbaren, qualvollen Existenz verurteilte.

Alfred wandte sich ab.

»Was tun sie?« Haplo kniete auf dem Boden, beide Hände um den Kompaßstein gelegt. Die Tätowierungen auf seinen Händen leuchteten blau, aber nur schwach. Er seufzte, ließ den Stein los, bewegte prüfend die Finger und schloß die Augen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Alfred bedrückt. »Ist es wichtig?«

»Zum Henker, natürlich ist es wichtig! Es könnte ihnen gelingen, meine Runen außer Kraft zu setzen. Wir sind längst nicht in Sicherheit, Sartan, also hör auf zu schmollen und sag mir, was da vorgeht.«

Alfred schluckte und blickte wieder aus dem Fenster. »Die Lazare – sie planen etwas. Sie haben sich um Kleitus versammelt, alle, bis auf – auf Jera. Sie ...« Seine Stimme brach.

»Dann hatte ich mit meiner Befürchtung recht«, sagte Haplo leise. »Sie wollen versuchen, den Runenschild zu durchbrechen.«

»Jonathan war so sicher.« Alfred starrte nach draußen. »Er glaubte ...«

»... an nichts weiter als deine Tricks, Sartan.«

»Ich weiß, du glaubst mir nicht, Haplo, aber was du in der Kammer erlebt hast, habe ich auch erlebt. Und Jonathan. Nur ich verstehe es nicht.« Alfred schüttelte den Kopf und fügte halblaut hinzu: »Ich bin nicht einmal sicher, daß ich es verstehen *will*. Wenn wir keine Götter sind ... Wenn eine höhere Macht existiert ...«

Der Boden unter seinen Füßen bewegte sich, und er hätte fast das Gleichgewicht verloren. Der Patryn hatte die Hände wieder um den Kompaßstein gelegt, die Sigel strahlten leuchtend blau. Segel stiegen am Mast empor, Taue spannten sich; das Drachenschiff breitete zum Flug die Schwingen aus. Auf dem Pier begannen die Toten zu lärmern und schlugen klirrend die Waffen zusammen. Die Lazare hoben ihre grausigen Gesichter und näherte sich als geschlossene Gruppe dem Schiff.

Am äußeren Ende der Pier erhob sich Jonathan vom Boden. Er war ein Lazar, einer der Toten, die nicht tot waren; einer der Lebenden, die nicht lebten. Auch er kam auf das Schiff zu.

»Halt! Warte!« rief Alfred und drückte das Gesicht an die Glasscheibe. »Können wir noch eine Minute warten?«

Haplo zuckte die Schultern. »Du kannst aussteigen, wenn du möchtest, Sartan. Du hast deinen Zweck erfüllt. Ich brauche dich nicht mehr. Na los, geh!«

Das Schiff setzte sich in Bewegung. Haplos magische Kräfte durchströmten es, blaues Licht quoll zwischen seinen Fingern hervor und umgab ihn mit einer leuchtenden Aura.

»Wenn du gehen willst, dann geh!« wiederholte er laut.

Ich sollte es tun, dachte Alfred. Jonathan hatte den Glauben. Er war bereit, dafür zu sterben.

Der Sartan drehte sich um und ging zu der Leiter, die zum Oberdeck hinaufführte. Draußen hörte er die kalten, zornigen Stimmen der Toten, die ein Wutgebrüll anstimmten, als sie ihre Beute entkommen sahen. Kleitus und die übrigen Lazare begannen eine Beschwörung zu singen. Nach dem plötzlichen angespannten Ausdruck von Haplos Gesicht zu urteilen, versuchten sie, das fragile schützende Runengefüge der *Himmelsstürmer* zu durchbrechen.

Das Drachenschiff kam mit einem Ruck zum Halten. Es hing in der Luft, gefangen wie eine Fliege im Netz der Lazare. Haplo kniff die Augen zusammen, konzentrierte all seine magischen

Kräfte. An den Händen, die den Kompaßstein umklammerten, traten scharf die Sehnen und Adern hervor. Seine Finger – rötlich und fast transparent über dem strahlenden Glanz der Kugel – sahen aus wie Krallen aus Feuer.

Das Drachenschiff schlingerte, sank ein Stück tiefer.

»Vielleicht wird mir die Entscheidung abgenommen«, murmelte Alfred beinahe erleichtert. Er trat wieder ans Fenster.

Haplo atmete schwer, biß die Zähne zusammen und stemmte seinen Willen gegen die Macht, die von außen auf das Schiff einwirkte. Es stieg quälend langsam in die Höhe.

Unerwartet kam Alfred eine magische Formel in den Sinn. Er hatte die Möglichkeit, die versiegende Kraft des Patryns zu erneuern. Er konnte helfen, aus dem Netz zu entfliehen, bevor die Spinne unter dem Blatt hervorkam, um sie mit ihrem Biß zu lahmen.

Man hatte ihm die Entscheidung nicht abgenommen, sondern unerbittlich auf die Schulter gelegt.

Der Lazar Jonathan stand abseits der übrigen Lazare. Die Augen der Seele, die sich nur unvollständig vom Körper hatte befreien können, blickten zu dem geflügelten Schiff auf, drangen durch die Runen, das Holz, das Glas und durch Fleisch und Knochen in Alfreds Herz.

»Es tut mir leid«, sagte Alfred zu diesen Augen. »Ich habe nicht deinen Glauben. Ich verstehe nicht.«

Der Sartan kehrte sich vom Fenster ab. Er trat zu Haplo, legte ihm die Hände auf die Schultern und sang die Runen.

Der Kreis war geschlossen. Ein Zittern durchlief das Drachenschiff, als es sich von magischen Fesseln befreite und emporstieg. Zurück blieben die Lebenden und die Toten der Steinwelt Abarrach.

Das Schiff schwebte im Himmel vor dem Todestor.

Haplo lag auf einer Pritsche, nicht weit von dem Sockel mit dem Kompaßstein. Wenige Augenblicke nachdem sie sich von dem Zauber der Lazare befreit hatten, war er

zusammengebrochen. Der Bewußtlosigkeit nahe, hatte er darum gerungen, wach zu bleiben, bis das Schiff endgültig in Sicherheit war. Alfred hatte ihn ängstlich beobachtet, bis Haplo zornig verlangte, in Ruhe gelassen zu werden.

»Ich brauche nichts weiter als Schlaf. Wenn wir im Nexus ankommen, geht es mir wieder gut. Such dir einen Platz, um dich hinzulegen, Sartan, oder du wirst dir bei der Fahrt durchs Todestor den Hals brechen. Und diesmal halte dich aus meinen Gedanken heraus!«

Alfred stand am Fenster und schaute hinaus. Seine Gedanken waren auf Abarrach; er empfand ein nagendes Gefühl der Reue. »Es war nicht meine Absicht, in deiner Vergangenheit herumzuschnüffeln. Ich kann ...«

»Setz dich hin und sei still!«

Alfred seufzte und setzte sich in eine Ecke, wo er sich niedergeschlagen zusammenkauerte.

Der Hund rollte sich neben Haplo zusammen und bettete nach alter Gewohnheit den Kopf auf dessen Brust. Der Patryn hatte sich bequem zurechtgelegt und streichelte die seidigen Ohren des Tieres. Es schnaufte zufrieden, machte die Augen zu und wedelte verschlafen mit dem Schwanz.

»Sartan? Bist du noch wach?«

Alfred schwieg.

»Alfred.« Widerwillig.

»Ja, ich bin wach.«

»Du weißt, was dich im Nexus erwartet.« Haplo hielt den Blick auf den Hund gerichtet. »Du weißt, was mein Fürst mit dir tun wird.«

»Ja.«

Haplo zögerte einen Moment. Entweder überlegte er seine nächsten Worte, oder er war sich nicht ganz im klaren darüber, ob er weitersprechen sollte. Als er zu einem Entschluß gekommen war, sprach er scharf und schnell, als müsse er einen inneren Widerstand überwinden.

»Dann würde ich an deiner Stelle zusehen, daß ich nicht mehr an Bord bin, wenn ich aufwache.« Haplo schloß die Augen.

Alfred schaute verblüfft zu ihm hinüber, dann lächelte er. »Ich verstehe. Danke, Haplo.«

Der Patryn erwiderte nichts. Seine schweren Atemzüge wurden gleichmäßiger und tiefer. Die Linien, die der Schmerz in sein Gesicht gegraben hatte, verschwanden. Der Hund schmiegte sich mit einem leisen Winseln enger an seinen Herrn.

Das Todestor öffnete sich, und das Schiff geriet in den stärker werdenden Sog.

Alfred lehnte sich gegen die Schotten. Er konnte spüren, wie sein Bewußtsein ihm langsam entglitt. Halb im Traum hörte er Haplos schläfrige Stimme:

»Die Sache mit der Prophezeiung habe ich nie herausgefunden. Ich glaube nicht, das es wichtig ist. Da unten wird keiner am Leben bleiben, der sie erfüllen könnte. Und wer glaubt schon an solchen Unsinn? Wie du gesagt hast, Sartan. Wenn man an eine Prophezeiung glaubt, muß man auch an eine höhere Macht glauben.«

»Und glaubt jemand daran?« fragte sich Alfred.

Kapitel 38

Glückshafen, Abarrach

Die Lazare, erzürnt über den Verlust des Drachenschiffs, kehrten ihre Wut gegen die Lebenden, die noch in Abarrach übrig waren. Kleitus führte seine Streitmacht der Toten gegen den kleinen Trupp der Flüchtlinge aus Kairn Telest.

Die Lebenden wurden von Baltasar angeführt, der mit knapper Not von dem Pier entkommen war. Unter dem Schutz von Prinz Edmund eilte der Nekromant zu den Salfag-Grotten zurück und brachte seinem Volk die furchtbare Nachricht, daß ihr eigenes Heer der Toten sich gegen sie gewandt hatte.

Die Telester ergriffen die Flucht, sie zogen als armselige Karawane durch die Ebenen des Landes, das selbst im Sterben lag. Sie flüchteten, aber sie hatten keine Hoffnung auf Rettung, denn unter ihnen befanden sich viele Kranke und Kinder, die den Strapazen nicht gewachsen waren. Ihre Leidenszeit war gnädigerweise nur kurz. Die Toten waren ihnen dicht auf den Fersen, und bald sahen sich die letzten Lebenden von Abarrach in die Enge getrieben. Sie hatten keine andere Wahl, als sich umzudrehen und zu kämpfen.

Während dieser Zeit blieb ich bei den Lazaren und gab vor, einer der ihren zu sein, denn ich wußte, daß meine Stunde noch nicht gekommen war. Prinz Edmund war bei mir. Ich wußte, wie sehr ihn die Not seines Volkes schmerzte, doch auch er wartete auf seine Stunde.

Die Walstatt der Telester war eine Ebene nicht weit entfernt vom Pfeiler von Zembar. Sie dachten daran, Vorkehrungen zum Schutz der Kinder zu treffen, der Alten und Kranken, doch es erschien ihnen sinnlos. Die Toten zu besiegen war unmöglich.

Männer und Frauen suchten an Waffen zusammen, was sie finden konnten, und bereiteten sich darauf vor zu kämpfen. Sie formierten sich zu einer Linie – Familien zusammen, Freund neben Freund. Die Glücklichen würden die sein, die zuerst am schnellsten starben.

Das gewaltige Heer der Toten marschierte ihnen gegenüber auf; es war den Telestern beinahe tausend zu eins überlegen. Kleitus und die Lazare gingen an der Spitze der Streitmacht, der Herrscher prägte den Wiedergängern ein, die getöteten Nekromanten der Telester zu ihm zu bringen, damit er sie auferwecken konnte.

Ich wußte, wie die Pläne des Herrschers aussahen, denn ich hatte zusammen mit den anderen Lazaren an seinen Ratsversammlungen teilgenommen. Sobald die Telester vernichtet waren, wollte er das Todestor durchschreiten und die Welten jenseits unterwerfen. Sein wahres Ziel war, über ein Universum der Toten zu herrschen.

Die Fanfaren der Wiedergänger tönnten dünn und blechern durch die Kairn. Die Armee der Toten bereitete sich darauf vor, die Schlacht zu beginnen. Die Lebenden von Kairn Telest schlossen die Reihen und erwarteten schweigend den Ansturm.

Prinz Edmund und ich standen zusammen in den vordersten Reihen. Sein Schemen wandte sich zu mir um, und ich erkannte, daß er das Zeichen erhalten hatte.

»Wünsche mir wohl, Bruder.«

»Ich wünsche dir wohl, Bruder, für deine lange Reise«, sagte ich. »Mögest du endlich Frieden finden.« »Dasselbe wünsche ich dir.« Er sah mich an.

»Wenn meine Arbeit getan ist«, erwiderte ich.

Seite an Seite traten wir vor die Schlachtreihen. Kleitus beobachtete uns wachsam und mißtrauisch. Er würde uns zur Rede gestellt haben, aber die Toten brachen in Hochrufe aus, weil sie glaubten, Prinz Edmund sei vorgetreten, um die Schlacht gegen sein eigenes Volk zu führen.

Kleitus konnte nicht viel gegen uns unternehmen. Meine Kraft und meine Macht waren während dieser letzten Zyklen gewachsen und leuchteten um mich wie die Strahlen der Sonne, die ich nie gesehen habe, außer in den Gedanken dieses Sartans aus einer anderen Welt. Er nannte sich Alfred. Ich weiß, aus welcher Quelle die Macht entspringt. Mir war bewußt, welches Opfer ich dafür würde bringen müssen, und ich war bereit.

Prinz Edmund hob die Hand und gebot Schweigen. Die Toten gehorchten – die hohlen Schlachtrufe der Wiedergänger verstummten und auch das unablässige Raunen der Schemen.

»An diesem Zyklus«, rief Prinz Edmund, »kommt der Tod nach Abarrach!«

Die Toten brachen in gewaltigen Jubel aus. Die Züge des Herrschers verfinsterten sich.

»Ihr versteht mich falsch. Der Tod kommt nicht zu den Lebenden«, tönte Edmunds Stimme über die Walstatt, »sondern zu uns, zu den Toten. Legt eure Furcht ab, wie ich die meine ablege. Habt Vertrauen zu diesem hier.« Er kniete nieder und schaute zu mir auf. »Denn er ist derjenige, von dem die Prophezeiung kündet.«

»Bist du bereit?« fragte ich.

»Ich bin bereit«, antwortete er fest.

Ich sang die Beschwörung, die Worte, die ich zuerst aus dem Munde des Sartans Alfred vernommen habe. Gepriesen sei der Eine, der ihn zu uns geführt hat.

Prinz Edmunds Körper bäumte sich auf, als fühlte er wieder den Speer in sein Herz dringen. Auf seinen Zügen malten sich Schmerz, Kummer, das kurze, bittere Ringen, wenn das Leben entflieht.

Ich hatte Mitleid, doch ich fuhr mit der Beschwörung fort. Der Leichnam sank vor meinen Füßen leblos zu Boden.

Kleitus, der begriff, was ich tat, versuchte, mich zu hindern. Er und die anderen Lazare drangen auf mich ein, aber sie vermochten nichts wider mich.

Die Toten sprachen kein Wort.

Die Reihe der Lebenden lief ein Flüstern entlang, sie faßten sich an den Händen und fragten sich, ob ich ihnen neue Hoffnung brachte oder größeren Schrecken.

Der Leichnam regte sich nicht, die Magie, die ihm sein künstliches Leben verliehen hatte, wirkte nicht mehr. Der Schemen Edmunds, seine Seele, nahm Gestalt an. Einen kurzen Augenblick erschien er mir und seinem Volk, wie er zu Lebzeiten gewesen war – jung, schön, stolz und mitfühlend.

Sein letzter Blick galt seinem Volk, den Lebenden wie den Toten, dann war er verschwunden, wie Morgennebel im Schein der Sonne vergeht.

Es gab eine Schlacht an jenem Zyklus, aber nicht zwischen den Lebenden und den Toten. Der Kampf tobte zwischen mir und den Wiedergängern und Kleitus mit seinen Lazaren. Schließlich waren die Lazare besiegt, ihre furchtbare Macht gemindert. Sie flohen in der Absicht, neue Quellen der Macht zu finden und den Kampf fortzusetzen. Einige der Toten gingen mit ihnen – sie fürchteten sich, den Schritt in das Unbekannte zu wagen. Doch viele kamen nach der Schlacht zu mir und baten mich, sie zu erlösen.

Die Lebenden von Kairn Telest überquerten die Feuersee und betraten die so furchtbar heimgesuchte Stadt Nekropolis, wo sie sich mit den wenigen vereinten, die das Massaker überlebt haben. Baltasar ist ihr Oberhaupt. Das erste Gesetz, das von ihm erlassen wurde, verbot die Nekromantie. Sein erster Befehl lautete, daß die Opfer der Rache der Toten mit aller Ehrerbietung in der Feuersee versenkt werden sollten.

Die Lazare sind verschwunden, aber die Angst vor ihnen hängt über den Lebenden von Nekropolis wie die Wolken des giftigen Regens. Die Stadttore sind geschlossen, die

Rattenlöcher wurden zugemauert, auf den Mauern stehen Wachen. Baltasar ist der Meinung, daß die Lazare nach einem Weg durch das Todestor suchen und ihn vielleicht schon gefunden haben.

Ich halte es ebenfalls für wahrscheinlich, daß Kleitus einen Weg durch das Todestor sucht, aber ich glaube nicht, daß er bisher erfolgreich gewesen ist. Er ist noch hier in Abarrach, alle Lazare sind hier. Ich höre ihre Stimmen während der schlaflosen Stunden der langen Nächte. Ich höre ihre Schreie, voller Haß und Qual. Es ist der Haß, der sie an diese Welt kettet, insbesondere ihr Haß auf mich, denn sie wissen, daß sich in mir die Prophezeiung erfüllt hat.

Die Qual, die wir Lazare erdulden, ist unbeschreiblich. Die Seele verlangt nach Freiheit und vermag sich doch nicht vom Körper zu lösen. Der Körper sehnt sich danach, der schweren Bürde ledig zu sein, doch hat er Angst, sich von der Seele zu trennen. Wir können nicht schlafen, wir finden keine Ruhe. Keine Speise stillt unseren Hunger, kein Trunk lindert unseren brennenden Durst. Der Körper ist müde, aber die ruhelose Seele treibt ihn um und um.

Ich durchwandere die Straßen von Nekropolis, Straßen, in denen sich einst die Toten und die Lebenden drängten, doch jetzt sind sie verlassen. Ich durchwandere die leeren Säle des Palastes und lausche dem Hall meiner eigenen Schritte. Ich wandere über die öden Felder der alten Provinzen. Ich wandere über die Felder der neuen Provinzen und sehe die Lebenden arbeiten anstelle der Toten. Ich wandere am Ufer der Feuersee entlang. Wenn die Qual meines Daseins unerträglich wird, kehre ich in das Sanktuarium zurück, um Kraft zu finden.

Mein Leiden ist meine Buße, mein Opfer. Meine geliebte Jera ist bei den Lazaren, irgendwo dort draußen. Ihr Haß auf mich ist groß, aber nur weil er sich behaupten muß gegen ihre größere Liebe zu mir. Wenn die Zeit des Wartens vorüber und mein Werk getan ist, werde ich meine Geliebte in die Arme

nehmen, und zusammen werden wir den Frieden finden, der uns jetzt verwehrt ist. Das ist mein Traum, der einzige Traum, der diesen schlaflosen Augen gewährt ist.

Er ist mein Trost, meine Hoffnung. Noch ist die Zeit nicht gekommen, daß die Prophezeiung sich erfüllt, aber bald.

›Er wird Leben bringen den Toten, Hoffnung den Lebenden, und für ihn wird sich das Tor öffnen.«¹⁴

¹⁴ Aus der *Sammlung der Schriften von Jonathan dem Lazaren*, zusammengestellt von Baltasar, Herrscher von Nekropolis, Abarrach.

Kapitel 39

Mein Fürst,

Ihr könnt Abarrach aus Euren Plänen streichen. Ich habe Hinweise darauf gefunden, daß Sartan und Nichtige einst jenen Klumpen aus wertlosem, geschmolzenem Fels bewohnt haben. Die Lebensbedingungen dort erwiesen sich unzweifelhaft als zu unwirtlich selbst für ihre großen magischen Fähigkeiten. Offenbar versuchten sie, Verbindung zu den anderen Welten aufzunehmen, jedoch erfolglos. Die Städte, die sie erbauten, sind jetzt ihre Gräber.

Abarrach ist eine tote Welt.

Ich bin sicher, Ihr werdet verstehen, weshalb ich Euch nicht persönlich Bericht erstatte. Es ist etwas geschehen, das mich von hier fortruft. Bei meiner Rückkehr von Abarrach erfuhr ich, daß der Sartan, dem ich auf Arianus begegnete, Alfred, das Todestor durchschritten hat. Alles weist darauf hin, daß er nach Chelestra gegangen ist, der vierten von den Sartan erschaffenen Welt, der Welt aus Wasser. Ich folge ihm dorthin.

Euer treuer und ergebener Sohn¹⁵

HAPLO

Haplo, mein loyaler und ergebener Sohn, DU BIST EIN LÜGNER.¹⁶

¹⁵ Haplos Bericht über die Welt Abarrach, aus den Chroniken des Herrschers des Nexus

¹⁶ An den Rand des Berichts gekritzelt.

Anhang

Nekromantie

– wie in Alfreds Tagebüchern beschrieben

Aus Band III (Vermerk auf der Innenseite des Umschlags): Für die arglosen Nichtigen – in eurer eigenen Sprache geschrieben, damit ihr versteht. Dies ist mein Tagebuch, insgeheim und sporadisch geführt während meiner Reisen durch das Todestor. Ich gebe zu, daß ich bei der Auswahl der Eintragungen nicht systematisch vorgegangen bin, besonders in den ersten Jahren. Wenn ich zurückblättere, stelle ich fest, daß dem Leser einiges zugemutet wird; von der Speisenfolge eines Abendessens in Pryan bis zu langen Diskursen über magische Prinzipien. Darin eingestreut findet er – zumeist ohne Einleitung oder Verbindung mit dem vorgehenden Text – Betrachtungen und Überlegungen, die mir in jenem Augenblick spontan in den Sinn kamen.

Ich schreibe in dem Wissen, daß ihr nicht alles begreifen werdet. Wie schon gesagt, folgen meine Aufzeichnungen keinem konsequenten Schema, außerdem befürchte ich, daß die Unterschiede zwischen den Sprachstrukturen der Sartan und der Nichtigen das Verstehen zusätzlich erschweren. Das Sartan ist untrennbar mit dem Runengefüge verbunden, ergo eine nichtsequentielle Sprache, die ihre Inhalte nicht konsekutiv, sondern eher simultan vermittelt. Dieses System eignet sich ausgezeichnet für Magie und andere Konzepte, weniger für die Darstellung einer zeitlichen Abfolge von Ereignissen. Kontinuierliche Prozesse lassen sich in der gemeinsamen Sprache der Nichtigen besser verdeutlichen und ausdrücken.

Ich habe mich bei meinen Notizen sowohl des Sartan wie auch etlicher Nichtigen-Idiome bedient, je nachdem was mir von Fall zu Fall das geeignetste Vehikel für meine Gedanken und Betrachtungen zu sein schien ...

Aus Band II, Seite 132 ff. :

Alfred in den Katakomben von Nekropolis

... Auf den ersten Blick haben sich mir die Runen der unterirdischen Weihestätte unauslöschlich eingeprägt, obwohl ich mich sogleich erschauernd abwandte. Sie verfolgen mich bis in den Schlaf. Um mich von ihrem Schatten zu befreien, will ich versuchen, sie hier zu übersetzen. Zwischen Buchdeckeln gefangen, sind sie mir aus den Augen und hoffentlich auch aus dem Sinn.

Ich habe mich entschlossen, das originale Runengefüge in die gemeinsame Sprache der Nichtigen zu übertragen, um einen genaueren Einblick in die mit dem

konzeptionellen Ganzen korrespondierenden Ereignisse zu erhalten und zu vermitteln. Gleichzeitig geht mein Bestreben dahin, möglichst viele der ursprünglichen Runenstrukturen und -Verknüpfungen beizubehalten. Es ist allerdings nahezu unmöglich, eine simultan konzipierte Sprache in eine sequentielle zu übersetzen, ohne dabei weitgehende Kompromisse zu machen.

Die Runen beginnen offenbar mitten in einer Reflexion über die Kontaktaufnahme mit den Welten Jenseits – das Projekt einer Forschungsgruppe, wie später aus dem Text hervorgeht.

Übersetzung: Sekundärer Runenkomplex des Altarfrieses Zyklus 275 – Ursprünge der Nekromantie

Kinilan meinte, die alten Nekromanten hätten sich einem ähnlichen Problem gegenübergesehen, wie es uns heute beschäftigt. Das legte den Schluß nahe, die damals erarbeiteten Lösungen könnten uns bei der Erfüllung unserer jetzigen Aufgabe helfen, die darin besteht, eine Möglichkeit der Kommunikation mit den Welten Jenseits zu finden⁴. Wir begannen also, die Chroniken nach Denkanstößen und für uns brauchbaren Erkenntnissen zu durchforschen.

Anfängliche Fehlschläge

Die ersten Versuche, unsere Toten wiederzubeleben, waren unbefriedigend; Mißerfolge, die um so schwerer wogen, weil unser Überleben von baldigen Erfolgen abhing. Die auferweckten Toten waren nicht mehr als hirnlose Marionetten, nur fähig zu tun, was der betreuende Nekromant ihnen auftrug⁵. Solche Untoten taugten nicht als Arbeitskräfte, da sie nicht dazu beitrugen,

den Nekromanten zu entlasten – im Gegenteil. Der Nekromant war gezwungen, jede Bewegung des Wiedergängers zu dirigieren – eine geisttötende Aufgabe und überdies eine Vergeudung magischer Energie. Die Forschungen wurden weitergeführt, mit vielversprechenden Ergebnissen, die in der von einem betagten Magus des Hauses Advokatus gemachten Entdeckung ihren vorläufigen Höhepunkt und Abschluß fanden.

Die Delsart-Methode

Delsart Sparanga, trotz seines hohen Alters unermüdlich in der Forschung tätig, entdeckte den Delsartschen Geminus oder die Delsartsche Analogie.

... entdeckte eine zweite Form der Existenz, die mit der physischen Existenz korrespondiert. In der Runenmagie heißt dieses Phänomen der Delsartsche Geminus, auf die These bezogen, daß diese Sekundärexistenz aller Dinge ein genaues Konterfei ihrer physischen Erscheinung ist. In alten Texten taucht sie unter der Bezeichnung ›Seele‹ auf, stets im Zusammenhang mit einer Gottheit oder einem religiösen System, mit Moralvorstellungen verknüpft und auf die sogenannte intelligente Spezies beschränkt, den ›Homo sapiens‹, wohingegen Delsart diese immaterielle Daseinsform ausdrücklich allen Dingen und Lebewesen zugesteht.

Die spirituelle Existenz (Sekundärexistenz) *Geminus* ist eine sublimierte Reflexion des physischen Seins. Delsart lehrte (siehe oben), daß jedes Ding, das auf der ›primitiven‹ physischen Ebene existiert, auch auf der spirituellen Ebene vertreten ist.

Ihm verdanken wir die Erkenntnis, daß beim Tod eines Lebewesens dessen Geminus eine radikale Veränderung erfährt. Während der Leichnam eine Art spiritueller Präsenz bewahrt, hat sein Geminus keine Ähnlichkeit mehr mit dem einst Lebenden. Diese Verschiedenheit, folgerte Delsart, ist verantwortlich für die mangelnde Eigeninitiative der aufgeweckten Toten.

Es war Delsart nicht mehr vergönnt, die Natur dieser sekundären Existenzform zu erforschen, noch hatten seine Runen die Macht, sie zu beeinflussen. Sein Vermächtnis für die Nekromantie besteht in einer Runenstruktur, die es ermöglicht, den Geminus in seiner ursprünglichen Form wieder an die physische Existenz zu binden ...

Mißerfolge bei der Anwendung der Delsart-Methode

Die Entwicklung der Nekromantie verlief nicht ohne Schwierigkeiten, auch wenn das heute gern geleugnet wird⁷. Unsere Forschungsgruppe hat Runentexte aus jener Periode eingesehen. In Berichten über die ersten Versuche ist von schwerwiegenden Problemen bei der Umsetzung von Delsarts Theorien in die Praxis die Rede. Die Rituale sowie die Wartezeiten, denen eine grundlegende Bedeutung zukommt, waren nicht bekannt. Als unvermeidliche Folge des empirischen Vorgehens wurden Tote zu früh auferweckt, ohne die erforderliche Distanz des Geminus zur physischen Existenz. Es wurden viele Lazare erschaffen, die anschließend vernichtet werden mußten. Geheime Runen enthalten das Wissen, daß eine Gruppe von Lazaren für die Rebellion und die darauffolgenden Kriege um den Pfeiler von Zembar verantwortlich war.

Verbesserungen der Delsart-Runen

Noch während die Kriege um den Pfeiler von Zembar tobten, wurden an den Runenstrukturen Verbesserungen vorgenommen und ein nekromantisches Zeremoniell entwickelt, um die Toten als treue Diener ihrer lebenden Gebieter und des Staates wiederzubeleben. Die genaue Spanne des Wartens zwischen dem Zeitpunkt des Todes und der Reanimation wurde errechnet. Während dieser Periode entfernen sich Körper und Geist genügend weit voneinander, um die Ausübung des freien Willens nach der Wiederbelebung zu verhindern. Die Toten vermochten jetzt innerhalb gewisser Grenzen selbständig zu arbeiten statt als Marionetten unter der ständigen Aufsicht eines Nekromanten. Ein neues Zeitalter der Nekromantie war angebrochen.

Zyklus 279 – Ausweitung der Delsart-Theorie

Wenn alle Dinge – lebende und unbelebte – sich auch in der Form einer derartigen spirituellen Resonanz manifestierten, konnte man diese Resonanz vielleicht als Medium der Kommunikation zwischen den Welten nutzen? Das schiere Ausmaß der Schöpfung schien unserer magischen Kontaktaufnahme mit den Welten Jenseits entgegenzustehen. Unter Umständen ließ sie sich auf dem spirituellen Wege leichter bewerkstelligen als auf dem physischen.

Auf Befehl des Konzils versammelte sich unsere Gruppe hier im Sanktuarium am Tisch der Ahnen, um über diesen Punkt zu diskutieren. Der Tisch der Ahnen¹ ist aus Stein gefertigt, den man nach der Großen Teilung durch das Todestor gebracht hat. Da er aus dem Stoff einer anderen Welt besteht und also – nach Delsart – auf spiritueller Ebene noch mit ihr verbunden ist, stellte er vielleicht den Mittler dar zwischen seiner und unserer Welt, wenn nicht sogar zwischen allen Welten der Teilung.

Delsarts bahnbrechende Entdeckung lag weit zurück. Uns genügte es nicht mehr zu wissen, daß sich mit seiner Theorie arbeiten ließ, uns interessierte das Warum. Unser nächster Schritt würde sein, Forschungen wieder aufzunehmen, die vier Jahrhunderte zuvor begonnen und nach ersten Erfolgen, mit denen man sich begnügte, wieder aufgegeben wurden¹. Wir drangen tiefer und tiefer in Delsarts Gedankengänge und Thesen ein, in dem Bemühen um ein vollkommeneres Verständnis seiner Arbeit, als er selbst es besessen hat.

Zyklus 290 – Primitive und Sublimierte Existenz

Unsere Arbeit trägt Früchte. Birnbaum erforschte den Aspekt von Delsarts Werk, der sich mit dem physischen als einem

primitiven Status befaßt, verglichen mit der spirituellen Existenz. Indem er die meßbaren Unterschiede zwischen den beiden Extremen nachprüfte, kam er zu überraschenden Ergebnissen.

Das stoffliche als primitive Existenzstruktur

Unsere Fähigkeit, die physische Existenz zu erfassen, endet am Runenwall, der elementar und fundamental ist, soweit es die Konzeption der Sartanmagie betrifft. Er stellt eine unüberwindliche Hürde für alles Stoffliche dar, nur der Geminus hat Zutritt zu den Bereichen, wo Magie und Runen nicht länger definiert werden können.

Das Spirituelle als Sublimierte Existenzstruktur

Jenseits des Runenwalls herrschte nach unserer bisherigen Überzeugung das Chaos, doch ausgerechnet in diesem Umfeld scheint der spirituelle Status definiert zu sein. Birnbaums Messungen der Auswirkungen des spirituellen Status (der naturgemäß an sich nicht meßbar ist) wiesen eindeutig auf das Vorhandensein planvoller Strukturen auch in jenem Bereich hin. Daß es außerhalb des Machtbereichs unserer stärksten Runengefüge Ordnung geben soll, wird von weiten Kreisen als ketzerische These angesehen.

Zyklus 330 – Anwendung der verbesserten Runengefüge

Orstan hat ein System entwickelt, das uns durch die Ausschaltung der Oszillation von Runenstrukturen ermöglicht, den Tisch der Ahnen als Kommunikationsmedium zu nutzen. Die Wellen vereinen sich zu einer negativen Trägerfrequenz

aus Magie und Gedanken, jenseits des Runenwalls. Durch Modulation der Frequenz der Negativwelle hoffen wir, das Todestor passieren und Kontakt mit der Welt aufnehmen zu können, aus deren Stein der Tisch geschaffen wurde.

Zyklus 332 – Offenbarung

Was haben wir uns und unseren Vorfahren angetan? Entsetzen und Zorn! Verzweiflung und Scham! Orstans System übertraf alle Erwartungen. Nicht mit den Welten Jenseits sprechen wir. Wir vernehmen Worte aus unvorstellbaren Fernen. Wir hören Stimmen aus dem Staub der Vergangenheit und aus dem Schoß der Zukunft. Wir sind Kinder, die mit geschliffenen Klingen spielen ...